Studien zum Mythus des XX. Jahrhunderts
- Eingelesene Fassung.

Decerto für



& Unglaublichkeiten.com

http://ns-archiv.national-socialism.org - http://www.unglaublichkeiten.com

(Fassung: Hartung 2011 u.Z.)

Anmerkung zum eBuch:

Die vorliegende Schrift, **Studien zum Mythus des XX. Jahrhunderts**, wurde eingelesen und geringfügig nachbearbeitet.
Einige Seiten sind nicht perfekt gerade gedreht, sollten aber durchweg lesbar sein - und darum geht es hier ja auch.

Diese vorliegende Schrift wird nur zur Verfügung gestellt, um die sonst bestehende Lücke zwischen dem Hauptwerk Alfred Rosenbergs, dem **Mythus des 20. Jahrhunderts**, und seiner Verteidigung, **An die Dunkelmänner unserer Zeit**, welche sich gegen die Anklagen der hier vorliegenden Schrift richtet, zu schließen.

Dieses eBuch ist Teil der Quellensammlung des NS-Archivs über den Nationalsozialismus.

Zum Inhalt:

Katholische Angriffe gegen den Mythus des XX. Jahrhunderts, gegliedert nach den behandelten Epochen.

Inhalt des eBuches

Erster Teil

Erster Abschnitt: Das christliche Altertum

Zweiter Abschnitt: Die Kirche des Mittelalters

Dritter Abschnitt: Die Kirche der Neuzeit

Zweiter Teil: Zur Heiligen Schrift

Dritter Teil

Kirchlicher Anzeiger
für
die Erzdiözese Köln.

Amtliche Beilage

Studien zum Mythus des XX. Jahrhunderts

Kirchlicher Anzeiger

für

die Erzdiözese Köln.

Amtliche Beilage:

Studien zum Mythus des XX. Jahrhunderts

Herausgegeben von dem Erzbischöflichen Generalvikariat
Verbesserter Neudruck 1934
Druck und Vertrieb: J. P. Bachem G. m. b. H. Köln

Deutsche Fachgelehrte geben in dieser Schrift über den Inhalt und die Quellen des „Mythus des XX. Jahrhunderts“ Aufklärung. Diese Schrift ist geschrieben in Liebe zum deutschen Vaterlande, zur Heiligen Kirche und zur Wahrheit. Möge sie in diesem Sinne wirken!

Inhaltsfolge

II. Zweiter Teil:

III. Dritter Teil:

Im folgenden wird R. nach der 17.—20. Auflage (München 1934) zitiert.
Zitate aus R. stehen in Kursivschrift.

I.

Zur Geschichte der Kirche

Wohl das für den unkundigen Leser eindrucksvollste, weil scheinbar auf einer Fülle von Tatsachen aufgebaute Stück der Darstellung von R. ist das Bild, das er von der katholischen Kirche und ihrer Geschichte entwirft. Er zeichnet es zwar nicht im Zusammenhange; sondern gewisse Grundanschauungen und allgemeine Urteile kehren an den verschiedensten Stellen wieder, während manche Einzelheiten verstreut in die zahlreichen Kapitel des Buches hineinverwoben sind. Aber zusammengehalten durch die leidenschaftliche Abneigung des Autors gegen die Kirche, vereinigen sich die Grundanschauungen und die Einzelurteile für den Leser zu einem grell beleuchteten Bilde: dem einer verderblichen, ja im Grunde unheimlichen Einrichtung.

Niemand, der R. gelesen hat, wird sagen, daß bei ihm die kirchengeschichtlichen Angaben eine belanglose Nebensache seien. Wir glauben, daß sie ganz im Gegenteil auch im Sinne von R. selbst ein Kernstück seines Buches sind. Denn sie enthüllen das Gesamtbild, das er von der Kirche in sich trägt, und lassen verstehen, weshalb er so voll Abneigung gegen sie ist und sie aus dem geistigen Leben der Nation um jeden Preis ausgeschaltet wissen möchte. Es ist auch wohl gerade das vermeintliche kirchengeschichtliche Material, das ihn seiner selbst so sicher macht; beruft er sich doch in der Vorrede zur 3. Auflage (1931) ausdrücklich gegen die *„römische Presse“* darauf, daß sie *„alle geschichtlichen — weil unangreifbaren — Feststellungen unterschlagen“* habe (S. 6).

Wir wollen zunächst versuchen, aus den verschiedenen Stellen das Gesamtbild aufzubauen, und zwar, um sicher zu sein, daß wir nicht übertreiben, möglichst mit R.s eigenen Worten. Wir ordnen dabei nach der geschichtlichen Folge der Dinge und glauben, daß es der Übersichtlichkeit dient, wenn wir die übliche Einteilung in christliches Altertum, Mittelalter und Neuzeit beibehalten. Indem wir also zunächst zusammenstellen, was R. zu je einer von diesen Epochen mitteilt, lassen wir dem Teilbilde sofort die Untersuchung über die Richtigkeit der Angaben folgen. So glauben wir auch am besten davor bewahrt zu sein, irgendwie dem Autor durch einseitige Wiedergabe seiner Meinungen oder durch Pressen seiner Worte Unrecht zu tun.

Erster Abschnitt

Das christliche Altertum

A. Das Bild bei R.

Auf *„viele Wurzeln"* soll *„das durch die römische Kirche in Europa eingeführte Christentum zurückgehen"*. In Kleinasien, dieser von römischer Besteuerung bedrückten Provinz, habe sich die Legende von dem Sklavenbefreier Chrestos, der Chrestosmythus, gebildet. Dieser Mythus sei nach Palästina gelangt, wo ja der jüdische Messiasgedanke herrschte. Vorderasiatischer Chrestosmythus und jüdischer Messiasgedanke hätten sich verbunden und seien auf die Persönlichkeit Jesu übertragen worden. Jesus *„wurden neben seinen eigenen Predigten die Worte und Lehren der vorderasiatischen Propheten in den Mund gelegt, und zwar in der Form einer paradoxen Überbietung altarischer Forderungen, wie z. B. des 9-Gebote-Systems, das schon vorher von den Juden in ihren 10 Verboten für sie selbst zurechtgestutzt worden war. So verband sich Galiläa mit ganz Syrien und Vorderasien"* (S. 74).

Da nun diese *„christliche, die alten Lebensformen aufwühlende Strömung dem Pharisäer Saulus vielversprechend und ausnutzbar erschien"*, *„schloß er sich ihr an . . . und predigte die internationale Weltrevolution gegen das römische Kaiserreich. Seine Lehren bilden . . . den jüdisch-geistigen Grundstock, gleichsam die talmudistisch-orientalische Seite der römischen, aber auch der lutherischen Kirche . . ., die Juden in Rom werden sehr wohl gewußt haben, warum sie ihm ihre Synagogen für seine Propagandareden zur Verfügung stellten . . ."*

„Gegen diese gesamte Verbastardierung, Verorientalisierung und Verjudung des Christentums wehrte sich bereits das durchaus noch aristokratischen Geist atmende Johannesevangelium . . ."

„Aber Rom hatte sich dank seiner rassischen Zersetzung unrettbar an Afrika und Syrien verschrieben, die schlichte Persönlichkeit Jesu überdeckt, das spätrömische Ideal des Weltimperiums mit den Gedanken der volkslosen Weltkirche verschmolzen" (S. 74—76).

In dem *„Kampf verschiedener Rassenseelen mit dem vielköpfigen Rassenchaos"* — nach R. dem Thema der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte — *„vereinigte die syrisch-vorderasiatische Einstellung mit ihrem Aberglauben, Zauberwahn und sensuellen ‚Mysterien' alles Chaotische, Gebrochene und Zersetzte hinter sich und drückte dem Christentum den zwiespältigen Charakter auf, an dem es heute noch krankt. So zog eine mit Knechtseligkeit durchzogene Religion, geschützt durch die mißbrauchte, große Persönlichkeit Jesu, in Europa ein"* (S. 76).

In Rom hatte zwar noch die kraftvolle Oberschicht, d. h. die der 300 herrschenden Adelsgeschlechter, die den Senat stellten, in der Zerstörung Karthagos bewirkt, daß *„auch die spätere mittel- und westeuropäische Kultur von den Ausdünstungen dieses phönizischen Pestherdes verschont blieb"* (S. 55), und *„die Weltgeschichte hätte auch*

sonst vielleicht einen anderen Gang genommen, wenn gleich der Niederlegung Karthagos auch die Zerstörung aller anderen syrischen und vorderasiatischen semitisch-jüdischen Zentralen vollkommen gelungen wäre. Die Tat des Titus (d. h. die Zerstörung Jerusalems) *kam jedoch zu spät: der vorderasiatische Schmarotzer saß nicht mehr in Jerusalem selbst, sondern hatte bereits seine stärksten Saugarme von Ägypten und ‚Hellas' aus gegen Rom ausgestreckt"* (S. 55—56).

In dem inneren Zerfall Roms spielt nach R. eine besondere Rolle das *„vorderasiatische"* Volk der Etrusker. Es ist nach ihm das Volk der scheußlichsten Entartung, der Pervertierung des sexuellen und religiösen Wesens, das Volk der widerlichsten Obszönitäten, dessen *„nationales Erbgut"* nichts ist als *„die menschenunwürdigste Infamie"* (S. 60—65). Zwar hatten die *„nordischen"* Römer *„mit dem Schwert Italien von Etruskern gesäubert"*, aber *„Überzahl, Tradition und die übliche internationale Geschlossenheit alles Gauner- und Gauklertums fraß sich ins ehrenhafte altrömische Leben immer mehr ein, je weiter es zur Sicherung seiner Werte in den Völkermorast des Mittelmeeres zu greifen gezwungen war. Namentlich den* (etruskischen) *Haruspex und die* (ebenfalls etruskischen) *Auguren konnte Rom nicht überwinden"* (S. 66), und die *„gegen Ende der Republik in greulichster Gestalt wieder auftretenden Menschenopfer"* sowie die Gladiatorenkämpfe sind etruskische Vergiftung (S. 66 f.). In der römischen Kirche aber lebte das entsetzliche etruskische Wesen fort: *„Der Haruspex siegte, der römische Papst erhob sich als sein unmittelbarer Nachfolger, während die Tempelherrschaft, das Kardinalkollegium eine Mischung von Priestertum der Etrusko-Syro-Vorderasiaten und der Juden mit dem nordischen Senat Roms darstellt. Auf diesen etruskischen Haruspex geht dann auch ‚unsere' mittelalterliche Weltanschauung zurück, jener furchtbare Zauberglaube, jener Hexenwahn, dem Millionen des Abendlandes zum Opfer gefallen sind, der auch durchaus nicht mit dem Hexenhammer ausgestorben ist, sondern in der kirchlichen Literatur von heute noch lustig weiterlebt, jeden Tag bereit, offen hervorzubrechen"*, jene *„etruskisch verbastardierte Antike"*, die auch in Dantes Inferno auflebt. Denn *„die Etrusker verweilen mit sadistischer Liebe bei allen Darstellungen der Qual, des Mordens, des Opferns, das Menschenschlachten selbst war ein besonders beliebter Zauber"* . . . *„Dieses vorderasiatische Volk . . . hat das römische Blut vergiftet, seine schreckenerregenden Vorstellungen der Höllenqualen im Jenseits auf die Kirchen übertragen, die grauenhaften Tier-Menschen-Dämonen sind bleibende Einwirkungsmittel des Papsttums geworden und beherrschen die durch die römische Kirche vergiftete Vorstellungswelt unseres ‚Mittelalters', worüber schon allein die Malerei erschreckende Auskunft gibt — sogar auf dem Isenheimer Altar —, ganz zu schweigen von den Höllenfahrten anderer bildender Künstler. Erst wenn man dieses ganze fremde Wesen erkannt hat, sich seiner Ursprünge bewußt geworden ist und den Widerstandswillen aufbringt, sich dieses gesamten fürchterlichen Spukwesens zu entledigen, dann erst haben wir das ‚Mittelalter' überwunden. Dadurch aber auch die römische Kirche, die mit den*

etruskischen Unterweltsqualen für immer verbunden ist, innerlich gestürzt" (S. 67—69).

Mit dem Christentum ist also, so denkt es sich R., die ganze Verkommenheit Vorderasiens in Rom eingezogen, die einmal als *„syrisch"*, dann als *„syro-phönizisch"*, oder als *„jüdisch-syrisch"*, dann wieder als *„jüdisch"* oder auch als *„afrikanisch"* erscheint. In Rom hat sie sich mit den noch fortwuchernden Resten des Grauenvollsten, was es auf Erden gibt, des etruskischen Wesens, verbunden, und eben diese entsetzliche Mischung lebt in der römischen Kirche, besonders im Papsttum, fort. Ihr jüdisches Element ist vor allem der R.s ganzen Abscheu weckende Jahwe, *„der zu Gott erhobene Dämon"* (S. 247), der *„Dämon Jahwe"* (S. 250), der *„Einheitsgott"* des Monotheismus (S. 127), jener *„Weltanschauung, die allen Ernstes sich den Kosmos als aus dem Nichts aus Willkür erschaffen denkt"*, *„ein für uns wahnwitziger Gedanke"* (S. 597, 248), die daher *„auch einen willkürlichen, keine innere Bindung anerkennenden Gott verkünden wird"*, den *„Gott-Tyrann"* (S. 247, 597 u. ö.). Das etruskische Element aber ist *„das zaubergläubige, blutdürstige Wesen Roms"* und seines Papstes, den R. nicht müde wird, als *„Medizinmann"* (S. 173, 598 u. ö.), als *„etruskischen Haruspex"* (S. 67 u. ö.), als *„römischen Haruspex"* (S. 615) zu bezeichnen.

Nichts als Nachteiliges weiß R. von der frühen Geschichte der Kirche zu berichten. Wir haben gute Kunde von der Frühgeschichte der Kirche durch Bischof Eusebius von Cäsarea, den Verfasser der ersten Kirchengeschichte, abgeschlossen i. J. 323. Aber *„der Eunuch Eusebius stellt keine Geschichtsquelle dar"* (S. 74).

Jeder denkt an die heldenhaften altchristlichen Märtyrer. Aber, so lesen wir, im Gegensatze zu des Eusebius Bericht kann von einer wirklichen Verfolgung der Christen nicht gesprochen werden, besonders auch nicht von der als besonders hart überlieferten Verfolgung unter Kaiser Diokletian. Denn diesem *„Manne religiöser Duldsamkeit"* trat eine *„hemmungslose Beschimpfung durch die Christen"* entgegen, *„deren sektenhafte Zerrissenheit und gegenseitige Bekämpfung auch in anderer Weise das ganze bürgerliche Leben bedrohte"*. Als der Staat *„endlich zwecks Selbsterhaltung zur Abwehr griff . . ., war die Antwort Aufruhr, Brandstiftung im Palast des Kaisers. Herausforderungen der bisher unbehelligt gebliebenen, deshalb anmaßend gewordenen Christengemeinden aus dem ganzen Reich folgten eine nach der anderen"*. Daraufhin seien *„neun hingerichtete aufrührerische Bischöfe"* und *„in der Provinz des heftigen Widerstandes"*, *Palästina, ganze 80 ausgeführte Todesurteilte"* die ganze, angeblich furchtbare Verfolgung gewesen, in Wahrheit nichts gegen *„die 100 000 von Alba allein in den kleinen Niederlanden hingerichteten Ketzer"* (S. 71—73).

Nicht minder kämpfte Julian Apostata *„gerade auf Grund frommer Gesinnung gegen die Lehrer der Stellvertretung Gottes"*. Mit Recht: *„denn kaum war durch Konstantin das Christentum Staatsreligion geworden, da trat der alttestamentarische Geist des Hasses furchtbar in Erscheinung. Mit Berufung auf das A. T. forderten die Christen die*

Anwendung der dort vorgeschriebenen Strafen gegen Götzendienst" (S. 73).

Aus Konstantins Zeit erfahren wir weiter, daß *„das Nizäische Glaubensbekenntnis mit Stimmenmehrheit von Mönchen beschlossen"* worden ist, *„die zum großen Teil nicht lesen und schreiben konnten"*, wie auch sonst *„die Lehrsätze zustande gekommen sind auf Räubersynoden, auf denen man mit Stockhieben religiöse Fragen entschied"* (S. 133), endlich noch: *„daß im übrigen Konstantin arianisch getauft worden war, wird unterschlagen"* (S. 523; R. meint: von der katholischen Kirchengeschichtsschreibung).

Vom inneren Leben der Kirche lesen wir, daß der *„Afrikaner Tertullian es namentlich war, der diese Händlerlehre* (vom Ablaß) *mit vielem Aufwand von juristischem Scharfsinn ausgebaut hat"* (S. 170), daß *„syrisch-afrikanische Wüstensöhne"* eine *„Schaffung der Materie, und gar aus dem Nichts"*, die *„jedem indischen Arier als blasphemischer Materialismus erschienen wäre"*, lehrten und das *„Rom mit seinem Dämon Jahwe es übernommen hat"* (S. 250). Der hl. Augustinus ist der *„sklavische Halbafrikaner"* (S. 237 Anm.).

Wann *„viel später"* die Stelle Mt. 16, 18 f. (von Petrus dem Fels) *„von einem treuen Diener der Kirche in die alten Texte hineingefälscht worden ist"*, wird zwar nicht näher angegeben. Sie *„kennzeichnet sich selbst als eine reichlich plumpe der vielen frommen Fälschungen"*; wie R., seinem Gewährsmanne Merk folgend, meint, weil der Heiland Mt. 16, 23 Petrus, der ihn von seinem Leiden abhalten will, entgegnet: Weg von mir, Satan (S. 161). Nehmen wir an, daß die Fälschung nach R. immerhin noch im christlichen Altertum geschah.

Keinen Zweifel aber gibt es für ihn, daß *„das zaubergewaltige Priestertum Roms als Fortsetzung der Priestergesellschaften Vorder- und Mittelasiens"* die Welt schon seit dem Altertum so korrumpierte, daß, *„als notwendige Ergebnisse"*, *„der hl. Eusäbius mit 260 Pfund eisernen Ketten herumlief, der hl. Macarius sich die Heiligkeit erkaufte, indem er die Schmerzen eines Ameisenhaufens ertrug, in den er sich setzte, der hl. Franziskus — in vielem gewiß eine ganz große Persönlichkeit — dem Asiatismus den Tribut zollte, indem er zum Wohlgefallen Gottes sich nackt auf Dornen herumwälzte. Besonders fromme Nonnen tranken fremden Speichel, aßen tote Mäuse und faule Eier, alles um ‚heiliger' zu werden. Der hl. Hilarius wird gepriesen, weil er nur im Unrat gelebt habe, der hl. Athanasius war stolz darauf, nie seine Füße gewaschen zu haben, das gleiche wird vom hl. Abraham, von der hl. Sylvia berichtet. Das Kloster der hl. Euphrasia hatte gar das Gelübde abgelegt, daß seine Nonnen nie baden dürfen . . . Unter der hemmungslosen Weiterentwicklung dieses ‚Geruches der Heiligkeit' wäre Europa heute bei dem Zustand der schmutzstarrenden Heiligen Indiens und Tibets angelangt, bei einem Zustande vollkommenster Verdummung, des furchtbarsten Aberglaubens, der Armut und des Elends — bei ständiger Bereicherung der Priesterkaste. Durch die Gesamtheit der antirömischen Bewegungen wurde Europa gerettet, und*

der größte Retter des Abendlandes ist Martin Luther deshalb, weil er das W e s e n *bekämpfte, aus dem sich die skizzierten Zustände als notwendige Ergebnisse ergaben: das zaubergewaltige Priestertum Roms als Fortsetzung der Priestergesellschaften Vorder- und Mittelasiens*" (S. 184 f.).

Das ist das Bild der alten Kirche! Kein Wort von der Reinheit ihrer monotheistischen Lehre, die ja nach ihm gegenüber der Vielgötterei der antiken Völker auch nur eine abscheuliche Ausgeburt asiatischen Geistes ist, kein Wort der Bewunderung für ihre großen Heiligen und Blutzeugen, kein Wort von der Bruderliebe und großartigen Caritas der alten Christen, von ihrem erhabenen Gottesdienste, von dem mächtigen Ringen ihrer großen Geister um die Wahrheit, um die Erfassung und Rettung dessen von der Weisheit und Wissenschaft der Antike, was unvergänglich in ihr auch für den Schüler der Offenbarung war. Doch lassen wir alle Empfindungen des Herzens, allen inneren Zorn des Christen, der seine Kirche kennt und ihr wirkliches, ihr herrliches Bild vor Augen hat, schweigen.

Prüfen wir ganz ruhig die Angaben, aus denen sich R.s Bild zusammensetzt.

B. Prüfung

R. schreibt: „*In Kleinasien übten die Römer ein straffes Regiment aus und trieben unerbittlich ihre Steuern ein; in der unterdrückten Bevölkerung entstand folglich die Hoffnung auf einen Sklavenführer und Befreier. Das war die Legende vom* C h r e s t o s. *Von Kleinasien gelangte dieser Chrestosmythos nach Palästina, wurde lebhaft aufgegriffen, mit dem jüdischen Messiasgedanken verbunden und schließlich auf die Persönlichkeit Jesu übertragen*" (S. 74).

In Wirklichkeit hat in Kleinasien die Chrestoslegende gar nicht existiert. Damit fällt auch diese ganze Theorie von der Entstehung des Christentums in sich zusammen!

Wohl hat um das Jahr 120 der römische Schriftsteller Suetoinus eine Biographie des Kaisers Claudius geschrieben. Dort heißt es, daß Claudius „die Juden, die auf Anstiften eines gewissen Chrestos ständig Unruhen anzettelten, aus Rom vertrieben habe" (Vita Claudii 25). Wie heute nicht jeder Schriftsteller sich in allen Glaubensrichtungen auskennt und sich nicht immer die Mühe macht, die einzelnen Bestrebungen, etwa Religion des Blutes, Deutsche Glaubensbewegung, Deutschreligion, Junggermanische Religion, Neugeistbewegung usw., auseinanderzuhalten, so waren für viele Römer der frühchristlichen Zeit die Unterschiede der einzelnen jüdischen Religionsströmungen (Pharisäer, Sadduzäer, Essäer, gräzisierende Philonisten, Judaisten) belanglos, und das Christentum erschien ihnen oft als irgendeine jüdische Sekte. Wie verständnislos stand z. B. Pilatus den religiösen Fragen der Juden gegenüber. So erklärt sich denn auch die obenerwähnte Notiz des Sueton. (Chrestos ist nichts anderes als die etazierte Form des Wortes Christus. Im Spätgriechischen, das man damals auch in Rom sprach, wechselt oft e mit i, Itazismus, oder i mit e, Etazismus.)

Die Predigt des gekreuzigten Messias Christus rief naturgemäß in der damaligen Judenschaft große Unruhen hervor. Der Ausweisungsbefehl des Claudius traf wahllos mosaische und christliche Juden. Von dieser Ausweisung erzählt auch die Apostelgeschichte 18, 2. — Aus der kargen Notiz des Römers Sueton also, die selbst die Zusammenhänge nicht einmal trifft, entwickelt sich nun bei R. ein ganzer Mythos, eben der vorder-asiatische (!) Chrestosmythos!

Wie aber steht es mit der Rolle des Völkerapostels Paulus? Paulus denkt wahrlich nicht an politische und soziale Revolution! Man lese etwa Titusbrief 2, 9 oder 1. Timotheusbrief 6, 1 f., Kolosserbrief 3, 22 ff. u. a. m. Wie enthüllt erst der Philemonbrief, daß Paulus nicht wider politische oder soziale Ordnungen anrennt, daß er aber wohl mit der Lehre Jesu Christi und in deren Kraft eine neue Wertung der Dinge und der Menschen verkündigt. In dem Brief an die Römer aber begründet Paulus eingehender, daß und warum die Christen der weltlichen Obrigkeit die Treue halten müssen. Ich zitiere diese Stelle ganz:

„Jedermann sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan. Denn es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott stammt; wo eine besteht, ist sie von Gott angeordnet. Wer sich demnach gegen die Gewalt auflehnt, ist ein Aufrührer gegen die Anordnung Gottes; die Aufrührer aber ziehen sich selbst ihr Strafgericht zu. Die Obrigkeit ist nicht für das gute, sondern für das böse Werk zum Schrecken. Willst du von der Gewalt nicht bedroht werden, so tue recht, und du wirst von ihr Lob erhalten. Sie ist für dich Gottes Gehilfin zum Guten. Tust du aber Böses, so fürchte dich; sie trägt ja nicht umsonst das Schwert. Denn sie ist Gottes Gehilfin und vollstreckt die Strafe an dem, der Böses tut.

Deshalb muß man ihr untertan sein, nicht nur um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen; aus diesem Grunde zahlt ihr ja auch Steuern. Denn die diesem Dienste obliegen, sind Beamte Gottes. Gebet jedem, was ihr schuldig seit: Steuer, wem Steuer; Zoll, wem Zoll; Furcht, wem Furcht; und Ehre, wem Ehre gebührt" (Röm. 13, 1—7).

Schreibt so ein internationaler Revolutionär? Wir bitten den Leser, auch noch den Philemonbrief selbst zu lesen (er ist knapp eine Druckseite lang), dann wird ihm aufgehen, wie Paulus hoch über den Vorwürfen von R. steht!

Ebenso unrichtig ist es erst, daß Paulus, die Lehre Jesu verbiegend, das Christentum geformt habe, und dazu unter dem Protest des Johannesevangeliums! Wer die Evangelien liest und die Briefe Pauli und die Schriften Johannes', der spürt wohl, daß Männer von stark ausgeprägtem Charakter und von unverbogener Eigenart diese heiligen Schriften schrieben, es zeigt sich ihm aber auch, daß das gesamte neue Testament nur eine Lehre verkünden will, die Lehre Christi, der Paulus und Johannes Diener sind, die Lehre Christi, wie wir sie auch heute noch haben und halten. Einen eindrucksvollen Beleg, wie Paulus die Lehre seines göttlichen Meisters lehrt, haben wir eben kennen-

gelernt: was Paulus über den Gehorsam schreibt, ist dasselbe, was Jesus sagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist".

Aber, so wird man fragen, man kann doch nicht so einfach von Chrestosmythos, Paulusrevolution, Johannesprotest Behauptungen aufstellen, es wird doch auch Begründungen geben. Leider muß man antworten: Es gibt Begründungen dazu eben nicht. Wir stehen einfach Behauptungen gegenüber, und zwar irrigen Behauptungen.

Das Volk der Etrusker, *„der vorderasiatische Schmarotzer"*, ist nach R. in seinen rassischen Resten der Empfänger und Fortpflanzer des verderblichen asiatischen Christenglaubens. Die Anschauung R.s von den Etruskern ist ein ganz wesentlicher Grundstein in dem Gebäude, das er vor uns aufrichten möchte; die immer wiederkehrende Anprangerung des etruskischen Haruspex u. dgl. bezeugt es. Aber was wissen wir wirklich von den Etruskern? Leider ist R. in seinem Bestreben, schnell von überall her Material gegen die Kirche und das Christentum zusammenzulesen, einem Buche zum Opfer gefallen, das die ernste Wissenschaft nur mit Kopfschütteln und Bedauern über die geistigen Irrgänge des Autors aufgenommen hat: Albert Grünwedel, Tusca, Leipzig 1922.

Grünwedel, der sich in früheren Arbeiten einen Namen gemacht hat, ist in diesem Buche fixen Ideen zum Opfer gefallen. Die Beschäftigung mit den uns Europäern fremden und in ihrer Verworrenheit auf die Dauer unsympathischen indischen Höhlenmalereien [1] hat ihn auf den Gedanken gebracht, in krankhaften sexuellen Perversitäten das Leitmotiv indisch-buddhistischer Kunst zu suchen und schließlich auch, das Rätsel der etruskischen Sprache, Mythologie und Kunst aus sexueller Perversität heraus zu lösen. Die Kritik hat aus Mitleid mit dem bis dahin geschätzten Verfasser das unglückselige Buch „Tusca" möglichst totgeschwiegen. Was zunächst die angebliche Entzifferung der etruskischen Sprache angeht, den einzig möglichen Schlüssel zu den von Grünwedel behaupteten entsetzlichen etruskischen Vorstellungen und Bräuchen, so ist leider bislang die etruskische Sprache immer noch ein versiegeltes Buch. Das wissen alle Sprachforscher [2]. Die Art, in der Grünwedel versucht, das Siegel zu lösen, ist, vom Standpunkt der Wissenschaft aus betrachtet, einfach unmöglich. Die scheußlichen sexuellen Perversitäten, die er festgestellt zu haben glaubt, finden sich daher nicht bei den Etruskern, sondern sind leider das Erzeugnis seiner Einbildung. Bei der Wichtigkeit der Sache, da ja die angebliche rassische etruskische Vergiftung grundlegend für R. ist, sei es gestattet, noch folgendes anzuführen: Gleich 1923 erschien von dem hervorragenden Kenner der etruskischen Kultur und Kunst Gustav Herbig in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissenschaften ein Aufsatz, der die absolute Unwissenschaftlichkeit

1. Alt-Kutscha, Archäologische und religionsgeschichtliche Forschungen an Tempera-Gemälden aus buddhistischen Höhlen der ersten acht Jahrhunderte nach Christi Geburt, Berlin 1920.
2. Die letzte Übersicht über den Stand der etruskischen Forschung siehe bei B. Nogara, Gli Etruschi e la loro civiltà, Mailand 1933.

des Grünwedelschen Buches im einzelnen aufdeckte [3]. Herbig kleidet sein Urteil über die Methode der Sprachentzifferung von Grünwedel in Worte feiner, aber bitterer Ironie, indem er S. 19 die richtige Übersetzung einer kurzen Grabschrift, deren genauer Sinn aus bestimmten Gründen mit Sicherheit festzustellen ist, gibt und hinzufügt, er würde von dieser seiner wörtlich genauen Übersetzung, wenn er Grünwedels Sprachschlüssel anwende, mit gutem Gewissen dasselbe sagen können, was Grünwedel selbst immer wieder von den durch ihn entzifferten etruskischen Texten sage: „ein wahnwitziges Produkt (124 — die Zahlen verweisen auf die Seiten bei Grünwedel), idiotenhafte Sätze (186), das ungeheure Gewäsche (127), mystische Zweideutigkeiten in einer oft mehr als läppischen Weise (118), echt etruskische Buchstabenstochereien und Niederträchtigkeiten (152), etymologische unflätige Witze (195), wortspielende Delirien, fast wahnwitziges und unübersetzbares Kauderwelsch (125) usw. mit Grazie in infinitum". Zum Schlusse seiner Kritik schreibt Herbig (S. 24 f.): „Das grausame Risum teneatis amici, das sich dem ernsten Forscher auf die Lippen drängt, erstarrt bei Sensationshungrigen sehr bald zu einem gähnenden Hiatum teneatis amici, oder wenn wir, die besorgten Freunde von Grünwedels asiatischer und buddhistischer Lebensarbeit, nachdenklich und erschüttert die Dinge tiefer und ernster nehmen, zu einem Fletum teneatis amici, daß hier ein sittenreiner und auf dem ihm vertrauten Boden hochverdienter Gelehrter, von menschlichen und allzu menschlichen Dingen verwirrt, in fremder Erde mit eigenen Händen sich wissenschaftlich das Grab schaufelt." Wilhelm Schubart, der berühmte Berliner Orientalist, hat dann [4] Grünwedels Buch und Herbigs Aufsatz angezeigt, wobei er schreibt, daß Herbig „aus wirklicher Sachkenntnis heraus deutlich, ohne Hohn und ohne Schadenfreude, jene Hirngespinste so abtut, daß auch der Laie sofort sieht, welch erschreckender Verirrung ein scharfsinniger Kopf verfallen konnte. Wer nur ein wenig reinen Sinn bewahrt, wer nur ein wenig Begriff vom Wesen menschlicher Sprache erworben hat, bedarf freilich kaum eines Führers, um nach wenigen Seiten nicht am Etruskischen, wohl aber an Grünwedel zu verzweifeln. Da dieses Buch nun erledigt ist, würde es sich nicht schicken, ihm noch einen Stein nachzuwerfen. Aber auch seinen Inhalt werde ich nicht angeben; denn es muß so schnell wie möglich vergessen werden, um des Verfassers willen und um der deutschen Wissenschaft willen". Dieses barmherzige Vergessen hat in der Tat die Wissenschaft dem bedauerlichen Ergebnis der Phantasie Grünwedels zu gewähren versucht; auch die ausländische Fachwissenschaft hat milde den Mantel des Schweigens über es gelegt. Auch wir würden um des hochbetagten Gelehrten willen, der in früheren Tagen Tüchtiges geleistet hat, selbstverständlich nicht anders handeln. Nachdem aber R. gerade das getan hat, was Schubart „um

3. Gustav Herbig, Die Geheimsprache der Disciplina Etrusca, Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Philos.-philol. u. hist. Klasse 1923, 1. Abhandlung (S. 1—25).

4. Orientalistische Literaturzeitung, XXVII, 1924, Sp. 179 f.

der deutschen Wissenschaft willen" vermieden wissen wollte, und Grünwedels Buch nicht nur zur Grundlage seiner Auffassung vom römischen Christentum gemacht, sondern auch den traurigen Inhalt auf vielen Seiten vor dem Leser ausgebreitet hat, bleibt leider nichts anderes übrig, als das Urteil der wirklichen Kenner Etruriens hier dem Leser mitzuteilen [5].

Selbst darüber, welchen Stammes die Etrusker waren, gibt es noch keine hinreichend sichere Erkenntnis. So große Forscher wie Niebuhr, Otfried Müller, Helbig u. a. (Gsell, Pigorini, Lattes) hielten die Etrusker für Glieder der indoeuropäischen (also arischen) Volksgruppe, zu der auch die Umbrer, Sabeller, Osker und Latiner, für uns Ureinwohner Italiens, gehören. Andere, neuere Forscher, wie Gaetano De Sanctis und Luigi Pareti folgten ihnen, abgesehen von Einzelheiten, die das Verhältnis der Etrusker zu den sog. Italikern betreffen. Wieder andere, ich erwähne von deutschen Forschern nur Körte, Furtwängler, Herbig und Kretschmer, denken an eine Einwanderung der Etrusker aus Kleinasien um 700 v. Chr., wobei sie sich die unterworfenen Umbrer assimilierten; noch andere, wie Hrozny, halten sie für die Reste einer ganz alten Bevölkerung, die schon vor dem Jahre 1000 v. Chr. verbreitet gewesen sei, von den Bergen Lydiens bis nach Spanien, wo das kraftvolle Volk der Basken ihre überlebenden Reste darstelle. Während also die ernsten Forscher noch nicht zu einem überzeugenden Ergebnisse gekommen sind, wo vor allem trotz der darauf verwendeten großen Mühe noch niemand sich rühmen kann, das Rätsel der etruskischen Sprache gelöst zu haben, stützt sich R. auf die Irrtümer eines von fixen Ideen Getäuschten, der einen Herd der Unsittlichkeit und Gemeinheit in Italien entdeckt zu haben sich einbildete, und findet so eine rassische Unterlage für alle beliebigen, nunmehr kühn als etruskisch, etruskisch-syrisch, asiatisch, phönizisch usw. bezeichneten Scheußlichkeiten, die im Papsttum und der katholischen Kirche aus der rassischen Weiterwirkung fortdauern sollen!

---

5. Heute mehr denn je sind wir überzeugt von dem Einfluß der Rasse auf die Gestaltung eines Volkes und seines Lebens und seiner Werke. Wer darum etruskischen Geist spüren will, gehe einmal nach Florenz! Es dürfte in Italien kaum eine Stadt von ausgeprägterem Charakter geben, und wenn es auch hier wie sonst schwer ist, die einzelnen Geschehnisse und die gestalteten Werke auf die verschiedenen rassischen, seelischen, allgemein kulturellen, auch zufälligen Einflüsse zurückzuführen, so darf man doch in der Eigenart von Florenz auch etwas von der Eigenart etruskischer Rasse wiedersehen. Wo aber hat je ein stärkeres, eigenwilligeres, lebenstüchtigeres Volk gewohnt als in dieser Stadt, die mit ihren 50 000 Einwohnern Kaisern und Päpsten Trotz bieten kann, gleichzeitig Handel treibt über die ganze bekannte Erde, bodenständiges Handwerk hat, trotzig in Bruderkriegen sich zerfleischt, so daß die Häuser der alten stolzen Geschlechter innerhalb der Stadt bis auf den heutigen Tag Trutzbauten und „Festungen" sind, und doch dabei die geistige Spannkraft und die „Muße" findet zu kulturellen Schöpfungen unerhörtester Art? Und wer heute noch erlebt, wie stolz die Florentiner (mit wieviel Recht oder Unrecht, sei dahingestellt) sich als Etrusker und damit den Römern überlegen fühlen, und wem sich dann in Florenz etruskischer Geist geoffenbart hat, für den fallen R.s Theorien über das „Untermenschentum" dieses stolzen, übergesunden Geschlechtes in sich zusammen, auch ehe er durch wissenschaftliche Arbeiten festgestellt hat, daß R., wie oben dargelegt, einer Täuschung zum Opfer gefallen ist.

Interessant ist es, zu sehen, wie er (S. 62 Anm.) Karl Otfried Müller, um wenigstens noch einen Kronzeugen zu haben, einen der bekanntesten älteren Forscher, durch kühne Veränderung des betr. Zitates heranzieht. Er schreibt: *„Der äußerst zurückhaltende Erforscher Etruriens, Karl Otfried Müller, welcher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts natürlich noch nicht die ganze Rassenfrage derart übersehen konnte wie wir heute, schreibt in seinem großen Werke ‚Die Etrusker' (neu herausgegeben von Dr. W. Deecke, Stuttgart 1877) über die dem etruskischen Wesen offenbar verwandten Dionysien, zunächst seien nur die Frauen eingeweiht worden; erst lange nachher, in Rom gegen 550 der Stadt, wurden auch Männer geweiht, die etruskischen Priester hätten dann ‚jene scheuseligen Orgien' ausgebildet, in denen das von phrygischer Kymbalen- und Paukenmusik betäubte, von bacchischer Lust und losgelassener Gier entflammte Gemüt sich aller Greuel unterfing, bis der römische Senat (568) mit heilsamer Strenge alle Bacchanalien aufhob"* (Bd. II, S. 78). In Wahrheit sagt Müller an der betr. Stelle, daß Etrurien den Dionysoskult, von dem seine Kunstdenkmäler zeugten, während seine „Landesfeste keine Spur einer orgiastischen Festraserei zeigten", unter den Landschaften Italiens zuerst „von den griechischen Stadtgemeinden" empfing, und daß, nachdem man später „auch Männer eingeweiht, große Mahlzeiten und Gelage im etruskischen Geschmack hinzugefügt hatte und durch kampanische (also doch wieder aus griechisch besiedelten Städten!) und etruskische Priester jene scheußlichen Orgien . . ., bis der römische Senat (568) mit heilsamer Strenge alle Bacchanalien in Italien aufhob mit Ausnahme einiger alten und herkömmlichen Gebräuche". Weshalb fehlt bei R. der doppelte Hinweis von Müller auf die Griechen als die Urheber der bacchanalischen Ausgelassenheiten? [6]

6. So, wie R. bez. der etruskischen Wurzel des Papsttums sich allzu vertrauensselig auf falsche Quellen verlassen hat, so wohl auch, wenn er dem Papsttum etwas *‚Jüdisches'* unterlegt. Ich weiß nicht, ob er dabei an die angeblichen jüdischen Weltherrschaftspläne gedacht hat, die nach den sog. „Protokollen der Weisen von Zion" Vertreter des Judentums ausgeheckt und beraten haben sollen. R. selbst hat diese „Protokolle" herausgegeben und bearbeitet: Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik. Die erste Auflage erschien München 1923; i. J. 1933 erschien das 20. Tausend, völlig neu bearbeitet von A. Philipp. Ich darf wohl auf die Geschichte dieser vielverhandelten „Protokolle" kurz eingehen. Im Jahre 1864 erschien in Brüssel ein kleines Bändchen von 337 Seiten: Dialogue aux enfers entre Machiavel et Montesquieu ou la politique de Machiavel au XIX. siècle, par un contemporain. Der ungenannte „Zeitgenosse", der Verfasser, ist später bekannt geworden. Es war Maurice Joly, ein Gegner der Innenpolitik Napoleons III., der sich am 10. Dez. 1848 durch Volksabstimmung auf 4 Jahre zum Präsidenten, dann nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 auf 10 Jahre zum Präsidenten mit fast unbeschränkter Macht, endlich durch Volksabstimmunng am 2. Dez. 1852 zum Kaiser hatte wählen lassen. Maurice Joly fingiert in dem höchst geistreichen Buche in 24 Dialogen ein langes Gespräch, das in den Gängen der Unterwelt während einer Rekreationspause stattfindet zwischen dem Schatten des Florentiner Staatsmannes Niccolò Machiavelli (1469—1527), durch sein „Libro del Principe" (1516) bekanntlich zum Theoretiker des fürstlichen skrupellosen Absolutismus, und Ch. de Montesquieu (1689—1755), durch seine Schrift „De l'esprit des lois" (1748) zum Vertreter des modernen Rechtsstaates geworden. Das lange Gespräch hat zum Inhalt, im Hinblick auf Napoleons Taktik, seine absolute Herrschaft immer mit den Mitteln der Demokratie aufzubauen, ob und wie noch im 19. Jahrhundert ein

Man muß bei Grünwedel und R. die ganze Konzentrierung alles Perversen und Obszönen, von der Knabenschändung bis zur Eingeweidepyramide und den Kothaufen im Kulte und Leben der Etrusker, des wahren Auswurfs der Menschheit, nachlesen, um zu verstehen, welche überhaupt nicht zu überbietende Kennzeichnung in der Bezeichnung „etruskisch“ für Papsttum und Kirche liegt!

Den Etruskern wird von R. auch die Einführung des Hexenwahns in die Schuhe geschoben, weil sich so die Anheftung auch dieser Schuld an das Papsttum leichter machen läßt, das diesen etruskischen Wahn in das germanische Mittelalter verpflanzt habe. Das Germanentum sei von sich aus frei von ihm gewesen. Wie ist die Wirklichkeit? Der Glaube an Hexen war im Orient und im Abendlande, insbesondere auch bei den Kelten und den alten Germanen verbreitet. Bezüglich der Langobarden braucht nur auf den Edictus Rothari verwiesen zu werden (Rothari war König 637—52), wo die Tötung von Hexen bei bestimmten Geldstrafen je nach dem Stande des Töters verboten wird, weil „ein Christ nicht glauben dürfe, daß es Hexen gebe, und daß ein

---

Mann unter Innehaltung demokratischer Formen ein Volk um seine Freiheit bringen könne. Es behandelt die verschiedenen damaligen freiheitlichen Verfassungen in den europäischen Staaten, geht zu der Frage über, ob es möglich sei, durch einen Staatsstreich alle Gewalt in die Hände eines Mannes zu bekommen, um dann in einer ganzen Reihe von Dialogen durch Machiavel dem immer mehr erstaunten und von Dialog zu Dialog mehr besiegten Montesquieu klarzumachen, wie nach einem solchen Staatsstreiche die Abschaffung der Freiheit im 19. Jahrhdt. durchführbar sei, bez. der Presse, des Richterstandes, der Hochschulen, des Finanzwesens, der Volksstimmung, der etwaigen kirchlichen Opposition usw. Erst ganz zu Ende läßt der Autor Montesquieu merken, daß sein Gegenüber in alledem von Frankreich spricht. Mit den Worten des völlig gebrochenen Montesquieu: Dieu éternel, qu'avez-vous permis! schließt dramatisch der letzte Dialog, und die Schatten müssen wieder in ihre Zellen zurückkehren. Napoleon hat die Satire wohl verstanden, daher das Buch, wo er seiner habhaft werden konnte, konfiszieren lassen, schließlich auch den Autor ermittelt und gefangengesetzt. Daher ist das Buch sehr selten geworden: schade, da es außerordentlich witzig und spannend geschrieben ist und eine deutsche Übersetzung wohl verdiente. Dieses Buch nun wurde von russischen Gegnern der Juden benutzt. Sie machten große Auszüge, anscheinend in ziemlicher Eile, worauf die Übersetzungsfehler hinweisen, verteilten das Gespräch zwischen Machiavel und Montesquieu auf Juden, die auf dem Zionistenkongreß in Basel i. J. 1897 Pläne beraten hätten, deren Gegenstand die Unterjochung der Christen unter eine internationale Judenherrschaft gewesen sei. Sie ließen die ganze, so fabrizierte Mystifikation i. J. 1905 der 3. Auflage eines russischen adventitischen Buches beidrucken, das in erster Auflage 1901 unter dem Titel: „Das Große im Kleinen, oder nahe ist der heranschreitende Antichrist“ von einem gewissen Sergej Nilus in Moskau erschienen war. Die erste Auflage mit dem Anhang wurde nur in sehr kleiner Auflage gedruckt; anscheinend sollte es dem Zaren in die Hände gespielt werden, um ihn gegen die Juden einzunehmen. Neue russische Ausgaben mit den angehängten Protokollen erschienen 1911, 1912, 1917, 1918, 1919, endlich in Berlin 1920. Die Fälschung ist zwar unsagbar plump; aber es war wohl ihre unvorstellbare Kühnheit, die vielleicht im Anfang einige Männer verblüffte, so zunächst 1919 Gottfried zur Beek, der sie in Berlin in deutscher, dann einen französischen Geistlichen, Msgr. Jouin, der sie 1920 in französischer Übersetzung veröffentlichte, welcher schon 1921 eine weitere französische Übersetzung von P. Lambelin folgte. In Amerika erschien ohne Verfasserangabe 1920 eine Übersetzung, der unmittelbar im gleichen Jahre in London eine längere Bearbeitung und 1924 eine neue Übersetzung folgten. Henry Ford, der bekannte Automobilkönig, ließ eine längere Bearbeitung in Amerika erscheinen; sein Buch wurde sogleich 1922 ins Deutsche übersetzt. Diesen Ausgaben folgten außer einer polni-

Weib einen Menschen lebendig verschlingen könne", was also offenbar von den heidnischen Langobarden geglaubt wurde (Mon. Germ. Leg. IV, ed. Pertz, p. 87). Noch tiefer läßt uns das 6. Kapitel von Karls d. Gr. Capitulatio de partibus Saxoniae blicken, das verfügt: „Wenn jemand, vom Teufel getäuscht, glauben sollte, nach Art der Heiden, daß ein Mann oder eine Frau eine Hexe (striga) sei und Menschen fresse, und deshalb sie selbst verbrennt und ihr Fleisch zum Verzehren gibt oder es selbst verzehrt, so soll er des Todes schuldig sein (Mon. Germ. Leg. II, I, 1. p. 68). Bei den Sachsen war also nicht nur der Glaube an Hexen lebendig, sondern es kam auch vor, daß die vermeintlichen Hexen verbrannt wurden und ihr gebratenes Fleisch verzehrt wurde. Die Kirche hat gegen den Hexenwahn zunächst mit lobenswertem Eifer gekämpft. So sagt eine Predigt des 8. oder 9. Jahrhunderts: „Viele Menschen glauben, daß es Hexen gibt, und sagen, daß sie Kinder, Rinder und Pferde verzehren und anderes Böse tun. Das soll man nicht glauben, weil es die Weisen widerlegen. Es hat nie eine Hexe gegeben, und es wird nie eine geben; aber der Teufel sagt solche Worte durch

schen Übersetzung von 1923 noch die deutsche oben erwähnte Bearbeitung von R. 1923 und eine von Th. Fritsch, dem Verfasser des ebenso unchristlichen und antikatholischen wie antisemitischen „Handbuches der Judenfrage" und Inhaber des antisemitischen Hammerverlags, 1924, beide seitdem in vielen Auflagen erschienen, in verkürzter Form, unter dem Titel „Was muß der Arbeiter von der Weltpolitik wissen? Die Enthüllung eines Geheimplanes" als ganz billige Broschüre für Massenverbreitung herausgegeben, endlich, nur mit tiefster Beschämung erwähne ich es, eine deutsche Bearbeitung von seiten eines katholischen österreichischen Geistlichen, Gaston Ritter, unter dem Titel: „Das Judentum und die Schatten des Antichrist", Graz, 1933. Inzwischen war durch ein Buch von B. Segel, „Die Protokolle der Weisen von Zion kritisch beleuchtet", Berlin 1924, die Sachlage mit absolut zwingenden Beweisen im wesentlichen aufgeklärt und auf das Werk von Maurice Joly hingewiesen worden. R., der vielleicht das in der Tat ja auch seltene Buch von Joly nicht vor Augen bekommen konnte, wich dem Beweise damit aus, daß Joly gleich Joel, der Verfasser also ein Jude sei, wohl ohne zu bedenken, daß selbst im Falle, Joly wäre Jude gewesen, was aber nach dem ganzen Tenor seines Buches ausgeschlossen sein dürfte, damit der Nachweis nicht erschüttert wird, daß die angeblichen Versammlungsprotokolle von 1897 schon im Jahre 1864 in Brüssel als Buch gegen Napoleon III. gedruckt worden sind. Gaston Ritter, der leichtfertig genug ist, auf eine kritische Nachforschung zu verzichten, schreibt diesen Versuch, an der Echtheit festzuhalten, einfach R. nach. Th. Fritsch hilft sich damit, daß „er sich nicht vorstellen könne, daß ein arischer Kopf ein solches System spitzbübischer Niedertracht und so schamloser Folgerichtigkeit auszudenken fähig sei" (Ausg. von 1933, S. 73); aber es handelt sich ja um eine satirisch-polemische Schrift gegen Napoleon III. Daß die Russen, die 1905 die Protokolle herausgegeben haben, sie nach dem französischen Dialogue aux enfers fabriziert haben, daß also Juden nichts mit ihrer Entstehung zu tun haben, ist für den, der selbst die Möglichkeit hat, den Dialogue aux enfers neben die Protokolle zu legen, einfach evident. Für den, dem das französische Buch unzugänglich ist, hätte es genügen sollen, daß Segel die Texte seitenweise nebeneinander abdruckt. Jedenfalls müssen die Protokolle jetzt als erledigt gelten, und ihr Inhalt sollte auch nicht mehr indirekt herangezogen werden. — Der gerichtliche Prozeß, der seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieser Studien am 29. Oktober 1934 in Bern gegen einen Verfechter der Echtheit der Protokolle geführt wird, scheint nach den ersten Verhandlungen am 29. und 30. Oktober soviel ergeben zu haben, daß der Hauptschuldige an der Fälschung ein hervorragendes Mitglied der russischen Geheimpolizei in Paris, General Radschowsky, war und daß die Anfänge der Fälschung schon vor 1905 liegen. Vgl. Basler Nachrichten vom 30. und 31. Oktober 1934.

Menschen, die nicht gesegnet sind [7]." Im sog. Canon episcopi, einem fränkischen Synodalstatut des 9. Jahrhunderts, lesen wir, daß die Priester gemahnt werden, gegen den von den betreffenden Weibern selbst verbreiteten Wahn aufzutreten, daß Weiber nächtlicherweile, auf gewissen Tieren reitend, zum Dienste der heidnischen Göttin (der Canon nennt sie Diana) aufgeboten würden. (Regino von Prüm, De synodalibus causis II, 371). Daß es Weiber gab, die solches von sich selbst aussagten, wird einem vollends glaubhaft, wenn man noch im 19. Jahrhundert in Schweden die größten Schwierigkeiten mit Frauen hatte, die sich selbst als Hexen ausgaben und auf dem Blocksberge gewesen sein wollten. Mit Recht macht Weiser-Aall, der von diesem schwedischen Wahn berichtet, in seinem großen Artikel über die Hexen im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. III (1930) Sp. 1827—1920, darauf aufmerksam, daß gerade die Geschichte des Hexenglaubens bei den nordischen Völkern, wo er auf keine Weise etwa aus römischer Ansteckung erklärt werden kann, zeigt, wie sehr der Hexenglaube in der germanischen Tradition selbst zu Hause ist. Auch das Verbrennen der Hexen ist altgermanische Sitte, nichts anderes eben als die Unschädlichmachung des weiblichen und auch des männlichen Zauberers, dessen Machenschaften man fürchtet, und wie fest solcher Aberglaube sitzen kann, mag man daraus ermessen, daß die „Baseler Nachrichten" noch vom 9. Juli 1934 (!) aus Linthal, einem Orte in dem (nicht katholischen) Kanton Glarus, berichteten, ein Bauer habe ein Haus angezündet, um eine darin wohnende Frau als Hexe zu verbrennen, weil sie ihm zwei Pferde verhext habe.

Die Männer der Kirche haben leider nach und nach vor dem Glauben an Hexen kapituliert, vor allem in den deutschen Ländern, bis schließlich die deutschen Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris 1484 sogar von Papst Innozenz VIII. die erbetene Anerkennung ihrer Zuständigkeit in dem Vorgehen gegen die vermeintliche schlimme Tätigkeit der Hexen erlangten und den schmählichen Hexenhammer verfaßten. Der Hexenwahn ist also nicht von Etrurien oder Rom nach Deutschland gekommen, sondern leider altgermanisches Volksgut, das nicht standhaft genug von der Kirche bekämpft worden ist.

Daher ist auch der Wahn am schlimmsten in Deutschland nach der Glaubenstrennung aufgeblüht. Luther, Zwingli, Calvin haben ihm in gleicher Weise gehuldigt; auch das protestantische England, die skandinavischen Reiche und die protestantischen Einwandererstaaten Nordamerikas haben eine scharfe Hexenverfolgung getrieben, während man in Rom zwar die ganz allgemein gewordene Überzeugung von der Möglichkeit des Teufelsbündnisses der Hexen und seiner Benutzung zu schädigenden Taten nicht abgelehnt, sie aber in Theorie und Praxis immerhin nur mit einer unverkennbaren Vorsicht zugelassen hat. Deshalb auch nur ganz wenige Hexenprozesse in Rom und ihr völliges Aufhören dort im 17. Jahrhundert, während in Deutschland der

7. Die Predigt siehe bei G. Morin, Textes inédits relatifs au Symbole et à la vie chrétienne, Revue bénédictine XXII, 1905, 518; vgl. G. Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter II [2]. Paderborn 1929. S. 62.

unselige Wahn noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts seine Opfer forderte [8].

Auch was R. in diesem selben Zusammenhang von der Schuld des Papsttums an der Verbreitung des spukhaften Teufelsglaubens schreibt, hält der Forschung nicht stand. Die biblische Lehre von den gefallenen Engeln, den bösen Geistern, ist in der ganzen antiken Welt mit den vorchristlichen populären Vorstellungen von den Dämonen zusammengetroffen. Einem Geschlechte, das für so viele Krankheiten und Naturkatastrophen nicht die natürliche Erklärung hatte wie wir, war der Glaube an die Wirksamkeit der Dämonen etwas ganz Selbstverständliches geworden. Weil er aber so ganz allgemein und selbstverständlich war, konnte es gar nicht anders kommen, als daß er noch lange fortlebte und mit der christlichen Lehre von sündig gewordenen reinen Geistern sich in mannigfacher Weise verband und diese Lehre oft genug in schlimmster Weise vergröberte oder ganz entstellte. Nicht das Christentum hat die Furcht vor den Dämonen geschaffen, sondern diese Furcht war da.

Das Christentum, gerade das alte Christentum, hat aber gelehrt, im Vertrauen auf Christus diese Furcht religiös zu überwinden. Das ist gewiß nicht so schnell und befriedigend gegangen, wie wir es wünschen möchten, und schließlich hat sich mit dem Hexenglauben auch ein bedauerlicher Glaube an Teufelsspuk breitgemacht. Aber ein Blick in die Geschichte des Aberglaubens bei germanischen und nichtgermanischen Völkern zeigt, daß die Diener der Kirche ganz außerhalb der Geistesart ihrer Zeit hätten stehen müssen, wenn sie von allen Spukängsten hätten frei sein sollen.

Der Ursprung des Christentums war also weder vorderasiatisch-mythisch, noch pharisäisch-paulinisch, noch untermenschlich-etruskisch. Der Beginn des Christentums ist das Offenbar-Werden des Sohnes Gottes, der um unseres Heiles willen vom Himmel herabgestiegen ist und Mensch wurde vom Heiligen Geiste aus Maria der Jungfrau. „Das Leben ist ja erschienen, und wir haben es gesehen, und wir bezeigen und verkünden Euch das Leben, das ewige, das beim Vater war und sich uns geoffenbaret hat. Was wir also gesehen und gehört haben, verkündigen wir Euch; denn auch Ihr sollt mit uns Gemeinschaft haben. Unsere Gemeinschaft besteht mit dem Vater und seinem Sohne Jesus Christus!" 1. Joh. 1, 2. 3.

Wir gehen zu den Einzelheiten aus dem christlichen Altertum über.

---

8. Über das Fortleben des Hexenglaubens siehe N. Paulus, Hexenwahn und Hexenprozesse, vornehmlich im 16. Jahrhundert, Freiburg i. B. 1910.
Es ist der große Fehler in Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse (neubearbeitet und herausgegeben von Max Bauer), 2 Bde., München 1911, daß sie den Leser über die Wurzeln des Hexenwesens irreführt. Zwar werden die Erklärungen und Beschlüsse gegen den Hexenglauben, die wir oben angeführt haben, auch bei Soldan-Heppe wiedergegeben (S. 109 ff.). Aber da die Verfasser nicht chronologisch vorgehen, wirft der Leser Erscheinungen aus späterer Zeit, in der kirchliche Kreise vom Hexenglauben angesteckt waren, mit solchen aus früherer Zeit, an denen kirchliche Kreise noch unbeteiligt waren, durcheinander. Daß es übrigens auch Hexenglauben außerhalb der germanischen Welt gegeben hat, über den Soldan-Heppe Kap. 2—6 handelt, ist bekannt; er ist aber nicht die Wurzel des germanischen.

Eusebius von Caesarea, den Vater der Kirchengeschichte und für vieles aus ihrer Frühzeit unsere Hauptquelle, nennt R. einen Eunuch, und seine Glaubwürdigkeit lehnt er kurzerhand ab. Über das eine wird jeder Kenner der Kirchengeschichte ebenso erstaunt sein wie über das andere. Die Kirche hat immer die Kastration als Hindernis der Zulassung zum geistlichen Stande behandelt. Da sie im römischen Reiche ganz außerordentlich verbreitet war, vor allem auch an Unfreien oft gegen ihren Willen vollzogen wurde, so verfügte das erste allgemeine Konzil in Nicaea i. J. 325 gleich in seinem ersten Kanon (K. = zusammenfassender Beschluß) ausdrücklich die Ausschließung aus dem Klerus, also nicht nur vom Priestertum, eines jeden, der mit seiner Zustimmung seine Mannbarkeit verloren haben sollte. Nur wer gegen seinen Willen von den Barbaren (also bei Kriegsgefangenschaft) oder in der Krankheit von den Ärzten den Eingriff erlitten habe, dürfe im Klerus bleiben. Eusebius war selbst Mitglied dieses Konzils, und es kann keine Rede davon sein, daß er ein Eunuch gewesen wäre.

Ich glaube aber auch die Quelle für R.s Behauptung aufzeigen zu können. In der Beurteilung des Julianus Apostata ist R., wie in jener der Christenverfolgungen, offenbar ganz abhängig von Th. Birt, Charakterbilder Spätroms, Leipzig 1919 (ich benutze die 2. Aufl. 1922)[9], auf den er S. 73 Anm. auch selbst hinweist. Birt erwähnt nun S. 213 den „garstigen Eunuch Eusebius", der den Konstantius, Konstantins Sohn, „beherrschte", und meint damit einen Höfling, der mit Eusebius, dem Bischof von Caesarea und Kirchenhistoriker, natürlich nichts zu tun hat. R. hat, das scheint mir die einzig mögliche Erklärung zu sein, Birt etwas eilig gelesen und den einen Eusebius mit dem anderen verwechselt.

Die Gewissenhaftigkeit des Kirchenhistorikers Eusebius wird von den Fachmännern in vollem Maße anerkannt. Eusebius hat daher auch in seinen Mitteilungen über die Christenverfolgungen als zuverlässig zu gelten. Birt hingegen, dem R. folgt, war ein ausgesprochener Gegner des positiven Christentums und der Kirche und hat, wo es sich um diese handelt, in sehr vielen Dingen es an der nötigen Kritik fehlen lassen, so auch bezüglich der Christenverfolgungen. R. aber übernimmt nicht nur blindlings, sondern erweitert oder verändert noch die Birtschen Fehlurteile im antikirchlichen Sinne und kommt so zu seinen abschätzigen Urteilen über die Christen in der Verfolgungszeit.

Sehen wir zu: Daß Diokletian ein Herrscher von Kraft und staatsmännischer Begabung war, daß er auch von sich aus kein Christenfeind war, sondern das Christentum so sehr, sogar in seiner nächsten Umgebung, duldete, daß es unter seiner Regierung einen mächtigen Aufschwung nahm, ist Gemeingut nicht nur der Geschichtswissenschaft, sondern insbesondere auch der katholischen Kirchengeschichtsschreibung. Diokletians eigene Gemahlin und Tochter standen dem Christentum nahe. Aber nach fast 20 Jahren des Friedens gelang es

9. Das Buch hat in der gebundenen Originalausgabe auf dem Umschlage einen Titel der von dem auf dem Titelblatte abweicht; die Berichtigung des von R. angegebenen in der ersten Ausgabe dieser Studien ist daher hinfällig.

der altheidnischen Partei, besonders dem Mitkaiser Galerius, Diokletian gegen das Christentum einzunehmen und ihn zu dem extremen Versuch zu bestimmen, das Christentum auszurotten. R. betont zunächst, Birt S. 122 folgend, das germanische Rassenelement in seinem Helden Diokletian, einem dalmatinischen Sklavensohn (S. 58: *„vielleicht halbgermanischer Abkunft“*, S. 72: *„vermutlich germanischer Mischling, von weißer Körperhaut, blauäugig“*), obschon Birt selbst etwas später (Anm. 34) auf die Unsicherheit der diesbezüglichen Quellen hinweist. Eigentlich sollten wir als Deutsche nicht allzu stolz auf diesen Fürsten sein, der der eigentliche Begründer des Despotismus und des Orientalismus in der römischen Reichsverwaltung und im Kaisertum war. Birt selbst weist darauf hin, wenn er Diokletians eigene Worte zitiert: „So muß ich abgeschlossen leben, und das Volksleben berührt mich nicht, und ich erfahre nicht die Wahrheit. Der gutwilligste und vorsichtigste Monarch wird mißbraucht und verraten; denn meine Freunde bei Tisch sind ohne Redlichkeit, meine Hofgesellschaft üble Trabanten, die Kammerherren töricht, die Eunuchen voller Habgier. Fünf oder sechs Leute komplottieren, sie wollen den Herrscher schon täuschen und herumkriegen. So geht es uns.“ Und Birt fügt nicht unrichtig hinzu: „Das ist der Seufzer aller Kalifen und Sultane geblieben!“ Daß Diokletian unter diesen Umständen von seiner Umgebung in eine Christenverfolgung hineingetrieben worden ist, versteht man. Die katholische Geschichtsforschung hat daher auch Diokletians eigene Schuld sehr wohl von der seiner Berater und Mitkaiser und von der der Zeitumstände geschieden. Von dem *„Ungeheuer Diokletian“* (nach den von R. gesetzten Anführungszeichen doch wohl als Zitation, wenn auch ohne Angabe der Quelle, zu verstehen) entsinne ich mich nicht, je ihn in einem katholischen Geschichtswerk gelesen zu haben [10]. Weiter: Birt schreibt (S. 146), wo er die Gründe aufzählt, die nach seiner Ansicht Diokletian und seine Mitregenten bewogen haben, von der bisherigen freundlichen Stellung gegen die Christen abzugehen: „Aber es kam noch ein weiterer Grund hinzu, der ausdrücklich von ihnen geltend gemacht worden ist: Auch das Sektenwesen innerhalb der Kirche selbst brachte in die Allgemeinheit, in das ganze bürgerliche Leben ständig Unfrieden und die gehässigsten Kämpfe, die den Hütern des Staatswohles auf die Dauer unerträglich schienen.“ Birt beruft sich dafür in Anmerkung 45 auf die Kirchengeschichte des Eusebius VIII, 17 und des Lactantius Schrift: De mortibus persecutorum (Von den Todesarten der Christenverfolger) c. 34. Die beiden Autoren geben dort das Toleranzedikt wieder, mit dem der von schwerster Krankheit heimgesuchte Mitkaiser Diokletians Galerius i. J. 311 seine grausame Verfolgung einstellte. Vom christlichen Sektenwesen oder dgl. steht aber keine Silbe in dem Erlaß des Galerius. Birt ist offenbar einer Oberflächlichkeit im Arbeiten zum Opfer gefallen, wie denn auch die ganze Behauptung unsinnig ist. Aber was macht R. aus dem Irrtum seiner

10. Ich verweise etwa auf die von den katholischen Theologie-Studierenden am meisten gebrauchte „Kirchengeschichte, auf Grund des Lehrbuches von F. X. von Funk, neubearbeitet von K. Bihlmeyer“, 8. Aufl. 1926, S. 65 ff.

Vorlage? Ohne den wenn auch falschen, so doch immerhin einschränkenden Zusatz Birts wiederzugeben, daß die Kaiser für ihre Verfolgung sich auf ein unerträgliches christliches Sektenwesen berufen hätten, heißt es bei R. (S. 72) einfach: *„Dies* (die Verabschiedung aus dem Heeresdienst wegen angeblicher Dienstverweigerung der Christen) *hatte eine hemmungslose Beschimpfung durch die ‚Christen' zur Folge, deren sektenhafte Zerrissenheit und gegenseitige Bekämpfung auch in anderer Weise das ganze bürgerliche Leben bedrohte. Der Staat griff dann endlich zwecks Selbsterhaltung zur Abwehr, — ähnlich wie heute Deutschland, will es nicht ganz untergehen, die pazifistische Bewegung ausrotten muß.“* Darin ist nun alles falsch. Nicht Dienstverweigerung der christlichen Soldaten hat die Verfolgung veranlaßt; keine Quelle weiß etwas davon. Die Sache, die durch die Hetze des Galerius und der christenfeindlichen Mutter des Kaisers längst im Werden war, ist vielleicht dadurch beschleunigt worden, daß bei einer Opferschau im Winter 302—3 der Haruspex das Ausbleiben der erwarteten Zeichen der Anwesenheit von Christen zuschob, die während der heidnischen Zeremonie das Kreuzzeichen machten, und Diokletian daraufhin von allen, den Palastbeamten und den Soldaten, jetzt die Teilnahme am heidnischen Opfer unter Strafe der Dienstentlassung verlangte. Dann wurde am 23. Februar 303 plötzlich in Nikomedien ein Edikt angeschlagen, das die Zerstörung aller Gotteshäuser der Christen, die Verbrennung ihrer hl. Schriften, die Amtsentsetzung und, soweit sie bevorrechteten Ständen angehörten, Degradierung der Christen, soweit sie Freigelassene waren, die Zurückversetzung in den Sklavenstand für sie verfügte, dazu allen Christen die Rechtsfähigkeit vor Gericht nahm. Am selben Tage wurde die Kirche der Christen in Nikomedien von Grund aus zerstört und wurden in der Tat auch die hl. Schriften verbrannt. Ein Christ, der das ungerechte Edikt von der Mauer nahm und zerriß, wurde lebendig verbrannt. Das ist der von allen Historikern, gleichviel welchen Glaubens, aus den Quellen erhobene Tatbestand, mit dem man die R.sche Darstellung vergleichen möge. Birt rühmt zwar die Milde dieses Gesetzes, weil es noch nicht die Todesstrafe androhte, und sagt gütig: „Mit Tod und Hinrichtung drohte der Kaiser wohl den Kaufleuten, die im Handel durch schwindelhaft hohe Preise das Publikum aussogen, den Christen drohte er wohlgemerkt nicht; er wollte kein Blut vergießen.“ Es wäre auch ein bißchen viel gewesen, friedlichen christlichen Bürgern, die damals in weiten Gegenden schon eine ganz erhebliche Minorität, in einzelnen schon die Majorität der Bevölkerung ausmachten, gleich im ersten Edikt mit dem Tode zu kommen. Drei weitere Edikte, die in rascher Folge erlassen wurden, verfügten dann die Gefangensetzung aller christlichen Vorsteher, ihre Folterung, wenn sie nicht opfern wollten, darauf die Nötigung aller Christen überhaupt durch Folter und Tod zum Opfern, womit das Signal zur entsetzlichsten, grausamsten Verfolgung gegeben war. Birt gibt nun wenigstens die Vermehrung der Grausamkeit zu, daß „von Jahr zu Jahr der Widerstand wuchs, die sog. Bekenner sich mehrten, die Furchtbarkeit der Martern und Schreckmittel sich stei-

gerte und sich dennoch als fruchtlos erwies" (S. 153), um allerdings dann zum Schluß (S. 155) ganz falsch zu sagen, „daß überhaupt nur 9 Bischöfe bei den Opfern der Verfolgung gewesen seien, daß in Palästina, wo die Verfolgung besonders heftig gewesen sei, doch schließlich in all der Zeit nur 80 Todesurteile vollstreckt worden seien, man daher für die anderen Gebiete z. T. sehr viel geringere Zahlen annehmen müsse; wohingegen in den kleinen Niederlanden unter Alba zur Zeit Egmonts und Wilhelms von Oranien 100 000 Protestanten den Glaubenstod gestorben seien".

Birt hätte nur den Text bei Eusebius, auf den er verweist (KG. VIII, 13), selbst lesen sollen, um zu sehen, daß Eusebius hier gar nicht die Bischöfe aufzählt, sondern nur einige ihm ganz besonders des Lobes würdige Märtyrer, teils Priester, teils Bischöfe, die Stelle also mit der Zahl der gemarterten Bischöfe, die unvergleichlich höher war, überhaupt nichts zu tun hat, er hätte des Eusebius Schrift über die Märtyrer Palästinas aufmerksamer lesen sollen, um zu sehen, daß auch die diesbezügliche Zahl nicht stimmt. Ich bin auch nicht sicher, ob er mit der Geschichte des Abfalls der Niederlande so vertraut ist, daß er weiß, daß der von ihm genannte Egmont nicht Protestant, sondern Katholik war, wie auch sein Genosse im Tode, Graf Hoorn, und damals noch Wilhelm von Oranien. Denn diese letztere Sache war so, daß wegen der Beseitigung der alten Freiheiten in den spanischen Niederlanden durch Philipp II. der Aufstand ausbrach, der nur bei einem Teile der Niederländer sich mit dem kalvinischen Kampf gegen den Katholizismus verband, in größerem Maße eben erst infolge der Härte des Herzogs Alba gegen die Freiheitskämpfer, so bei Wilhelm von Oranien nach der Flucht aus der Heimat, daß also von Albas Bluturteilen nur zum Teil Protestanten, oft aber Katholiken getroffen worden sind. Man kann ruhig behaupten, daß ohne Alba Holland heute noch katholisch wäre. Die Zahl von 100 000 Opfern Albas, die Birt angibt, ist dabei nur so aus der Luft gegriffen.

Nun lese man die Birt verarbeitende Darstellung R.s, die sich unmittelbar an die oben S. 18 zitierte Stelle anschließt (S. 72f.): „*Aber auch hier* (R. meint den von ihm angenommenen verbrecherischen Pazifismus) *verhängte Diokletian bei Widerspenstigen nicht die Todesstrafe — wie er es im Falle kaufmännischen Betrugs angeordnet hatte —, sondern die Versetzung in den Sklavenstand. Die Antwort war Aufruhr, Brandstiftung im Palast des Kaisers. Herausforderungen der bisher unbehelligt gebliebenen, deshalb anmaßend gewordenen Christengemeinden aus dem ganzen Reiche folgten eine nach der anderen. Die darauf einsetzenden ‚furchtbaren Christenverfolgungen' des ‚Ungeheuers Diokletian' betrugen — 9 hingerichtete aufrührerische Bischöfe und in der Provinz des heftigsten Widerstandes, Palästina, ganze 80 ausgeführte Todesurteile. Der ‚allerchristlichste' Herzog Alba aber ließ allein in den kleinen Niederlanden 100 000 Ketzer hinrichten.*"

Zu der Brandstiftung im Palast eine Bemerkung. Lactantius berichtet (c. 14), daß der Einpeitscher des Diokletian, Galerius, durch geheim verborgene Diener im Palaste des Kaisers Brand anlegen ließ,

um ihn dann den Christen zuzuschieben und des Diokletian Widerstand gegen die von ihm verlangten äußersten Maßnahmen zu brechen, was ihm auch gelang, obschon die Untersuchung und Folterung der Palastdiener keinerlei Schuld, erst recht keine der Christen ergab. Es hatten ja auch nicht Leute des Palastes, sondern Leute des Galerius, auf die vorsichtigerweise die Untersuchung nicht ausgedehnt wurde, den Brand angelegt. Der protestantische Historiker der alten Kirche, der bekannte H. Achelis, bemerkt dazu: „Wer wird sich anheischig machen wollen, die Wahrheit zu ermitteln? Dem Cäsar Galerius ist jede Schlechtigkeit zuzutrauen; eine Raffiniertheit, wie sie in diesem Falle vorliegen würde, liegt nicht außerhalb der Möglichkeiten." Birt sagt wenigstens: „Der Verdacht lag nur zu nahe: die christlichen Hofbeamten." Für R. ist es ohne weiteres ausgemachte Sache, daß die Christen den Brand angelegt haben. So werden aus den Schuldigen die Unschuldigen und aus den Unschuldigen die Schuldigen in der Christenverfolgungszeit gemacht.

Noch über Birt hinausgehend, will R. die Christenverfolgungen durchaus bagatellisieren. Aber man lese einmal des Eusebius durchaus sachliche Berichterstattung, und man wird es nicht so für nichts nehmen, wenn er etwa von Ägypten berichtet, daß „unzählige Männer mit Weibern und Kindern um der Lehre unseres Erlösers willen unter Verachtung des irdischen Lebens auf verschiedene Weise den Tod erlitten. Die einen von ihnen wurden den Flammen übergeben, nachdem sie Kralle und Folter erfahren und furchtbare Geißelhiebe empfangen und ungezählte sonstige Peinen verschiedener Art erduldet, schrecklich zum Anhören; andere wurden ins Meer versenkt, wieder andere boten mutig ihren Nacken den Henkern dar. Die einen starben während der Foltern, andere fanden durch Hunger den Tod, wieder andere wurden gekreuzigt, die einen in der bei Verbrechern üblichen Art, die anderen zu größerer Qual mit dem Kopfe nach unten angeheftet und am Leben belassen, bis sie zuletzt an den Balken verhungerten" (K. G. VIII, 8). „Aller Beschreibung aber spotteten die Qualen und Leiden, welche die Märtyrer in der Thebais erduldeten. Anstatt der Kralle zerrissen Scherben ihren ganzen Körper, bis der Tod eintrat. Frauen wurden an einem der beiden Füße festgebunden und, den Kopf nach abwärts, mit gewissen Maschinen hoch in die Luft gezogen . . . Andere wurden an Bäume und Stämme gebunden und fanden auf diese Weise den Tod. Man zog nämlich die stärksten Äste mittels gewisser Maschinen hart aneinander, befestigte an jedem ein Bein der Märtyrer und ließ die Äste wieder in ihre natürliche Lage zurückschnellen. Dadurch sollten die Glieder der Unglücklichen . . . mit einem Male zerrissen werden. Und all das trieb man nicht etwa nur einige Tage oder nur kurze Zeit, sondern lange Jahre hindurch. Bald wurden ihrer mehr als zehn, bald über zwanzig hingerichtet, ein andermal nicht weniger als dreißig, ja gegen sechzig und bisweilen sogar hundert Männer nebst Frauen und Kindern an einem einzigen Tage in buntem Wechsel verurteilt" (ebd. c. 9). Niemand, der nur ein wenig mit den Quellen unserer Kenntnis der Martyrien vertraut ist,

wird es wagen, diese schreckliche Leidenszeit mit ihren zahllosen Glaubenszeugen von Spanien bis an die Grenzen Persiens so hinzustellen, wie R. es tut. Nein! Was Birt bietet, ist ein ganz falsches Bild, und was R. aus Birt macht, hat überhaupt mit der Wirklichkeit nicht mehr das allergeringste zu tun [11].

Unrichtig wie das, was über die Verfolgungszeit bei R. zu lesen ist, ist auch das, was er über die Friedenszeit behauptet. Konstantin hat keine *„vom Geiste des alttestamentarischen Hasses"* eingegebenen Maßregeln gegen das Heidentum ergriffen. Er hat es gar nicht einmal zu tun brauchen, weil das Heidentum, innerlich längst morsch, seit der Abwendung des Kaisers von ihm rapid zurückging. So hat er zunächst ruhig die Tempeldienste bestehen lassen, außer einigen unsittlichen. Ob er in einem späten Edikt die Errichtung neuer Götterbilder, die Wahrsagerei und schließlich sogar die Opfer verboten hat, ist höchst zweifelhaft. Jedenfalls weiß die Geschichte von keinem Heiden, dem um seines Glaubens willen etwas von Konstantin geschehen wäre, und die Tempel blieben den Heiden offen. Erst seine Söhne Konstans und Konstantius, der Arianer, verboten 341 die Opfer in den Tempeln; die private Ausübung des Heidentums wurde auch weiterhin geduldet. Einen heidnischen Märtyrer seines Glaubens hat es aber auch unter ihnen nicht gegeben.

Falsch oder wenigstens irreführend ist ebenso die Bemerkung R.s bez. der *„arianischen Taufe"* Konstantins. In jedem katholischen Lehrbuch der Kirchengeschichte, auch in den für Schulen, ist zu lesen, daß Konstantin später seine Gunst dem in Nicaea verurteilten Arius wieder zuwandte und seine Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft betrieb, ferner, daß Konstantin kurz vor seinem Tode von dem Bischof der Residenzstadt Nikomedien, Eusebius, einem Parteigänger des Arius, die Taufe empfing. Von einer *„arianischen"* Taufe deshalb reden, kann aber nur der, der von der Art und dem Wesen der arianischen Frage keinen Begriff hat. Denn Arianer im Sinne einer von der Kirche getrennten Glaubensgemeinschaft gab es damals, im Jahre 337, noch nicht.

In das Reich freier Erfindung gehören die Mönche, die das *„Nizäische* (soll heißen Nicaenische) *Symbolum"* beschlossen haben sollen. Es war auch nicht ein einziger Mönch unter den etwa 200—300 Mitgliedern des Konzils, schon aus dem einfachen Grunde, weil das Mönchtum noch gar nicht existierte, bzw. um diese Zeit eben zu entstehen begann. Das erste Kloster wurde in Ägypten erst um 320, also zur Zeit des Konzils von Nicaea, gegründet. Unter den Mönchen gab es anfangs ganz wenige Priester, und noch lange nach Nicaea hat es gedauert, bis man Männer, die aus dem Mönchstande hervorgegangen waren, zum bischöflichen Amte erhob. Einen Bischof ferner, der nicht lesen und schreiben gekonnt hätte, dürfte man auf dem Konzil ver-

---

11. Vgl. Eusebius, Kirchengesch. VIII, 24 und Lactantius, Über die Todesarten c. 13; als Literatur etwa A. Ehrhard, Die Kirche der Märtyrer, ihre Aufgaben und ihre Leistungen, München 1932, S. 88, und H. Achelis, Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten, München 1912, II, S. 298 f.

gebens gesucht haben. Die alte Kirche legte Wert darauf, vornehme und gebildete Mitglieder der Gemeinde zu Bischöfen zu wählen.

„Die Räubersynoden, auf denen mit Stockhieben die Lehrsätze der Kirche zustande gekommen sind", möge man uns nennen. Das Wort „Räubersynode" ist bekanntlich von niemand anders geprägt worden als von Papst Leo I., d. Hl., der 451 in einem Briefe an die Kaiserin Pulcheria die Synode so nennt, auf welcher in Ephesus der gewalttätige und herrschsüchtige Patriarch Dioskur von Alexandrien durch das kaiserliche Militär und aus Ägypten mitgebrachte Mönche die versammelten Bischöfe hatte unter Druck setzen lassen. Diese Synode sollte die bereits damals durch ein Schreiben des Papstes Leo verworfene (und unmittelbar nach dieser Ephesinischen Synode durch das Konzil von Chalcedon feierlich verurteilte) Lehre des Abtes Eutyches annehmen, daß Christus keine wahre menschliche Natur besitze. Als Dioskur in seinem Beginnen nicht rasch genug zum Ziel kam und die Aufregung über den Gewissensdruck, den er ausübte, größer wurde, fingierte er, selbst der Bedrohte zu sein, rief das Militär herbei, das den Patriarchen von Konstantinopel, Flavian, mit Gewalt fortschleppte, und fanatisierte die mitgebrachten Mönche, so daß die eingeschüchterte Versammlung in seinem Sinne entschied. Niemand anders als der Papst brandmarkte diese vergewaltigte Bischofsversammlung, die kein Konzil war, die keinen von der Kirche angenommenen Glaubenssatz verkündet hat, allerdings auch keine Irrlehre formuliert, überhaupt keine dogmatische Entscheidung gefällt hat, aber einem Irrlehrer zu Hilfe kommen sollte, als „Räubersynode". In jeder soliden Kirchengeschichte, sei es von katholischen, sei es von nichtkatholischen Autoren, kann man sich leicht über diesen Sachverhalt orientieren. Also auch mit dieser Behauptung von R. hat die geschichtliche Wirklichkeit nichts zu tun.

Die nach R. schon von T e r t u l l i a n, der um 160 n. Chr. geboren und im hohen Alter im Laufe des 3. Jahrhunderts gestorben ist, *„mit vielem Aufwand von juristischem Scharfsinn ausgebaute"* Lehre vom Ablaß ist in Wahrheit, wie jeder weiß, der mit den Elementen der Kirchengeschichte vertraut ist, erst im Mittelalter aus der kirchlichen Bußlehre heraus entwickelt worden, und zwar unter starker Mitwirkung germanischer Vorstellungen. Wer also nicht nur, was jeder Katholik auch tut, die Mißbräuche verurteilt, die in der Handhabung der Ablässe vorgekommen sind, sondern den Ablaß als solchen und überhaupt verwerfen will, der muß seine Anklagen nicht gegen Tertullian, sondern gegen die germanischen Gepflogenheiten vom Wergeld und der Buße — das Wort bedeutet Sühneleistung und ist germanischer Herkunft — richten, weil diese die menschlichen Faktoren bei der Herausgestaltung des Ablasses aus der altchristlichen Handhabung der poenitentia — dieses Wort bedeutet Reue — gewesen sind. Tertullian hat nichts damit zu tun.

Die alt- und neutestamentliche Schöpfungslehre und der h e i l i g e N a m e J a h v e s, der bedeutet: Ich bin der Seiende, stehen zu hoch, als daß man zur Verteidigung der alten Kirche und der Kirche aller

Jahrhunderte, die diese Lehre und diesen Namen verkündigt haben, ein Wort verlieren darf.

Auch der Größe, sowohl der moralischen als der geistigen, eines heiligen Augustinus haben anderthalb Jahrtausende in ihren edelsten Vertretern so einstimmig gehuldigt, daß der Ausdruck *„sklavischer Halbafrikaner"* kein weiteres Wort verdient.

Die Stelle Mt. 16, 18 (Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen) ist weder im Altertum noch im Mittelalter gefälscht worden. Es ist zu verstehen, wenn man von nichtkatholischer Seite her versucht, sie anders zu deuten, als es die Kirche tut. Aber textkritisch ist die Echtheit der Stelle unanfechtbar. Ich lasse den Protestanten Th. Zahn, der selbst auch eine von der katholischen abweichende Erklärung gibt, sprechen: „Die Behauptung . . ., daß der katholische Text von Vers 18 im ganzen 2. Jahrhundert unbekannt gewesen sei, ist mehr als kühn. Das Diatesseron, in welchem derselbe Text enthalten war . . . gehört dem 2. Jahrhundert an, und wie wäre es denn denkbar, daß so verschiedenartige Zeugen wie der Verfasser der klementinischen Homilien, Tertullian (pud. 21; praescr. 22; monog. 8) und Origenes beharrlich als den einzigen ihnen bekannten Text den katholischen zitiert hätten, wenn dieser erst zu ihren Lebzeiten irgendwo neu entstanden wäre[12]? In der Tat haben die hervorragendsten nichtkatholischen Forscher den Kampf gegen die Echtheit von Mt. 16, 18 auch aufgegeben.

Sehr lehrreich ist die Nachprüfung der *„notwendigen Ergebnisse"* der Wirksamkeit des *„zaubergewaltigen Priestertums Roms als Fortsetzung der Priestergesellschaften Vorder- und Mittelasiens"*. Einen heiligen *„Eusäbius"* hat es überhaupt nicht gegeben. Ebensowenig kennt die Kirchengeschichte bisher eine hl. *„Sylvia"*. Von Macarius müßte R. doch wohl sagen, welchen er meint; denn es gibt mehrere Heilige dieses Namens. Vermutlich meint er, bzw. sein ungenannter Gewährsmann, den Makarius von Alexandrien, auch Makarius der Jüngere genannt, von dem die Historia Lausiaca erzählt, daß er mehrere Monate hindurch, sei es eine unreine Lust, sei es eine von ihm als voreilig empfundene Tötung eines Insekts — darüber gehen die Handschriften auseinander — damit gesühnt habe, daß er sich den Mückenstichen schutzlos aussetzte[13].

Einen hl. Hilarius gibt es, der im 5. Jahrhundert Erzbischof von Arles war — er war ein feiner, hochgebildeter Mann —, und einen anderen, den am meisten bekannten, der im 4. Jahrhundert Bischof von Poitiers war. Er war der Vorkämpfer des vom Konzil von Nicaea bekannten Glaubens gegen die Arianer, auch er ein hochgebildeter Mann und Sohn einer vornehmen Familie. Aus seinem Leben den von R. S. 185 behaupteten Zug nachzuweisen (er habe nur in Unrat gelebt), dürfte, ich möchte fast sagen, mehr als unmöglich sein.

Die verschiedenen Viten des hl. Athanasius, des großen Vor-

12. Kommentare zum Neuen Testament, hrsg. von Th. Zahn I, Das Evangelium des Matthäus[3], Leipzig 1910, S. 544, Anm. 65.
13. Vgl. The Lausiac History of Palladius ed C. Butler, Cambridge 1904, p. 48

kämpfers des Glaubens im 4. Jahrhundert, sind schon von dem Mauriner de Montfaucon 1698 wissenschaftlich herausgegeben worden (abgedruckt bei Migne, Patrol. Gr. 25, LIX—CLXXXV). Keine enthält den von R. angegebenen Zug; im Gegenteil rühmen alle seine gute Erziehung und Bildung. Fromme Männer des Namens Abraham, deren Gedächtnis in der Kirche des Ostens fortgelebt hat, gibt es eine ganze Anzahl. R. sagt nicht, welchen er meint, weiß es natürlich auch selbst nicht. Jedoch erzählt von einem dieser Männer, einem syrischen Einsiedler, vermutlich des 4. Jahrhunderts, eine wahrscheinlich im 5. Jahrhundert geschriebene Vita, er habe die Abtötung, bei der er vor allem die Rettung einer auf Abwege geratenen Nichte im Sinne hatte, so weit getrieben, daß er seinem Körper die Salbung mit Öl, seinem Angesichte und seinen Füßen das Wasser versagt habe[14]. Die hl. Euphrasia (geboren um 380, gestorben nach 410) war die Tochter einer vornehmen Senatorenfamilie in Konstantinopel. Von dem Kloster der ägyptischen Wüste, in das sie eintrat, wird in der Vita der Acta SS. März II, 265 ff. berichtet, daß die Nonnen auf Bäder verzichtet hätten. Aber bekanntlich diente das antike Badewesen nicht etwa nur der Reinlichkeit, sondern nicht wenig der Weichlichkeit, und es war sehr stark mit sittlichen Ausschweifungen verbunden. Daher die christliche Reaktion gegen das Bäderwesen und oft auch das Bad überhaupt, d. h. im Sinne der Zeit das warme Bad. Deshalb konnte der Reinlichkeit doch vollauf Genüge geschehen. Die Angabe betr. des hl. Franziskus ist ungenau. Die schöne Vita seines Jüngers Thomas von Celano berichtet dem Zusammenhange nach nicht von ihm, dessen Charakter diese Art der Buße auch wohl weniger entsprochen haben würde, sondern von seinen ersten Jüngern, daß von ihnen „welche" mit Dornen (in welcher Weise wird nicht gesagt) die Regungen der Sinnlichkeit blutig niedergekämpft hätten[15]. Was R. von den frommen Nonnen schreibt, ist seine Erfindung bzw. seine freie Bearbeitung der von ihm benutzten Quelle.

Wir möchten über diese von R. verschwiegenen Quellen des Gemischs aus Wahrheit und Dichtung keine Behauptungen aufstellen. Aber vielleicht ist es doch der Mühe wert, einen Blick in die Werkstatt zu tun, wo diese ganzen Dinge zurechtgemacht worden sind, so daß sie auf irgendeinem Wege auch für R. handlich wurden.

Die meisten seiner Angaben finden sich, wenn auch mit bemerkenswerten Abweichungen, von denen noch zu reden sein wird, in dem berüchtigten „Pfaffenspiegel", jenem bekannten traurigen Machwerk des Kirchenhasses, das zuerst 1845 von Otto von Corvin-Wiersbitzky aus Gumbinnen, einem echten Voltairianer und Vorkämpfer der Ideen der

14. Vgl. A. SS. Mart. II, 740 ff.; dazu Analecta Bollandiana X, 1891, 10.
15. Thomas de Celano, Vita prima S. Francisci Assisiensis (Analecta Franciscana X, 1) c. 15: Aliqui . . . Tanta denique maceratione incentiva carnis reprimere satagebant, ut in frigidissima glacie non abhorrerent saepius se nudare, ac totum corpus spinarum aculeis compungentes effusione sanguinis irrigare. Ich möchte damit weder über die betr. Gefährten des hl. Franz noch über den hl. Benedikt, in dessen allerdings im einzelnen sehr legendären Vita (S. Gregorius, Dial. II, 2) der Zug zum erstenmal begegnet, ein ungünstiges Urteil aussprechen.

Französischen Revolution in Deutschland, später von den Freidenkern, Sozialisten und Kommunisten als Arsenal zur Bekämpfung des Christentums und der Kirche immer wieder herausgegeben und verbreitet worden ist[16]. Corvins Taktik war es, fast nie seine Quellen anzugeben, wohl aber mit Emphase darauf hinzuweisen, daß alles, was er schreibe, historisch belegt und sicher sei. In Wahrheit hat er überall nur herumgestöbert, ob er irgend etwas gegen die Kirche finden könne, skrupellos in der Wahl und Benutzung der Quellen wie in der Entstellung und Verdrehung dessen, was er fand, nur beseelt vom Haß gegen den „Fanatismus", wie er das positive Christentum nannte. So entstand ein wüstes Zerrbild der Kirche, für den, der von ihrer Geschichte auch nur ein wenig weiß, so falsch, daß man schon annehmen muß, Corvin, dem von Hause aus protestantischen Ostpreußen, sei die wirkliche katholische Kirche überhaupt nie bekannt geworden. Bei Corvin findet sich von der hl. Theresia und ihren Nonnen die Bemerkung: „Sie . . . tranken aus Spucknäpfen, nahmen tote Mäuse und anderes ekelhafte Zeug in den Mund . . ., tauchten ihr Brot in faule Eier . . ." Wie er die Quellen benutzt, um das gewollte abschreckende Bild zeichnen zu können, mag das Beispiel von den toten Mäusen, das ich nachprüfen konnte, zeigen. Von einer der ersten Gefährtinnen der hl. Theresia wird wirklich erzählt, sie habe, um den Ekel vor Mäusen, der bekanntlich bei Frauen recht grotesk sein kann, ganz energisch zu überwinden, eine Maus in den Mund genommen. Man mag zu dieser etwas ungewohnten Art der Selbsterziehung stehen wie man will: wohl keine andere Schwester wird sie nachgeahmt haben, und auf jeden Fall war das Ganze doch ein wenig anders, als es nach Corvin scheint, geschweige als das, was R. seinerseits aus Corvin macht. Auch seine Mitteilung über den hl. Franziskus steht bei Corvin, ferner die über den hl. „Eusäbius", der freilich bei Corvin den richtigen Namen Eusebius trägt.

Vielleicht interessiert es den Leser, auch bezüglich dieses etwas Näheres zu erfahren. Von einem der verschiedenen Eusebius', deren Gedächtnis in der Kirche fortlebt, einem syrischen Einsiedler des 4. Jahrhunderts, erzählt eine späte Vita (Acta SS. Jan. II, 486 ff.) den vermutlich nur legendären Zug, er habe, um sein neugieriges Aufblicken von der frommen Lesung zu sühnen, mit einer eisernen Kette so seinen Hals mit einem eisernen Gürtel um die Hüften verbunden, daß er gezwungen gewesen sei, den Kopf gesenkt zu halten. Das genaue Gewicht von Gürtel und Kette, das Corvin und R. kennen, ist zwar in der Vita nicht angegeben. Ich habe auch einen Anhaltspunkt dafür, daß Corvin, wie so oft, sich eine Freude daraus gemacht hat, solche unwesentlichen Zutaten zu erfinden. Denn dieselbe Eusebius-Geschichte finde ich in einem Buche der sozialistischen Freidenker-Propaganda: Die Ketzerbibel, das 1929 in 5. Aufl., 1922 in 2. erschienen ist (wann die

16. Vom „Pfaffenspiegel" sind nach einer Angabe in der von mir benutzten Ausgabe, Band 1 der Freidenker-Bücher, nicht weniger als 1 250 000 (!) Exemplare verbreitet worden.

1. Aufl. herausgekommen ist, konnte ich nicht feststellen) [17]. Dort heißt es S. 244 „Der heilige Eusebius hatte eine komplette Felddienst-Ausrüstung solcher Art für den Kampf um Gottes Gnade, die volle zweieinhalb Zentner wog und aus einem mächtigen eisernen Lendengürtel, einem schweren Halsband und mehreren eisernen Ketten bestand, die so angebracht waren, daß sie ihm nur in gebückter Haltung zu gehen gestatteten". Die Ähnlichkeiten und Abweichungen der Lesart der Ketzerbibel, verglichen mit jener bei Corvin und R., machen es wahrscheinlich, daß irgendeine gemeinsame Quelle, die aber nicht die A. SS. sein werden, sowohl von Corvin wie von dem Verfasser der Ketzerbibel benutzt worden ist. Vielleicht würde die Fährte, wenn man sie weiter verfolgte, zu Voltaire oder ähnlichen Kirchenfeinden führen. Ich weiß es nicht und ich hoffe, daß man es einem Historiker nicht allzu sehr verübelt, wenn er in der Schundliteratur des Pfaffenspiegels, der Ketzerbibel und ihrer Gewährsmänner nicht so ohne weiteres zu Hause ist.

Unter dem Namen Silvia hat die östliche Kirche zum 15. Dez. das Gedächtnis einer vornehmen und gebildeten byzantinischen Frau bewahrt. Da die A. SS. noch nicht bis zum Dezember fortgeschritten sind, habe ich darauf verzichtet, nachzuforschen, ob eine Vita etwas enthält, woraus der bei R. von einer hl. „Sylvia" berichtete Zug herausgesponnen sein könnte. Eine andere Silvia, römische Senatorenwitwe des 4.—5. Jahrh., deren Tag der 3. Nov. ist, wird in den A. SS. übergangen, Es ist wenig wahrscheinlich, daß auf eine von beiden das Bild von R. paßt. Die hl. *„Sylvia"* von R. erscheint übrigens auch in der Ketzerbibel, hier allerdings unter dem Namen „Silvania". Eine Heilige, die so hieß, ist mir nicht bekannt.

Der *„hl. Hilarius"* R.s ist offenbar der „hl. Hilarion" des Pfaffenspiegels; aber auch von keinem der in der Kirchengeschichte bekannten Heiligen dieses Namens, unter denen strenge Büßer waren, ist das, was Corvin und R. schreiben, überliefert.

Ich bin auf diese Einzelheiten näher eingegangen, um an ihnen zu zeigen, in welcher Weise Autoren wie der des Pfaffenspiegels Dinge zusammenstöbern, aus denen sie hoffen, in pikanter oder grober Aufmachung ein dem modernen Leser abschreckendes Bild der Kirche fabrizieren zu können, ohne es mit der Wahrheit genau zu nehmen, aber auch ohne Sinn für Geschichte, für die Eigenart anderer Zeiten und fremder Kulturen, endlich ohne allen Sinn für das Wesen der Legende und ihren Unterschied von der Geschichte. Daß im Leben frommer Personen oder von Heiligen [18] Dinge vorgekommen sind, die

17. Die Ketzerbibel, Waffensammlung für die kämpfenden Freidenker. Von Hugo Efferoth. Die mir vorliegende 5. Auflage ist das 31.—35. Tausend (1929). Das Buch stand, wie der jetzt wohl verschwundene Verlag, in dem es erschienen ist, im direkten Dienste der Propaganda für Freidenkertum innerhalb des Sozialismus.

18. Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die allermeisten der „Heiligen" durchaus nicht von der Kirche kanonisiert, d. h. heilig gesprochen worden sind. Die Verehrung des Volkes, die sich nach ihrem Tode an sie knüpfte, hat ihnen das Prädikat „heilig" gegeben, und die Kirche hat solche Verehrung, wenn sie althergebracht ist, bestehen lassen. Erst Papst Alexander III. behielt im Jahre 1170 die Heiligsprechung dem Hl. Stuhle vor, während sie bis dahin von den Bischöfen abhing. Schon aus diesen Verhältnissen heraus ist es ganz ver-

ungewöhnlich und daher, aus ihren Verhältnissen heraus beurteilt, vielleicht groß oder gar heroisch, für viele moderne Menschen aber unverständlich sind, wissen wir. Daß es auch solche Formen der Abtötung gegeben hat, die nur aus der besonderen Psyche etwa des Ägypters oder eines anderen Volkes heraus zu verstehen sind, müßte schon für elementares geschichtliches Denken, man sollte sagen, selbstverständlich sein. So wie das eine persönlich und daher vielleicht durchaus nicht nachahmenswert für andere ist, so das andere zeit- und ortgebunden und deshalb nicht für andere Zeiten und Länder passend, ganz abgesehen davon, daß in der Legende die Dinge oft genug ganz anders aussehen, als sie in der Wirklichkeit gewesen sind. Daher hat schon der hl. Benedikt, so sehr er die ägyptischen Mönchsväter wegen ihres heiligen Eifers bewunderte, doch eine Regel für das Abendland geschaffen, die einen anderen Geist atmet, und ebenso hat es z. B. sein Zeitgenosse, der hl. Cäsarius von Arles, in seiner Regel für Nonnen getan. Aber auch wer von Benedikt und der wahren Geschichte des Mönchtums nichts weiß, sollte doch an der allbekannten Tatsache nicht achtlos vorübergehen, daß gerade die Mönche uns die wissenschaftlichen Schätze des Altertums gerettet haben. Das kann doch wohl kaum nur ein böser Zufall gewesen sein! Das Altertum, auch das griechische, wäre in der Völkerwanderung und den auf sie folgenden Jahrhunderten ausgelöscht worden, von seinen großen Denkern und Dichtern wüßten wir so gut wie nichts, wenn nicht gerade die Kreise sie uns gerettet hätten, die von R. als die Vertreter des „Asiatismus und des zaubergewaltigen Priestertums Roms" angeprangert werden.

Stellen wir jetzt zum Schlusse die Frage, ob — ganz abgesehen von der Unterdrückung all des unendlich vielen Guten, Großen und Edlen, das von der Kirche des Altertums zu sagen gewesen wäre — auch nur an einer einzigen Stelle das Bild von R. richtig ist, so kann die Antwort nur lauten: Auch nicht an einer einzigen Stelle!!

Zweiter Abschnitt

Die Kirche des Mittelalters

A. Das Bild bei R.

Gehen wir über zum Mittelalter. Für R. *„steht es wohl außer Frage,* daß (bei den Germanen) *auch ohne den Eingriff des bewaffneten römisch-syrischen Christentums" „das mythologische Zeitalter zu Ende ging"* (S. 155). Ein wenig anders heißt es allerdings später *„Als die Franken ihre altheimatlichen Haine verlassen hatten und ihre Körper und Seelen wurzellos geworden waren, schwand ihnen nach und nach die Kraft, den fester gefügten Einwohnern Galliens zu widerstehen. Vergebens suchte Theodorich den Frankenkönig Chlodowech zum*

kehrt, einfach alle, deren Name und Verehrung irgendwo in der weiten Kirche fortgelebt hat oder noch fortlebt, genau in der gleichen Weise als von der Kirche heiliggesprochen zu behandeln.

freien Arianismus zu bekehren, um wenigstens die nationalen Voraussetzungen Rom gegenüber zu sichern; von seiner hysterischen Frau bestürmt, vollzog der Führer des militärisch stärksten germanischen Stammes den geistigen Übertritt ins römische Lager" (680). Ein paar Zeilen weiter erfahren wir dann noch etwas genauer, daß bei der Bekehrung Chlodowechs, das *„Zeichen des Kreuzes"* eine Rolle gespielt habe, *„das Zeichen, welches einst dem ‚frommen' Chlodowech am Himmel erschienen war"* (S. 681). So *„überwucherte dann der römische Mythus den altgermanischen Blutsmythus, so daß er die Führung übernehmen konnte. Im Zeichen des Kreuzes gehen von nun an alle Kriege vor sich. Und als dieses Kreuz überall gesiegt hatte, begann der Kampf innerhalb der ‚bekehrten' Welt gegen die Ketzer und die Protestanten, die ihrerseits gleichfalls das Kreuzeszeichen ins Feld trugen. Dann starb der Mythus vom Marter-Kreuz, was die christlichen Kirchen ebenso zu verheimlichen bemüht sind, wie die Germanen einst der alten Götter Tod . . . Um für ‚das Kreuz' heute noch wirken zu können, sind die Kirchen gezwungen, sich hinter den Ideen und Symbolen eines neuerwachenden Mythus zu verbergen. Es sind dies aber gerade die Zeichen einer Kraft, zu deren Vernichtung sich einst die ‚Bonifazius' und Willibald aufgemacht hatten, die Zeichen jenes Blutes, das einst Odin und Baldur erschuf, das einst Meister Eckehart zeugte, welches endlich seiner selbst bewußt zu werden begann, als das Wort Alldeutschland ausgesprochen wurde, als auch Goethe die Aufgabe unseres Volkes wiederum darin erblickte, das römische Reich zu brechen und eine neue Welt zu gründen"* (S. 681). Wäre den Germanen die Bekehrung zum Christentum erspart geblieben, so würde bei ihnen, wie wir an anderer Stelle (S. 155) lesen, *„die Natursymbolik" „einem neuen sittlich metaphysischen System, einer neuen Glaubensform gewichen"* sein, einer solchen nämlich, die *„die Idee der Ehre als Leitmotiv gehabt hätte"*. Leider *„drang durch das Christentum"* bei ihnen *„ein anderer seelischer Wert ein und beanspruchte die erste Stelle: die Liebe, im Sinne von Demut, Barmherzigkeit, Unterwürfigkeit und Askese. Heute ist es jedem aufrichtigen Deutschen klar, daß mit dieser alle Geschöpfe der Welt gleichmäßig umfassenden Liebeslehre ein empfindlicher Schlag gegen die Seele des nordischen Europas geführt worden ist"*.

„Nun ist es aber bezeichnend, daß auch der Gedanke der Liebe sich gerade in der Führung der kirchlichen Einrichtungen nicht durchzusetzen vermochte." „Wo es (R. meint das „römische System") *konnte, ist es mit Exkommunikation, Ächtung, Feuer, Schwert und Gift vorgegangen. Sehen wir von sittlichen Wertungen ganz ab und stellen nur diese Tatsache fest, die ja selbst von neuzeitlichen römisch-katholischen Schriftstellern nicht geleugnet wird"* (S. 156).

Damit ist, um nur diese eine Stelle herauszugreifen, der eine Leitgedanke genannt, der die Darstellung des Mittelalters bei R. beherrscht. Ein zweiter, der immer wiederkehrt, ist die Ansicht von einem Gegensatze der den Germanen aufgezwängten Lehre von einem transzendenten, überweltlichen Gott zu der angeblich germanischen Erkenntnis

von der bloßen Weltgesetzlichkeit als letztem Sinne des Seins. Um eine Stelle zu zitieren: „*Dieser nordisch-abendländische Gedanke einer auf Gesetze zurückgehenden Folge von Ereignissen im Weltall, die Erforschung dieser Gesetzlichkeit, ist nicht nur nicht eine ‚Idee an sich', auf die jeder Mongole, Syrier und Afrikaner auch verfallen müßte, sondern ganz im Gegenteil: dieser (in anderer Form im nordischen Hellas aufgetauchte) Gedanke sah sich durch Jahrtausende hindurch der wütendsten Gegnerschaft der vielen fremden Rassen und ihrer Weltanschauungen gegenüber. Die Idee der Innergesetzlichkeit und der Eigengesetzlichkeit war ein Schlag ins Gesicht aller Anschauung, die auf der willkürlichen Gewaltherrschaft eines oder vieler mit Zauberkraft ausgestatteter Wesen ihr Weltbild aufbaute. Aus einer Weltanschauung, wie sie uns der alttestamentliche Jahve vermittelt, konnte ebensowenig eine Wissenschaft unserer Prägung entwachsen wie aus dem Dämonenglauben und Evolutionshypothesen afrikanischer Menschen. Aus diesem ewig fremden Gegensatz heraus ergab sich auch der Kampf des römisch-kirchlichen Systems gegen die germanische Wissenschaft. Diese ist ihren glänzenden Gang durch Ströme eigenen, aber von Rom vergossenen Blutes gegangen. Fromme nordische Mönche, die dem Zeugnis des weltaufsaugenden Auges mehr Wert zumaßen als vergilbten syrischen Pergamenten, wurden mit Gift, Kerker und Dolch verfolgt (siehe Roger Bacon, siehe Scotus Erigena) . . . Wie Apollon dem Dionysos, so stehen Kopernikus, Kant, Goethe dem Augustinus, Bonifaz VIII., Pius IX. gegenüber. Wie das Mänadentum und die Phallussitten altgriechische Gesittung zu zersetzen strebten, so durchkreuzten etruskische Höllenlehre und Hexenwahn möglichst jede Regung nordischer Welterkenntnis. Mit der Erzählung von der Austreibung der bösen Geister aus den Säuen durch Jesus heftete sich diese syrische Magie bis auf heute an das Christentum; Höllen- und Himmelfahrt, Höllenfeuer und Höllenqualen wurden fortan christliche Wissenschaft, die succubi und incubi feststehende wissenschaftliche Lehren, und es war nicht folgerichtig, daß Rom die Bücher, die sich zu Kopernikus' heliozentrischer Lehre bekannten, endlich doch 1827 (!!) vom Index strich*" (S. 120—122).

Die Behauptung von dem Gift als römischem Kampfmittel kehrt oft wieder, z. B.: „*Die größte Leistung seiner* (des nordischen Menschen) *Geschichte aber war die germanische Erkenntnis, daß die Natur nicht durch Zauberei (wie Vorderasien es meint tun zu können), aber auch nicht durch Verstandesschemen (wie es das spätere Griechenland tat) meistern ließe, sondern nur durch innigste Naturbeobachtung. Hier rückt denn der fromme Albrecht von Bollstedt dicht an Goethe heran, der Schwärmer Franziskus an den Skeptiker Leonardo. Diesen Vitalismus hat sich das germanische Abendland auch von der römischen Kirche nicht rauben lassen, trotz Exkommunikationen, Gift und Scheiterhaufen*" . . . So „*wurde einst germanische Wissenschaft inmitten eines Heeres von 9 Millionen gemordeten Ketzern als größtes Gleichnis der inneren Freiheit der Gestaltung uns geschenkt*" (S. 141 bis 142). Vom Tode Meister Eckeharts heißt es: „*Ob* (er) *eines*

natürlichen Todes (starb) *oder durch Nachhilfe mit einem Pülverchen, ist unbekannt geblieben*" (S. 254).

Alle Einzelheiten stehen im Zusammenhang mit diesen Grundanschauungen. Die heidnischen Germanen und auch die arianisch gewordenen genießen R.s Sympathie; der Katholizismus aber kann nichts als Böses bringen. Wir lesen: *„Die alten Goten duldeten — wie Döllinger bezeugt — sowohl den katholischen als auch einen anderen Glauben und bewiesen diesem seelischen Glaubensbedürfnis als solchem Ehrfurcht. Was überall verschwand, wo der Geist des ‚Bonifazius' und das Zwangsgesetz der ‚Liebe' siegten"* . . . *„Man vergleiche z. B. im Gegensatz zu dem römischen Verfolgungswillen die Haltung des ‚heidnischen' Friesen-Königs Radbod. Er blieb dem Glauben seiner Väter treu, verfolgte aber die christlichen Prediger nicht. Als nun einige besonders auffällige christliche Apostel vor ihn gebracht wurden, und einer von ihnen angesichts der hervorgerufenen Empörung doch tapfer den neuen Glauben vertrat, sagte der ‚heidnische' König: ‚Ich sehe, daß deine Worte sind, wie deine Werke', und sandte die Prediger mit allen Ehren zu Pippin, dem Herzog der Franken, zurück. So berichtet Alcuin. An Seelenadel steht dieser heidnische Friesenkönig weit über den ‚Stellvertretern Gottes' in Rom, die darauf ausgingen, diese innere Freiheit und Ehrfurcht aus der Welt zu verbannen."* (S. 156 Anm.)

Wie R. sich die Christianisierung denkt, erfahren wir, wenn es heißt, daß *„die blutgemäßen Gebräuche des nordischen Menschen und seine ritterliche Denkungsart auch mit Feuer und Schwert nicht ganz auszutreiben waren"* (S. 163). Was sich erhielt, darüber lesen wir, Wotan lebt in St. Martin fort, da Mantel, Schwert und Roß des Wotan Abzeichen sind. *„Die ‚Teufelinne' Frau Venus verwandelt sich in die hl. Pelagia"*, Donar wird zu dem den Himmel bewachenden Petrus, *„auch St. Georg und St. Michael sind Umbenennungen altnordischer Wesensbilder"*. — *„Selbst der fromme Hrabanus Maurus, der gelehrteste Kirchenlehrer Deutschlands am Ende des 8. Jahrhunderts, läßt Gott in der Himmelsburg wohnen, eine Vorstellung, die nicht aus der Bibel, sondern aus altgermanischer Heldenseele stammt"* (S. 163). Von Odin erfahren wir, daß er zu St. Oswald, vom selben, daß er zur hl. Kümmernis, jener legendären gekreuzigten Heiligen, wird, da *„nach der Edda Odin neun Nächte, vom Speer verwundet, am windbewegten Baume hing"* (S. 164—65). *„Die Festtage der christlichen Kirche aber traten an die gleichen Tage, wie das Urvolk sie feierte, ob dies nun das Fest der Fruchtbarkeitsgöttin Ostara war, das zum Auferstehungsfest, oder das Fest der Wintersonnenwende, die zum Geburtstag Jesu wurde."*

Dennoch, wenn jemand meint, *„daß in der Kirche jede nationale Farbigkeit Raum habe"*, so ist das *„natürlich eine Umkehrung aller nur zu deutlich sprechenden Tatsachen. Von ‚Bonifazius' über ‚Ludwig den Frommen', der alles Germanische mit Stumpf und Stiel auszurotten bemüht war, über die neun Millionen verbrannter Ketzer zieht sich bis zum Vatikanischen Konzil, bis auf heute ein einziger Versuch, einen unerbittlichen geistigen Einheitsglauben (Unitarismus) durchzu-*

setzen, eine Form, einen Zwangsglaubenssatz, eine Sprache und einen Ritus einheitlich für nordische Menschen, Levantiner, Nigger, Chinesen und Eskimos zu verbreiten. (Man vergleiche den Eucharistischen Kongreß zu Chikago 1926, wo Niggerbischöfe die Messe zelebrierten.)" (S. 167 f.)

Immer Neues lesen wir über die Unterdrückung des Nationalen in der Kirche, über das der Historiker erstaunt ist, so z. B. *„Der äußeren Verwilderung des römischen Zentrums im 13. Jahrhundert entsprach eine allgemeine Verlotterung der Geistlichkeit in allen Ländern, die längst zum Gespött aller Völker geworden wäre, wenn nicht etliche führende Persönlichkeiten mit dem Einsatz ihres ganzen Ichs die Lage immer wieder gerettet hätten. Als Reaktion gegen diese Verlumpung bildeten sich im 13. Jahrhundert u. a. die Gesellschaften der Brüder und Schwestern vom freien Geist, in welchen sich die Vorläufer der Mystik bemerkbar machten. Zusammen mit ihnen wirkten die Beguinen und Begarden (Waldschüler), jene Kreise, zu denen Meister Eckehart nahe Beziehungen unterhalten hat. Diese fromme, aber unkirchliche Bewegung ging (außerhalb und innerhalb der Kirche) wie ein breiter Strom durch die deutschen Lande. Sie griff vor allem einen Grundzug des vernichteten Arianismus wieder auf: die Religion in der Landessprache zu lehren ... Gregor VII. hatte es als Frechheit bezeichnet, sich während des Gottesdienstes der Landessprache zu bedienen. Das echte Volksempfinden lehnte die fremde lateinische Sprache ab, die doch nur als unverständliche nachzuplappernde Zauberformel angesehen und auch als solche verwendet wurde. Den Gebrauch der heiligen deutschen Muttersprache trotzte die religiöse deutsche Bewegung um die Mitte des 13. Jahrhunderts dem volksfeindlichen Rom ab. Predigten und Lehrvorträge wurden nunmehr nicht lateinisch gesprochen, sondern in dem zu Herzen gehenden Deutsch ... Heute predigen zwar auch die katholischen Priester deutsch, aber die ganze Liturgie, die Sprüche und auch die Lieder und die Gebetsformeln muß ein Teil unseres schlichten Volkes immer noch in lateinischer Sprache murmeln .. Ob der Tibetaner seine Gebetsmühle dreht oder ein deutsches Bäuerlein Lateinisch betet, ist grundsätzlich unterschiedslos"* (S. 255—56). Und wenn es S. 291 Anm. heißt, daß *„in den Kirchen Spaniens noch im 11. Jahrhundert die Liturgie westgotisch war"*, so sollen wir offenbar daraus erfahren, daß sich aus arianischer Zeit in Spanien die gotische Sprache in der Liturgie erhalten habe.

Daher sind für R. die Glaubenskämpfe nur Abwandlungen des Themas: Das Germanentum wird von der Kirche bekämpft, so im Mittelalter vor allem die Katharer (S. 88 f.) und die Waldenser (S. 89 ff.). Daß die Katharer das westgotische Blut in Südfrankreich vertreten, ist für R. ebenso ausgemacht, wie daß Waldes ein Germane war. Petrus Waldes ist nach ihm *„eine große, geheimnisvolle Persönlichkeit ... der (noch unbestimmt von woher) in diese Stadt* (Lyon) *eingewandert war, Peter mit Namen, welcher später den Namen Valdo oder Waldes erhielt ..., er erfühlte immer mehr die Kluft zwischen dem schlichten Evangelium und dem protzenden Gebaren der Kirche, er empfand*

dann immer tiefer die lähmende Wirkung der Zwangsglaubenslehren. Und im treuen Glauben, dem geistlichen Oberhaupt zu dienen, pilgerte Peter Waldes nach Rom, forderte dort Einfachheit der Sitten, Ehrbarkeit im Handeln und — Gedankenfreiheit über das Evangelium, Lehrfreiheit auf Grund der Worte Christi. Vieles wollte man ihm zugestehen, das Wesentliche aber nicht. Da verteilte Waldes sein Vermögen, schied sich von seiner Frau und erklärte dem Vertreter Roms, der ihn zum Widerruf zwingen wollte: ‚Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen'. Das war die Geburtsstunde eines großen Ketzers und großen Reformators, dem dankbar zu sein sämtliche Europäer — alle Katholiken mit einbegriffen — alle Ursache haben. Die schlichte Größe des Peter Waldes muß auf die Bildung der Gemeinde der ‚Armen von Lyon' eine ungeheure Einwirkung gehabt haben, die Erfolge seiner Reisen an den Rhein, nach Böhmen, Entstehen waldensischer Gemeinden in Zentralösterreich, in Pommern, in Brandenburg zeigen, daß seine Forderung evangelischer Lehrfreiheit eine altgermanische Saite zum hellen Erklingen gebracht hatte, in den Seelen fest Wurzel faßte und sich nicht mehr ausrotten ließ: die gleiche Forderung, die Peter von Bruys, Heinrich von Cluny, Arnold von Brescia auch erhoben. Die Mainzer Skulptur zeigt uns Waldes als einen rein nordischen Kopf: ein Schädel, wie ihn die alten Germanen aufweisen, eine starke hohe Stirn, große Augen usw." (S. 89—90).

Was die Kirche dem germanischen Mittelalter bringt, ist in der Darstellung von R. Verderbliches, Gemeines, Schändliches. Schon oben haben wir darauf hingewiesen, daß nach ihm der Hexenwahn und der Zauberglaube etruskisches Erbgut sind, das der Papst, der *„etruskische Haruspex"*, dem Mittelalter übermittelt hat.

Schlimmer noch, es ist des Papstes entsetzliches Wesen, daß er so handeln muß: *„Der Medizinmann* (gemeint ist der Papst) *als dämonische Figur kann selbständiges Denken seiner Anhänger ebensowenig brauchen wie ehrbewußtes Handeln. Er muß folgerichtig, um seine Stellung zu sichern, das eine wie das andere mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln auszuschalten bemüht sein. Er muß alle allzu menschlichen Ängste und hysterischen Anlagen großzüchten; er muß Hexenwahn und Dämonenzauber predigen; er muß mit Index, Feuer und Schwert alles Forschen unterbinden, das zu anderen Ergebnissen führen kann oder gar zur Befreiung von dem ganzen vom Medizinmann gelehrten Weltbild. Der Medizinmann muß einen Roger Bacon genau so in den Kerker werfen wie einen Gallilei; er muß das Werk des Kopernikus in Acht und Bann erklären und alle Gedankensysteme zu vernichten trachten, die Ehre, Pflicht und Männertreue — also alle auf hochwertige Persönlichkeit abgestimmten Lehren — als lebengestaltende Mächte behaupten wollen.*

Den Versuch schildern, die zauberhaft-dämonische Weltauffassung des Medizinmannes weltpolitisch durchzusetzen, heißt römische Dogmen- und Kirchengeschichte schreiben" (S. 173 f. Die Sperrung von R.).

Von einem artigen Beispiel, das uns diese Politik schon in der Frühzeit des Christentums in Bayern veranschaulicht, lesen wir S. 619: „*Die Kirche hat jeden erschlagenen Missionar zum Märtyrer gestempelt, zum Heiligen ernannt. Selbst als der römische Jude Emmeran die Tochter des Bayernherzogs vergewaltigte und deshalb von den Bayern erschlagen wurde, erklärte die unfehlbare Kirche dieses schmähliche Ende als ein Sterben für den Glauben. Heute ist Emmeran ein Heiliger, der im frommen Regensburg angebetet wird.*“

In dieser Politik „*belog Papst Hadrian I. Karl d. Gr. mit der Behauptung, diese* (gemeint ist die sogenannte konstantinische) *‚Schenkung‘ befinde sich im Vatikanischen Archiv, und der vom Morgenland geblendete Frankenkönig anerkannte die Vorherrschaft des römischen Bischofs grundsätzlich*“ (S. 523 f.), indem eine Anmerkung noch näher ausführt: „*Außerordentlich belehrend wäre eine genaue Zusammenstellung aller Fälschungen, auf welche sich die Ansprüche der römischen Kirche gründen. Neben der berüchtigten ‚Konstantinischen Schenkung‘ sei hier die Fälschung des Protokolls der Kirchenversammlung von Nicäa genannt, laut der die Vorrangstellung des römischen Bischofs als von jeher bestehend hingestellt wurde; ferner die zusammengefälschten ‚authentischen‘ Märtyrergeschichten, über 500 an der Zahl; die Fälschung der Bekehrung und Taufe Konstantins des Großen; das angebliche ‚Dekret des Kaisers Gratian‘; Pseudokyrill usw. Kurz gesagt, fast alle ‚urkundlich‘ beglaubigten Forderungen der römischen Kirche beruhen auf Urkundenfälschungen.*“ (S. 524, Anm.)

Nachdem R. das sogenannte saeculum obscurum des Papsttums, das 10. Jahrhundert, ausgiebig beschrieben, bemerkt er dazu, daß diese Zustände „*wohlweislich von einer einerseits verlogenen, andererseits feigen Geschichtsschreibung verschwiegen werden*“, um dann vom Deutschland der Ottonenzeit zu sagen: „*Vom Kaiser, n i c h t vom Papst geleitet und geschützt, erstanden die ersten Kulturzentren in Quedlinburg, Reichenau, Hersfeld. Die Päpste ließen ehrenwerte Mahner im Gegenteil ermorden, wie Hadrian VI., der Arnold von Brescia zu erdrosseln und zu verbrennen befahl, als er von dessen Bußpredigten hörte*“ (S. 193). In einer Anmerkung dazu heißt es noch: „*Ich kann hier auf mehr Einzelheiten nicht eingehen. Bemerkt sei nur noch*“ . . . Es folgt eine Reihe von Angaben über angebliche Einnahmen der Renaissancepäpste aus unsittlichen Quellen, auf die wir weiter unten eingehen werden.

Gleich anschließend läßt R. schon im Mittelalter starke Bestrebungen nach einer eigenen g e r m a n i s c h e n N a t i o n a l k i r c h e herrschend sein: „*Dem Bestreben Otto I. lag ohne Zweifel der Gedanke einer germanischen Nationalkirche zugrunde, der mit den versunkenen arianischen Goten gestorben zu sein schien. Aus diesem Grunde setzte er fest, daß die Geistlichen vom Grundherrn ernannt würden. Das veranlaßte ihn aber auch, sich das Papsttum zu unterwerfen: 965 mußten die Römer schwören, ohne Zustimmung des Kaisers keinen Papst zu wählen. Otto III. ernannte selbstherrlich zwei Päpste. Ähnlich säuberte Heinrich III. das Papsttum. Im großen Konflikt zwischen dem Erz-*

bischof Willigis von Mainz gegen den römischen volkslosen Zentralismus fanden sich sämtliche deutsche Bischöfe in bewußter offener Ablehnung dem Papst gegenüber, der schließlich nachgeben mußte. Man war damals noch freier in Deutschland als 1870 und 1930!" (S. 193 f.).

Wie das Kaisertum gegen das Papsttum um eine germanische Nationalkirche gekämpft habe, so der deutsche Episkopat im Bunde mit dem Kaisertum gegen das ungermanische, dem Papsttum verfallene Mönchtum:

„Eine große Stärkung erfuhr das Papsttum jedoch durch die Clungazenser, die über den staatlichen Rahmen hinweg eine internationale, nur vom Papst abhängige Organisation schaffen wollten. Diese Bewegung setzte sich zwar eine Reform des verlotterten Mönchswesens zum Ziel, zeigte aber bald ihre ungermanische Geisteseinstellung. Die bisher üblichen Bußübungen gegen das sündige teuflische Fleisch, auf die der Germane lachend hinabgeblickt hatte, wurden ihrer früheren plumpen Form entkleidet und in eine schlauere Marterung der Seele (gleichsam als Vorläufer des Jesuitismus) verwandelt. Für bestimmte Teile des Clungazenserklosters galt strenges Schweigegebot, jeglicher Frohsinn wurde verboten, Freundschaft nicht geduldet. Die Angeberei wurde zur frommen Pflicht gestempelt, Schuldige wurden mit entehrenden Strafen belegt. Diese widernatürliche Zuchtform entstammt offenbar jener ligurisch-ostischen Rasse, die vor der Einwanderung der nordischen u. a. auch Südfrankreich besiedelte. Dieses Zertreten der eigenen Seele, diese innere Selbstentmannung und Unterwerfungssucht unter fremde Dämonen und Zaubermächte zeigt uns aber den Geist der römischen Kirche in engster, rassisch bedingter Wechselwirkung mit allem unarischen Blut und zerfetzten Bevölkerungsgruppen. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß die ‚Reform' der Clungazenser sofort in den ostisch-rassischen Teilen Lothringens Fuß faßte. Gegen diese seelische Krankheit trat sofort der Erzbischof Aribo von Mainz auf und stützte den machtbewußten Konrad II. Im Norden regte sich fast gleichzeitig das alte Blut: Bischof Adalbert von Wettin setzte sich eine germanische Nationalkirche als Ziel. Das Wort ‚deutsch' wurde zum erstenmal Allgemeingut, Mönche der römischen Kirche suchten nun nach den übriggebliebenen, fast vernichteten geistigen Schätzen ihres Volkes" (S. 194 f.).

Es ist unmöglich, alles, was R. im Vorübergehen vom Mittelalter schreibt, hier anzuführen. Daß aber in dem, was wir hier bieten, das Bild des christlichen Mittelalters dunklere Schatten aufweise als bei R. selbst, wird ganz gewiß niemand uns vorwerfen, der R.s Buch gelesen hat. Im Gegenteil, es ist ganz unmöglich, durch eine Auswahl die rechte Vorstellung von der Häufung aller Vorwürfe gegen die mittelalterliche Kirche und von dem grenzenlosen Abscheu R.s vor ihr auch nur annähernd zu vermitteln. Wo er die Kirche im Spiele wittert, da ist alles böse, die Schwertweihe des Ritters (S. 189) ebensosehr wie die *„wahnwitzigen Kreuzzüge"* (S. 190), in denen *„die unwandelbare Politik der römischen Kirche" . . . „durch hypnotisierende Predigten"* es vermochte, daß *„Ströme von Blut für die herrschsüchtige Kirche vergossen wurden"*. Und wenn die verschiedenen Nationen

im Kreuzzug ihren eigenen Schlachtruf hatten, so *„konnte Rom das nicht hindern; aber durch das Ausspielen verschiedener Interessen gegeneinander konnte es Zwietracht säen. Und das hat es bis auf heute als seine Lebensaufgabe betrachtet. Rom kann aus Selbsterhaltungstrieb keinen volks- und ehrbewußten Stand, noch viel weniger eine ganze ehrbewußte, in sich selbst ruhende Nation vertragen, deshalb m u ß es Zwist, Krieg säen und die Rassenzersetzung fördern. Das liegt im Wesen seines rasselosen Systems und wird sich nicht ändern, solange dieses System besteht"* (S. 190 f., Sperrung von R.).

Doch soll uns dieses ‚Ceterum censeo Ecclesiam esse delendam' R.s nicht hindern, wieder ganz ruhig und objektiv an die wissenschaftliche Prüfung seiner Angaben zu gehen.

B. Prüfung

Zwar auf die Frage nach dem angeblichen Gegensatz der germanischen Seele gegen die christliche Lehre von einem transzendenten Gott, einem Weltschöpfer und heiligen Weltregierer, gehen wir hier nicht ein. Die Bekehrung der Germanen zum Christentum und eine mehr als anderthalbtausendjährige Geschichte haben diesen Irrtum bereits widerlegt. Doch wie steht es mit ihrer Bekehrung selbst, insbesondere der Bekehrung Chlodowechs? Daß die Franken aus *„altheimatlichen Hainen"* zugewandert seien, als sie das römische Reich eroberten, ist mehr poetisch; die neuere Erforschung der germanischen Frühgeschichte legt ja gerade auf die Feststellung Wert, daß die Germanen zu Beginn der Völkerwanderungszeit bereits eine sehr beachtenswerte Stufe der Kultur erreicht hatten und im wesentlichen Ackerbauer waren. Daß Einflüsse wirksam waren, um Chlodowech dem arianischen Bekenntnisse zuzuführen, ist bekannt; daß Theodorich dabei eine Rolle spielte, wird mit gutem Grunde vermutet. Daß ihm der Arianismus im Sinne von R. *„freier"* vorgekommen sei, wird von den Geschichtsschreibern allerdings nicht berichtet; dagegen dürfen wir annehmen, daß er ihm einen religiös-politischen Rückhalt der römischen Macht gegenüber zu bieten schien, die allerdings damals nicht mehr in Rom, sondern in Konstantinopel ihren Sitz hatte. Daß Chlodowechs Gattin, Chrodechilde, eine *„hysterische Frau"* gewesen sei, ist der Geschichte bisher wieder gänzlich unbekannt geblieben. Es ist aber zu fürchten, daß es damit steht wie mit *„dem Zeichen, das einst dem ‚frommen' Chlodowech am Himmel erschienen war"*, daß nämlich dort ebenso ein Irrtum R.s vorliegt wie hier. Denn R. verwechselt Chlodowech, den Frankenkönig, mit Konstantin d. Gr., dem römischen Kaiser, indem er jenem, nicht etwa nur durch flüchtiges Verschreiben, sondern mit Emphase, die ja aus der Schule wohl jedem Kinde bekannte Kreuzesvision Konstantins zuschreibt. Ob der *„Mythus vom Marter-Kreuz"* sterben wird, hängt von denen ab, die ihn, wie R., erfinden; ob *„Goethe die Aufgabe unseres Volkes darin erblickte, das römische Reich zu brechen"*, mögen die Literaturhistoriker entscheiden: Daß aber die Kraft des Kreuzes Christi weder gestorben ist noch sterben, sondern siegreich auch über die triumphieren wird, die es heute

schmähen, dessen sind wir gewiß! Und auch nicht wird in Erfüllung gehen, was R. S. 616 herbeisehnt und schon kommen sieht; die *„unbedingt notwendige, scheinbar nur äußerliche Änderung: der Ersatz der die quälende Kreuzigung darstellenden Kruzifixe in Kirchen und auf Dorfstraßen“* ... indem *„eine Deutsche Kirche nach und nach in den ihr überwiesenen Kirchen an Stelle der Kreuzigung den lehrenden Feuergeist, den Helden im höchsten Sinne darstellen wird“*.

Gehen wir zu der Verfolgung des Denkens und der Wissenschaft mit *„Exkommunikation, Ächtung, Feuer, Schwert und Gift“* über, von der R. unter Nennung von Namen so oft und betont spricht. Die *„vergilbten syrischen Pergamente“* wollen wir dabei lieber nicht allzu wörtlich nehmen; im übrigen würde es ein Zeugnis hoher Bildung gewesen sein, wenn die Mönche wirklich imstande gewesen wären, vergilbte syrische Pergamente zu studieren. Auch die kleine Verwechslung in der Stelle Mt. 8, 32 wollen wir gern durchgehen lassen. Aber wie ist es mit der Vergiftung oder Erdolchung von Scotus Eriugena und Roger Bacon durch das Papsttum, von der die Wissenschaft bisher gar noch nichts wußte?

Johannes Scotus Eriugena, wie der Name sagt, ein Ire von Geburt und Bildung, lebte seit ca. 850 am Hofe Karls des Kahlen, des Enkels Karls des Großen und Herrschers des Westfrankenreiches. Er übersetzte aus dem Griechischen die Schriften des sogenannten Pseudo-Dionysius Areopagita, eines christlichen neuplatonischen Graeco-Syrers aus der Zeit um 500, und übernahm auch selbst von diesem manche neuplatonischen Ideen. Als hochgeehrter Gelehrter hat er Karl den Kahlen, der 877 starb, noch überlebt, wie lange, wissen wir nicht, und als angesehener Gelehrter ist er auch friedlich gestorben, aller Wahrscheinlichkeit nach im westfränkischen Reiche[1].

Wo bleibt seine Ermordung? Wir erlauben uns, die Erklärung zu geben. Von einem Abt des englischen Klosters Malmesbury, namens Johannes, ging in eben diesem Kloster im 12. Jahrhundert die Sage, er sei von den über seine Strenge erbitterten Klosterschülern ermordet worden, eine Sage, die als durchaus ungeschichtlich längst erkannt ist. In Malmesbury hat man sie aber zeitweise mit dem Johannes Scotus Eriugena zusammengebracht, was ebenso ungeschichtlich wie als solches längst abgewiesen ist. Darüber kann man sich leicht sogar schon in einem größeren wissenschaftlichen Lexikon orientieren. Allerdings Gift, Dolch und Papsttum? Da versagt sowohl das Lexikon als auch alle Literatur.

Und Roger Bacon? Roger Bacon, als Doctor mirabilis von der Kirche des Mittelalters geehrt, war Engländer, geboren um 1214, Schüler der Universitäten Oxford und Paris, wurde Franziskaner und als solcher eine der größten Leuchten der Hochscholastik. Seine Stärke lag auf dem Gebiete der Empirie, der Erfahrungswissenschaft, die er

1. Vgl. F. Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. II. Bd., Die patristische und scholastische Zeit. Bearb. von B. Geyer. Leipzig 1928, S. 164 ff. oder auch S. M. Deutsch, Art. „Scotus“ in der Realencyklopädie für protestant. Theologie und Kirche XVIII, 86 ff., bes. 89.

sowohl in der biblischen Textkritik als besonders in physikalischen Untersuchungen und Entdeckungen bewährte. Da er von der Astronomie aus zu einer Art von Astrologie, zum Glauben an den Einfluß der Sterne auf Leib und Seele des Menschen, kam, fürchteten seine Oberen den Vorwurf des Aberglaubens und erschwerten durch ängstliche Einschränkungen seine Arbeit. Als Schützer trat für ihn auf Papst Clemens IV., dem Bacon sein Opus majus, das Opus minus und das sogenannte Opus tertium übergab. Clemens IV. sorgte für die Wiederherstellung der vollen Schaffensfreiheit des Gelehrten, der seine Tätigkeit an den Universitäten Oxford und Paris entfaltete. Als etwa zehn Jahre später abermals wegen vermeintlicher Zauberkünste Bedenken gegen ihn laut wurden, verurteilte ihn sein ängstlich gewordener Ordensgeneral Hieronymus von Ascoli zur Klosterhaft, d. h. Zurückgezogenheit im Pariser Kloster. Dann aber selbst Papst geworden, als Nikolaus IV., gab er Bacon der Lehrtätigkeit in Oxford zurück, wo dieser hochgeehrt 1294 starb und in der Kirche der Franziskaner sein Grab fand. Auch das läßt sich unschwer in jedem wissenschaftlich ernsten Lexikon feststellen [2].

Endlich Meister Eckehart! Ob durch Gift gestorben, *„ist unbekannt geblieben"*. Hier wird es schwer, die Ruhe zu bewahren. Denn es ist sehr wohl bekannt, daß Meister Eckehart, von seinen Ordensbrüdern geliebt und hochgeehrt, im Frieden seines Klosters zu Köln 1327 gestorben ist. Ich entsinne mich auch nicht, irgendwo in der ganzen Literatur auch nur eine noch so leise Andeutung eines anderen Todes gefunden zu haben. Die Unterstellung eines an Eckehart verübten Giftmordes ist schlechthin ungeheuerlich! [3]

Aber Kopernikus und Galilei? Obschon diese beiden erst der Neuzeit angehören, sei doch schon hier auch ihre Angelegenheit besprochen. Nikolaus Kopernikus, Domherr in Frauenburg (1473 bis 1543), dem wir den Durchbruch der Erkenntnis des heliozentrischen Weltsystems verdanken, führte in diesem System mit besseren Gründen bekanntlich Gedanken weiter, die vor ihm schon in Italien und auch in Deutschland, hier durch den Kardinal Nikolaus von Cues, vertreten worden waren. Als er 1531 die Grundzüge seiner Lehre bekanntgab, stieß er bei den Reformatoren auf heftigen Widerspruch, einen Widerspruch, der subjektiv entschuldbar ist, weil sie glaubten, der Heiligen Schrift werde durch diese Lehre widersprochen. Luther bezeichnete, als er zuerst von der neuen heliozentrischen Theorie hörte, in einer Tischrede vom 4. Juni 1539 nach der in der Erlanger Ausgabe (Bd. 61 [1854] S. 319) aufbewahrten Fassung ihren Urheber als „Narren". In der größtenteils lateinischen Fassung der Weimarer Ausgabe (Tischreden Bd. 4 [1916] Nr. 4638) ist die Abweisung ebenso scharf, wenn auch das Wort „Narr" fehlt. Ebenso waren die Sätze des Kopernikus für Melanchthon in seinen „Initia doctrinae physicae"

2. Vgl. Überweg-Geyer, S. 466 ff. und Zöckler, Art. „Bacon" in der Realencyklopädie II, 344 f.
3. Über Eckeharts Leben und Lehre orientiert jetzt sehr gut Alois Dempf, Meister Eckhart. Eine Einführung in sein Werk, Leipzig 1934.

(Corpus Reformatorum XIII, 216) „sententiae absurdae", absurde Behauptungen [4].

Die Behandlung des Ausspruchs Luthers durch R. ist übrigens lehrreich für dessen Art, mit den geschichtlichen Quellen umzugehen. Er schreibt (S. 133): *„Wie sehr diese Zauberwelt Afrika-Asiens Europa überschattet hatte und alles Denken auch der Freiesten zu erdrosseln drohte, davon gibt Luthers Urteil über Kopernikus Zeugnis, den er einen Schwindler und Betrüger nannte, bloß weil die magische Bibel es anders wollte, als der große Kopperning es lehrte."* Daß Luther das von Kopernikus gesagt habe, ist nun wirklich nichts anderes als ein „Mythus des 20. Jahrhunderts"!

Im Unterschiede von Luther zollten die führenden katholischen Persönlichkeiten Kopernikus Beifall, als sein System bekannt wurde. Als er es 1543 in der Schrift „De revolutionibus orbium coelestium" der Welt vorlegte, widmete er sie niemand anderem als Papst Paul III. Der Nürnberger Verleger fügte in einer, wie Luthers Stellungnahme zeigt, nicht unberechtigten Vorsicht eine Vorrede hinzu, in der das System als „eine neue und wunderbare Hypothese" bezeichnet wurde. Papst Paul III. nahm die Widmung an; bei katholischen Bischöfen und bei Kardinälen fand das Werk begeisterte Aufnahme. Aber gerade infolge der Kämpfe mit den Glaubenserneuerern, denen man an Eifer in dem Halten an der Heiligen Schrift nicht nachstehen wollte, war man im folgenden Jahrhundert in Rom ängstlicher. Man bedenke, daß die evangelischen Theologen der Universität Tübingen 1595, die der Fakultät von Basel noch 1662 das kopernikanische System für unvereinbar mit der Bibel erklärten [5]. So kam es, daß der große Physiker und Astronom Galileo Galilei, als er 1610 in seinem Sidereus Nuncius das kopernikanische System mit neuen Beweisgründen vertrat, zwar zunächst vom Papste Paul V. und den Kardinälen, besonders dem Kardinal Barberini, dem nachfolgenden Papste Urban VIII., begeistert aufgenommen wurde, daß aber 1616 Angriffe mehrerer übereifriger Ordensleute gegen ihn, weil er sich in Widerspruch zur Heiligen Schrift setze, auf das Sacrum Officium Eindruck machten und Galilei von diesem genötigt wurde, die Verurteilung seiner Lehre anzuerkennen. Erst im

4. Nach der Erlanger Ausgabe sagt Luther: „Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umbkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeiget, so hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich." In der Weimarer Ausgabe heißt es: „De novo quodam astrologo fiebat mentio, qui probaret terram moveri et non coelum, solem et lunam . . . Aber es geht jetzunder also: Wer do wil klug sein, der so ihme nichts lassen gefallen, das andere achten; er mus ihme etwas eigen machen, sicut ille facit, qui totam astrologiam invertere vult. Etiam illa confusa tamen ego credo sacrae scripturae, nam Josua iussit solem stare, non terram." Melanchthon lehnt die neue Theorie aus vermeintlichen physikalischen und aus exegetischen Gründen in längerer Darlegung in durchaus sachlicher und ruhiger Weise ab. Die übrigen evangelischen Theologen dachten nicht anders.

5. Zur Galilei-Frage vgl. F. X. Funk, Kirchengeschichtliche Abhandlungen u. Untersuchungen II, 1899, Nr. 22. Dort S. 459 über die Verwerfung des kopern. Systems als „gotteslästerlich" noch i. J. 1744 durch einen lutherischen Theologen. Siehe auch die immer noch vollwertigen Artikel „Galileo Galilei" und „Copernicus" von Schanz im Wetzer u. Welte's Kirchenlexikon V, 18—44 u. III, 1079—1087, sowie M. Caspar, Art. „Kopernikus" im Lexikon f. Theol. u. Kirche VI. 189.

Zusammenhange damit wurde damals auch das oben erwähnte Buch des Kopernikus „suspendiert“ „donec corrigatur“, d. h., bis es verbessert worden sei, näherhin, bis in ihm das heliozentrische System nur als Hypothese, nicht als Wirklichkeit erklärt werde. Als dann aber durch die weiteren Fortschritte der Astronomie, besonders durch die Entdeckungen Newtons, der Beweis für die Richtigkeit des Kopernikanischen Systems zwingend erbracht wurde, hat man den neuen Forschungen keinen Widerstand entgegengesetzt, und i. J. 1757 hat die Indexkongregation ausdrücklich beschlossen, das Verbot der Bücher aufzuheben, die den Stillstand der Erde leugneten und ihre Bewegung um die Sonne behaupteten. Im Index von 1758 ist daher auch das Buch des Kopernikus gestrichen. Aus formalistischen Gründen ist damals leider nicht auch die früher indizierte Schrift Galileis mit vom Index verschwunden, sondern erst in der neuen Ausgabe von 1835, obschon die Lehre bereits 1757 offiziell freigegeben war, und nachdem schon vorher in Rom selbst approbierte Bücher das System gelehrt hatten. Der „Fall Galilei“ ist jedem unterrichteten Katholiken wohlbekannt. Nicht ein unfehlbarer Lehrspruch der Kirche, wohl aber ein sehr bedauerlicher Fehlspruch einer römischen Behörde hat 1616 Galilei, und damals erst mit ihm Kopernikus, getroffen, doch ohne die astronomische Wissenschaft damit auf ihrer Fortschrittsbahn aufzuhalten, die ja gerade in kirchlichen Kreisen, auch in Rom und bei dem Orden der Jesuiten, die begeistertsten Vertreter fand. Im Lichte der Geschichte sieht also die Sache doch wesentlich anders aus als bei R.

Kehren wir zum Mittelalter zurück. Daß die arianischen Goten den katholischen Glauben duldeten, ist allbekannt, aber auch, abgesehen von dem auch sonst hervortretenden, im allgemeinen gemäßigten und vornehmen Charakter der Goten sehr verständlich, da sie nur eine ganz kleine Minorität in den von ihnen unterworfenen Völkern waren. Das Dulden war gegenseitig. Falsch dagegen wäre es zu glauben, der Arianismus sei die Quelle der Duldsamkeit gewesen. Die arianischen Vandalen haben sich fast ununterbrochen während ihrer Herrschaft im lateinischen Afrika (429—534) als Bedrücker, zeitweise als grausame Verfolger der Katholiken erwiesen, eine Tatsache, die geschichtlich so feststeht und bis ins einzelne bekannt ist, daß nur völlige Fremdheit in dieser Materie dazu veranlassen kann, etwas anderes zu schreiben.

Die Angabe über den Friesenkönig Radbod stammt, wie R. richtig angibt, von Alkuin, nämlich aus Alkuins Leben des hl. Willibrord c. 11. Was R. aber nicht angibt, ist der Anfang eben dieses Kapitels 11 der Vita [6], wo es heißt, daß Radbod wegen der Taufe von drei Leuten im hl. Quell der Insel Helgoland durch Willibrord, den der Sturm dorthin verschlagen hatte, „in große Wut geriet gegen den Priester des lebendigen Gottes und gedachte, die Beleidigung der Götter zu rächen“, daß Radbod seiner Gewohnheit gemäß drei Tage dreimal das Los über Willibrord und seine Gefährten warf, das aber sie nie traf, bis auf

6. Ausg. von Wattenbach in: Jaffé, Bibl. rer. Germ. VI. 39 ss.; deutsche Übersetzung von Wattenbach in: Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit (1888).

einen der drei Gefährten, der denn auch von Radbod getötet wurde. Willibrord aber, „von Radbod viel gescholten, weil er die Heiligtümer verletzt und seinen Gott beleidigt habe", trat ihm mit so großem apostolischen Mut entgegen, daß der König nicht wagte, Hand an ihn zu legen. Alles konnte er sich seinem mächtigen Nachbarn, dem fränkischen Hausmeier, gegenüber allerdings auch nicht erlauben; er suchte sogar in ein gutes Verhältnis mit ihm zu kommen, in dem er seine Tochter Theudsind dem Sohne Pippins, Grimoald, zur Gemahlin gab.

Bezüglich des Fortlebens des Heidnisch-Germanischen im Christentum, das an sich in gewissem Maße eine Selbstverständlichkeit ist und von niemand geleugnet wird, verzeichnet R. leider das Bild im ganzen, und er irrt in sämtlichen Beispielen. St. Martins Mantel und Schwert stammen aus der von Martins Schüler Sulpicius Severus aufgeschriebenen Lebensgeschichte c. 3, wo es ausdrücklich heißt, daß eines Tages am Stadttore von Amiens ein unzulänglich bekleideter Bettler Martin, der damals noch Offizier in der römischen Armee war, anbettelte, und daß Martin „also sein Schwert zog, mit dem er umgürtet war, seinen Mantel in der Mitte auseinanderschnitt und dem Armen die eine Hälfte gab". Die heilige Pelagia hat, wie aus den Untersuchungen von H. Delehaye[7] hervorgeht, mit Venus nichts zu tun. St. Petrus ist für das Christentum nie ein „Himmelsbewacher" gewesen, sondern er lebt in der Volksphantasie als Himmelspförtner, aber nicht durch eine Umwandlung von Donar, sondern weil man an das Wort Christi dachte, der ihm die Schlüssel des Himmelreiches gibt. St. Georg ist ein Heiliger, dessen Verehrung als Patron der Kämpfer und dessen Legende, damit auch seine Beliebtheit, aus der griechischen (!) Kirche zu uns gekommen ist. St. Michael ist ebensowenig die Umbenennung eines *„nordischen Wesensbildes"* (was soll das übrigens heißen?); sondern sein Bild hat sich gestaltet nach der Apokalypse Kapitel XII, 7: Und es erfolgte ein großer Kampf im Himmel: Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen . . . Der hl. Oswald ist eine wohlbekannte geschichtliche Persönlichkeit, König von Northumbrien, gest. 642, also nichts weniger als der umgewandelte Odin, wenn auch später Züge aus der Odinsvorstellung in seine Legende verwoben worden sind. Die sogenannte hl. Kümmernis hat mit Odin überhaupt nichts zu tun, sondern verdankt ihre Entstehung der Mißdeutung eines schon im frühen Mittelalter weitbekannten und verehrten Kruzifixes in Lucca, an dem der Heiland mit langer Tunika bekleidet dargestellt ist, wie G. Schnürer[8] zwingend nachgewiesen hat. Wenn Hrabanus Maurus, zwar nicht am Ende des 8. Jahrhunderts, wie R. sagt, sondern im 9. Jahrhundert (Hraban wurde geboren wahrscheinlich um 784 und starb 856) von der Himmelsburg spricht — wo, sagt R. nicht —, so ist das eine Ausdrucksweise, die wir so und so oft bereits in der altchristlichen römischen

7. Légendes hagiographiques, Brüssel 1905. Deutsch von E. A. Stückelberg, Kempten-München 1907.
8. G. Schnürer u. J. Ritz, Sankt Kümmernis und Volto Santo. Studien und Bilder (= Forschungen z. Volkskunde, hrsg. von G. Schreiber, Heft 13—15), Düsseldorf 1934.

Welt finden, besonders auf Grabsteinen[9]. Ostern hat seinen Tag nicht von dem Feste der Ostara empfangen, und nur in einem begrenzten Teil der deutschstämmigen Gebiete überhaupt den Namen; sondern ohne jede Schwankung ist der Tag immer bestimmt worden als der Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond, weil auch der Tag der Auferstehung Christi auf einen solchen Sonntag gefallen ist. Das Fest der Wintersonnenwende ist ebensowenig zum Geburtstag Christi geworden, wenigstens nicht in dem Sinne von R.; denn in den südlichen Ländern, wo zuerst der 25. Dezember als Geburtstag Christi begangen wurde, war die Sonnenwende kein Volksfest. Wohl kann der Tag — in Rom galt der 25. Dezember, ungenau als Natalis solis invicti — bei der Fixierung eines bestimmten Tages für das Gedächtnis der Geburt des Herrn, der Sonne der Ewigkeit, mitgewirkt haben, da eine Überlieferung über sein Datum ja nicht bestand. Aber das ist etwas ganz anderes, als was R. sagt[10].

Daß *„Ludwig der Fromme alles Germanische mit Stumpf und Stiel auszurotten bemüht war"*, ist ein großer Irrtum, der dadurch nicht besser wird, daß er heute oft wiederholt wird. Wie schildert ihn sein Zeitgenosse Thegan? „Er hatte eine mäßig hohe Gestalt, große helle Augen, ein offenes Gesicht, eine lange gerade Nase, Lippen, die weder zu dünn noch zu dick waren, eine starke Brust, breite Schultern, sehr starke Arme, so daß ihm niemand im Bogenschießen oder Lanzenwerfen gleich kam." Ist das ein ungermanischer Schwächling? Wenn nun Thegan als Geistlicher — er war Chorbischof von Trier — im Anschluß an sein Lob der Kenntnis der Hl. Schrift bei Ludwig hervorhebt, daß „er die heidnischen Lieder (poetica carmina gentilia), die er in der Jugend gelernt hatte, gering achtete und sie nicht lesen noch hören noch lehren wollte" (c. 10), so kann man doch auf diesen Satz wirklich nicht die Anklage aufbauen, er sei *„bemüht gewesen, alles Germanische mit Stumpf und Stiel auszurotten"*. Denn eben diese wenigen Worte sind das einzige Fundament der ganzen Anklage. Nun meint aber Thegan mit den ‚poetica carmina gentilia' überhaupt nichts anderes als lateinische Gedichte die dem Knaben im Unterricht in der

9. Vgl. die Beispiele bei E. Diehl, Inscriptiones latinae veteres I (1925) Nr. 1629, 1668, 1765, 1784. R. scheint nach S. 616: „Zwar sind die Darstellungen germanischer Ritter und Götter noch im St. Georg, St. Martin, St. Oswald erhalten geblieben" Martinus, der aus Pannonien (Ungarn), und Georg, der allem nach aus Kappadozien, also dem hinteren Kleinasien stammte, für Germanen zu halten.

10. Die in letzter Zeit aufgeworfene Frage nach der Bekehrung der Germanen ist in das volle Licht der geschichtlichen Forschung gerückt und wie selten eine aufgeworfene Frage geklärt worden. Vor allem muß hervorgehoben werden, daß protestantische Gelehrte hier in den letzten Monaten hervorragende Aufklärungsarbeit geleistet haben. Für diesen Bruderdienst sind wir ihnen dankbar! Das Beste schrieb H. Dörries, Germanische Religion und Bekehrung der Sachsen, Göttingen 1934 (dies Büchlein sollte man unbedingt lesen!); gut sind ferner W. Baetke, Arteigene germanische Religion und Christentum, Berlin-Leipzig 1934; H. Rückert, Die Christianisierung der Germanen, Tübingen 1933; von Walters Aufsätze in Künneth-Schreiner, Nation vor Gott, Berlin 1934; Baetke, Art und Glaube der Germanen, Hamburg 1934; K. Algermissen, Germanentum und Christentum, Hannover 1934. Die religionsgeschichtlichen Irrtümer R.s (bez. Martin, Oswald, Odin usw.) widerlegt im einzelnen C. Clemen, Altgermanische Religionsgeschichte, Bonn 1934, S. 51 ff.

lateinischen Sprache eingeprägt worden waren, wie etwa Gedichte von Ovid oder Komödien des Terenz, die in den Klosterschulen der karolingischen Zeit, wie wir wissen, gelesen wurden. Vermutlich war es geradezu Ludwigs ausgesprochen christlich-deutscher Sinn, der ihn gegen diese Schriften eingenommen hat. Die Anklage auf Feindschaft gegen die deutschen Sagen und Lieder ist also einfach in die Luft hineingebaut. Aber sollte selbst Thegan, was demnach so gut wie ausgeschlossen ist, an deutsche Lieder mythologischen Inhalts gedacht haben, so hätte Ludwig immer noch ein guter Germane sein können, wenn er auch später an diesen Gesängen keine Freude mehr gehabt hätte. Nun gar noch die 9 Millionen verbrannter Ketzer mit der mangelnden Freude Ludwigs an den poetica carmina gentilia in Verbindung zu bringen, ist schon ein bißchen gewaltsam, ganz abgesehen von der Zahl, über die weiter unten Interessantes zu lesen sein wird [11].

Ganz falsche Vorstellungen hat R. von den **Beginen** (nicht Beguinen) **und Begarden**[12]. Die Beginen verdanken ihre Entstehung, gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Nivelles in Brabant, dem Bemühen, zugleich dem Frauenüberschuß gerecht zu werden und das gesteigerte Verlangen vieler Frauen nach kirchlich frommem Leben zu befriedigen. Papst Gregor IX. nahm sie 1233 unter seinen Schutz. Den Beginen nachgebildet entstanden um 1220 in den Niederlanden die Begarden, die sich hauptsächlich der Krankenpflege widmeten. Die Beginen verbreiteten sich stark in den südlichen und nördlichen Niederlanden sowie in Frankreich und Deutschland und suchten zunächst die geistliche Leitung der Zisterzienser und Prämonstratenser. Als um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Deutschland und Italien die Sekte der sogenannten „Brüder und Schwestern des freien Geistes" auftauchte und auf manche Beginen-Niederlassungen ansteckend wirkte, gerieten diese zeitweise in den Ruf häretischer Lehren, so daß das Konzil von Vienne 1311 die Aufhebung der ganzen Institution verfügte. Die Maßregel wurde aber im Hinblick auf die Sympathie, die sie bei den Franziskanern und vielen städtischen Behörden genoß, nicht durchgeführt, später auch zurückgenommen, so daß die Beginenkonvente bis heute unter dem Schutze der Kirche existieren, während die Begarden in Verfall gerieten und gegen Ende des Mittelalters erloschen. Mit „Waldschüler" hat das Wort Begarden nichts zu tun. Ganz merkwürdig ist die Vorstellung R.s von der Beziehung der Beginen oder Begarden zu einem *„Grundzug des Arianismus"* hinsicht-

---

11. Thegans Vita Ludwigs siehe Mon. Germ. SS. II, 585 ss.; deutsche Übersetzung von Jasmund-Wattenbach, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit (1889; vgl. dazu H. Becher, Germanisches Heldentum und christlicher Geist, 1934), der zeigt inwiefern im geistigen Leben der Germanen durch die Bekehrung zum Christentum kein Bruch eintrat.
Unsere Auffassung der ‚poetica carmina gentilia' vertritt als die allein mögliche A. Heusler, Die altgermanische Dichtung (Handbuch der Literaturwissenschaft, hsg. von O. Walzel), Berlin 1926, S. 23.

12. Über Beginen und Begarden siehe J. Greven, Die Anfänge der Beginen, Münster 1912, und Art. „Beginen und Begarden" von H. Haupt in der Realencyklopädie f. protest. Theol. u. Kirche II, 516 ff.

lich der deutschen Sprache und von der Rolle der deutschen Sprache in der Kirche des Mittelalters überhaupt. In welcher Sprache sollen denn die Missionare und die Geistlichen das Volk unterrichtet haben? Doch selbstredend in der Landessprache. Das Latein wurde den meisten von ihnen sauer genug. Die Religion ist nie in einer Fremdsprache dem Volke gepredigt oder gelehrt worden. R. scheint allen Ernstes zu meinen, nicht nur früher, sondern noch heute bete der katholische Bauer lateinisch. Über einen solchen Einfall ist kein Wort zu verlieren. Die Liturgie, d. h. die Sprache des Priesters bei der hl. Messe, ist lateinisch und war es im Westen immer, auch die *„westgotische"*, die R. in seiner Unkenntnis der Geschichte der Liturgie offenbar für ein Überbleibsel der arianischen Liturgie hält, während sie nichts anderes ist als die lateinische, römisch-katholische Liturgie aus der Zeit des Westgotenreiches und der nachfolgenden Unterwerfung des größten Teiles von Spanien unter arabische Herrschaft.

Was R. im Zusammenhange mit den Beginen von der *„äußeren Verwilderung des römischen Zentrums im 13. Jahrhundert"*, von der *„allgemeinen Verlotterung der Geistlichkeit in allen Ländern"* „von der *„Verlumpung"* und der *„Reaktion gegen diese durch die Brüder und Schwestern vom freien Geiste"* schreibt, ist — man verzeihe das harte Wort — so unsinnig und lediglich ein Zeichen des gänzlichen Mangels an Kenntnissen über das Mittelalter, daß es erlaubt sein möge, auf weitere Worte zu verzichten. Als Zeugen dieser Verlotterung und Verlumpung erhoben sich in allen Ländern die vergeistigten gotischen Dome, auch in Deutschland, erblühten die ersten europäischen Universitäten, deren Verfassung noch heute in unseren Universitäten nachlebt, die von Paris, Bologna, Oxford, Cambridge und Salamanca, alle unter dem besonderen Schutze der Päpste, erstanden aus dem geistlichen Stande Heilige und Gelehrte, die als Geistesriesen noch heute aufragen. An den pantheistisch-quietistischen Überspanntheiten, die nicht als Vorläufer der Mystik, sondern als wilde Schößlinge an der längst blühenden Mystik in verschiedenen Formen auftraten und deren Vertreter unter dem Namen der „Brüder und Schwestern vom freien Geiste" zusammengefaßt werden, hätte R. wohl kaum Gefallen, wenn er sie näher kännte. Meister Eckehart aber hat keine Beziehungen zu ihnen unterhalten, weder ferne noch nahe! So steht eben alles und jedes Kirchengeschichtliche in R.s Buch auf dem Kopfe.

In der Behandlung der Ketzerverfolgungen, die bei R., wie wir gesehen haben, einen breiten Raum einnimmt, tritt bei ihm das doppelte Bestreben hervor, die Ketzer als verfolgte Germanen hinzustellen und die Verfolgung als Ausfluß eines blutrünstigen, der Kirche notwendig eingeborenen Verfolgungswillens gegen den germanischen Ehrbegriff. Wie liegen die Dinge?

Wo und solange die Religion rein als solche besteht, nicht für den Staat und das öffentliche Kulturleben mitverantwortlich ist, ist es natürlich und leicht, daß sie keine anderen Mittel als rein geistige kennt, um sich durchzusetzen. Daher hat die alte Kirche, die zudem den Mißbrauch der Gewalt an sich selbst erfahren hatte, die Gewalt in

Sachen des Glaubens abgelehnt. So schreibt Lactantius in seinen Institutiones divinae (Religiöse Unterweisungen) i. J. 308: „Die Religion ist Sache des freien Willens; man kann sie nicht mit Gewalt jemand aufnötigen ... Wenn ihr (er meint die Christenverfolger) die Religion mit Blutvergießen verteidigen wollt, mit Qualen, so verteidigt ihr sie nicht, sondern befleckt und verletzt sie" (Buch V, c. 20). Aber schon Konstantin, noch nicht getauft, wohl aber als römischer Caesar gleich seinen heidnischen Vorgängern sich berechtigt und verpflichtet fühlend, auch die religiöse Ordnung sich angelegen sein zu lassen, sprach zu den Bischöfen des Konzils von Nicaea: „Ihr seid die Bischöfe (das Wort episcopus heißt eigentlich Aufseher) der inneren Dinge; ich aber bin von Gott bestellt zum Bischof der äußeren Dinge" (Eusebius, Leben Konstantins V, 24). In diesem Sinne haben seine Söhne dem Arianismus mit staatlichen Gewaltmitteln in der Kirche zum Siege zu verhelfen gesucht. Gegen die im Bunde mit dem Staate den nicaenischen Glauben bedrängenden arianischen Bischöfe erhob der hl. Hilarius von Poitiers seine Stimme: „Ich bitte euch, mit welchen Mitteln haben die Apostel das Evangelium verbreitet: Auf welche Macht haben sie sich gestützt, um Christus zu predigen? Heute, ach, steht irdischer Schutz hinter dem Glauben, Christi Kraft gilt nicht mehr" (Contra Auxentium c. 4). Wenn auch gewisse unsittliche heidnische Kulte von den Kaisern verboten und schließlich dem Verfall des Götterglaubens durch Opferverbot von ihnen nachgeholfen wurde, so wurde doch das private Bekenntnis auch des Heidentums, wie wir früher sahen, von ihnen geschont. Gewaltsame Maßregeln kamen indes in Frage gegenüber den Manichäern und den Donatisten. Der Manichäismus war ein heidnisches, extrem dualistisches System, das in Persien im 3. Jahrhundert entstand und sich in einer sonderbaren Mischform bis in die christlichen Reichsgebiete verbreitete. Da es den Menschen seinem Leibe nach als Geschöpf des bösen Urgeistes ansah, drängte es auf beschleunigte Rückkehr der in der Seele gefangenen Lichtteile durch Aussterben der Menschheit. Daher ihr Kampf gegen die Ehe. Diokletian hatte sie i. J. 287 als Feinde der menschlichen Ordnung mit dem Tode, die Führer mit der äußersten Strafe, dem Verbrennen, belegt. Gesetze der christlichen Kaiser des 5. Jahrhunderts griffen dieses Gesetz auf, allerdings in gemilderter Form, insofern nicht das Bekenntnis, sondern nur die äußere Betätigung unter Strafe gestellt, und diese selbst im allgemeinen nur mit Verbannung und anderen Strafen belegt wurde.

Die Donatisten entstanden zu Beginn des 4. Jahrhunderts im lateinischen Afrika als eine sozialrevolutionäre Sekte. Sie griffen selbst von Anfang an zur Gewalt und veranlaßten so Repressalien. Die Bischöfe Nordafrikas waren geteilt in ihrer Haltung ihnen gegenüber: die einen begrüßten die staatlichen strengen Maßregeln, die anderen, besonders der hl. Augustin, in dessen Zeit die Sekte immer noch stark war, lehnten zunächst alle Gewaltanwendung ab, um schließlich gegen die gewaltsamen Ausschreitungen der Donatisten die „temperata

severitas", d. h. im höchsten Falle Geldstrafen oder Verbannung, zu empfehlen (Augustinus, Epist. 93. 10).

Der Gedanke nun, daß der Staat mit temperata severitas zum Schutze der Gläubigen einschreiten müsse, drang in der christlich gewordenen Welt des Mittelalters durch. Bis zum 11. Jahrhundert ist er eher gemildert als verschärft worden. Die deutschen Stämme sind nicht mit dem Geiste des Hasses, den R. in so absolut unbegründeter Weise dem hl. Bonifatius, in Wahrheit einem Manne der feinsten und taktvollsten Liebe, zuschreibt, bekehrt worden, sondern alle ohne Gewalt, in freier Unterwerfung unter das Evangelium, alle, sagen wir, die Franken, die Burgunden, die Bayern, die Thüringer, die Angelsachsen, die Nordgermanen, mit alleiniger Ausnahme der Sachsen, die im jahrhundertelangen Grenzkriege mit den Franken lagen, bis Karl der Große sie unterwarf und zur Annahme des Christentums nötigte. Sie haben dann im 10. und 12. Jahrhundert ihre eigenen slawischen Nachbarn im Gebiet zwischen Elbe und Oder nicht minder hart angefaßt. Die Kirche selbst ist bis zum 11. Jahrhundert ohne jede Gewaltanwendung ausgekommen.

Das wurde anders, als im Laufe des 11. Jahrhunderts infolge der von byzantinischen Kaisern verfügten zwangsweisen Verpflanzung manichäischer Stämme an die untere Donau, von dorther der Manichäismus, mit seinem *alten Dualismus, mit seiner Verwerfung* der Ehe und der Lehre vom bösen Urgeist als Schöpfer der Leiber nach Deutschland, Italien, Frankreich und selbst Spanien sich ausbreitete. Das war das sogenannte Katharertum. Wäre es durchgedrungen, so hätte das in der Tat den Umsturz der ganzen christlich-europäischen Kultur bedeutet. Daß es in der Form geheimer Sekten unterirdisch sich ausbreitete, machte das Katharertum den Zeitgenossen nur um so unheimlicher. Daher finden wir bei dem ersten Auftreten eine so starke Reaktion der Bevölkerung und der weltlichen Obrigkeiten. Wir kennen die einzelnen Fälle ziemlich genau, da sie Aufsehen erregten und von den Chronisten aufgezeichnet wurden: als ersten die Hinrichtung von 13 Katharern i. J. 1022 in Orléans auf Befehl des Königs Robert, und zwar durch Verbrennen (regis jussu et universae plebis consensu. Radulphus Glaber, Francorum historiae III, 8); 1052 in Goslar auf Befehl Kaiser Heinrichs III. durch Hängen (Imperator ... quosdam haereticos ... consensu omnium . . . in patibulo suspendi jussit. Herimannus Augiensis, Chronicon ad a. 1052). Der kirchlichen Obrigkeit, die in jenen Jahren solche Gewalt noch mißbilligte, wurden angeklagte Katharer mehrfach vom Volke entrissen und, wie wir heute sagen würden, gelyncht, so 1076 oder 1077 im flandrischen, damals also deutschen Cambrai, was Papst Gregor VII. zu einem ernsten Tadel veranlaßte, so 1114 in Soissons, wo das Volk „die klerikale Gutmütigkeit fürchtend", wie die zeitgenössische Quelle sagt (Wibert von Nogent, De vita sua I, 15), die Katharer aus dem Gefängnis riß und sie verbrannte, so um diese Zeit in Köln. Peter von Bruys, den R. (S. 90) anführt, wurde vom erbitterten Volke in das Feuer geworfen, das er selbst

aus zerschlagenen Kreuzen bereitet hatte, um am Karfreitag Fleisch darin zu kochen.

Die Sache Arnolds von Brescia, die R. mehrfach erwähnt, ist eine ganz andere. Nicht wegen seiner Bußpredigten, an denen Papst Eugen III., der Jünger des hl. Bernard, keinen Anstoß genommen haben würde, so wenig wie Hadrian IV. (nicht Hadrian VI., wie R. zweimal im Text und im Register, sagt!), der übrigens ein nordischer Papst, ein Engländer war, kam er zu Tode. Sondern weil er, trotz des Versprechens an Papst Eugen III., Ruhe zu halten, in Rom die politische Macht wieder an sich zu reißen suchte, das Recht des römischen Volkes proklamierte, den Deutschen Kaiser zu erheben, und Friedrich Barbarossa mit der Wahl eines neuen Kaisers drohte, ließ dieser ihn gefangennehmen und dem Stadtpräfekten von Rom übergeben, der nach Barbarossas Urteil ihn durch Erhängen tötete. Otto von Freising, Friedrichs I. Oheim, sagt in seinen Taten Friedrichs I., den ‚Gesta Friderici Imperatoris', ausdrücklich, nachdem er das anmaßende Benehmen der von Arnold angetriebenen Römer sarkastisch gegeißelt hat: „Da er dies und ähnliches lange Zeit, nämlich vom Tode Coelestins (1144) bis damals (1155) . . ., getrieben . . ., wurde er schließlich in der toskanischen Gegend gefangengenommen, dem Urteil des Kaisers (!) vorbehalten (reservatus) und zuletzt vom Stadtpräfekten gehängt, und nachdem er auf einem Scheiterhaufen verbrannt worden war, wurde die Asche in den Tiber gestreut, damit das rasende Volk seinen Leib nicht noch verehren könne" (lib. II, c. 28).

Es ist nun einmal so: die Hinrichtungen von Ketzern, die im 11. und 12. Jahrhundert erfolgt sind, gehen nicht von der Kirche aus, sondern sind Volksjustiz und Staatsjustiz. Wazo, der Bischof von Lüttich, ein Hauptvertreter der Reform, dessen Ideen auf Gregor VII. den größten Einfluß ausgeübt haben, hat gegen die Hinrichtung in Goslar, die wir eben erwähnten, scharf protestiert (Vita Vasonis, c. 25 s.); er will keine andere Maßregel gegen die Ketzer als die Ausschließung aus der Kirche.

Die Hartnäckigkeit aber, mit der sich die Katharerbewegung erhielt, ja ausbreitete, ließ im 12. Jahrhundert die Maßregeln gegen sie schärfer werden; auch beteiligten sich bereits einige französische Bischöfe gegen Ende des 12. Jahrhunderts an Urteilen, die die Katharer dem Tode überlieferten. Gesehen aus der Zeitlage, sind dann auch die ersten sehr scharfen Maßregeln verständlich, welche die Päpste trafen: Lucius III. verfügte im Einvernehmen mit Friedrich I. in Verona 1184, daß die hartnäckigen Häretiker dem weltlichen Arm zu übergeben seien; Friedrich I. seinerseits verhängte über sie die kaiserliche Acht, eine sehr harte Strafe, weil sie ja die Verbannung, Güterbeschlagnahme, Ämterunfähigkeit und Zerstörung der Häuser in sich schloß. Im Anfang des 13. Jahrhunderts stieg die Macht der Katharer auf die Höhe, besonders in Südfrankreich, dazu in Oberitalien. Den Ernst der Lage begreift man erst, wenn man folgendes bedenkt. Die dualistische Lehre von der Schlechtigkeit des Leibes war durchaus das leitende Grundprinzip. Daher war vor allem die Ehe, auch die

legitime, in ihren Augen die größte Sünde. Die Frau, die in Schwangerschaft war, galt als schmutzbefleckt; starb sie in dieser Zeit, so war sie ewig verloren. Daher war es nötig, sei es früher oder später im Leben, das consolamentum zu empfangen, die durch Gebet und Handauflegung vollzogene Geistestaufe, nach deren Empfang ehelicher Verkehr als unsühnbares Verbrechen angesehen wurde. Die, welche das consolamentum empfangen hatten, das außerdem noch große Fastenverpflichtungen auferlegte, waren die Vollkommenen, die Geistesträger. Die, welche sich nicht so hoch aufschwingen konnten, verschoben den Empfang bis zu einer schweren Krankheit, die den Tod befürchten ließ. Damit sie aber nicht etwa gesunden und dann ihr Gelübde brechen konnten, war es allgemeine Praxis, daß Kranke nach dem Empfang des consolamentum entweder freiwillig sich verhungern ließen, oder daß ihre Angehörigen, sei es aus eigenem Antrieb, sei es unter dem Druck der Vollkommenen, ihnen die Nahrung vorenthielten und sie so zum Tode brachten, selbst bei Kindern! Döllinger schätzt wohl mit Recht die Zahl der Todesopfer des freiwilligen und unfreiwilligen Verhungerns auf weit höher als die Zahl der Opfer der Inquisition. Von den Unvollkommenen nahm man an, daß sie eine Seelenwanderung durch Menschen oder Tiere durchliefen, bis sie einmal die Gelegenheit zum consolamentum erhalten würden. Daher nun das absolute Verbot, Tiere zu töten oder tierische Nahrung zu sich zu nehmen. Wie der Leib, so ist auch die bürgerliche Verfassung vom Bösen her. Daher das absolute Verbot des Waffendienstes, das Verbot des Treueides, was nichts anderes bedeutete als die völlige Verneinung der geltenden bürgerlichen und feudalen Ordnung. Es war den Katharern wirklich ernst mit der Auffassung, daß das allerschlimmste sei, durch Erzeugung von Kindern noch weiterhin Seelen in die bösen Leiber zu bannen. Der katholischen Lehre und ihrem Kult mußten sie in schärfster Form abschwören. Nun warfen sie der Kirche nicht nur die Hochhaltung der Ehe und die Sakramente vor, da ja das consolamentum das einzige für sie war, sondern auch — und damit machten sie begreiflicherweise Eindruck — die hohe und machtvolle Stellung der Bischöfe und Prälaten, ihren Besitz, ihre innige Verbindung mit der weltlichen Macht. Sie rührten damit an eine Saite, die immer wieder im religiösen und innerlichen mittelalterlichen Menschen zum Erklingen gebracht wurde: den Gegensatz der Armut Christi und der Apostel zu der glanzvollen Stellung der Vertreter der Kirche. Darauf beruhte der Zulauf im Volke, darauf auch, wo Rivalitäten zwischen weltlichen und geistlichen Herren im Spiele waren, der Anhang bei dem Adel. Aus diesem Gegensatz erwuchs bei den Katharern auch oft genug eine subjektive sicher gut gemeinte Innerlichkeit, Schlichtheit und Opferkraft.

Aber hier muß man zwei Bemerkungen machen, wenn man die Lage verstehen will: Erstens: Was ist der so oft beklagte Reichtum und die Weltlichkeit der mittelalterlichen Kirche? War der Klerus im allgemeinen reich? Nein, er war arm, recht arm. Das war der sogenannte niedere, der Seelsorgeklerus. Über ihm aber stand der höhere Klerus, d. h. die Bischöfe und viele der Kapitel. Aber die Stellen des höheren

Klerus waren im allgemeinen ganz in der Hand des Adels. Was in der Kirche bedeutungsvoll, einflußreich, einträglich war, hatte das feudale System des Mittelalters sich vorbehalten. Das feudale System ist aber germanischen Ursprungs. Klagen wir also — und die Katharer haben es auch schon getan — die Kirchenfürsten wegen ihres prunkenden, Christus unähnlichen Wesens an, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieses große, in seinen Folgen wahrhaft unheilvolle System nicht aus der alten Tradition der Kirche kommt, sondern die dunkle Kehrseite der in vieler Hinsicht so glänzenden germanischen aristokratischen Ordnung war. Zweitens: Die Verbindung von Kirche und Staat war im Mittelalter so eng — verlangte doch der Staat von der Kirche auch die kirchlichen Folgen des staatlichen Bannes —, daß es fast selbstverständlich ist, daß eine Bewegung wie die der Katharer von Kirche und Staat gemeinsam bekämpft wurde, und es ist zu verstehen, wenn auch noch so sehr zu bedauern, daß selbst die härtesten Maßnahmen des Staates von der Kirche angenommen worden sind.

Dieses geschah, als die überraschende Verbreitung des Katharertums in Südfrankreich, nachdem der Versuch mit gütlichen Mitteln nicht zum Ziele geführt hatte, in den großen Albigenserkrieg auslief (1209—29) und zur selben Zeit der Staufer Friedrich II., als Herrscher von durchgreifender, erbarmungsloser Energie und dazu das römische Recht erneuernd, i. J. 1224 für die Lombardei an Stelle des bisher geltenden milderen Verfahrens der Acht die Verbrennung der hartnäckigen Häretiker anordnete. Mit der Verbrennung übernahm er zugleich das aus der germanischen Volkstradition stammende, ursprünglich gegen Zauberer geübte Volksverfahren, das wir oben kennengelernt haben, und die Strafe des alten römischen Rechtes gegen die Manichäer. Leider erkannte der gleichzeitige Papst, Gregor IX., ein Mann von strengstem, bis zur Härte gehenden Berufseifer, das kaiserliche Gesetz i. J. 1230 nur zu bereitwillig auch für Rom an. Die Kirche hat allen Grund zu trauern, daß damals die beiden unbeugsamen Regenten, die sich später als Feinde begegnen sollten, der Stauferkaiser und der Papst, sich angesichts des noch immer gefürchteten Katharertums trafen, und einer den anderen bestärkte. Das Gesetz von 1224 erließ Friedrich 1231 auch für Sizilien, 1232 für das ganze deutsche Reich, 1238 noch besonders für Arles und Vienne. Friedrich hatte die Häresie für ein „crimen laesae majestatis“, ein Majestätsverbrechen, erklärt. Das blieb sie jetzt, belegt mit der furchtbaren Strafe des Todes. Die Kirche übernahm es, zu wachen, daß keine Häresie entstehe oder, wo sie sich doch zeigte, die Schuldigen aufzufinden, sie zu bekehren, wenn es möglich war, und dann mit maßvollen kirchlichen Bußen zu belegen, die Unbekehrbaren aber dem staatlichen Arme anheimzugeben, daß er mit ihnen nach den staatlichen Gesetzen verfahre. Das war die Inquisition (Glaubensuntersuchung). Wohl wahrte man äußerlich den überlieferten Grundsatz: Ecclesia non sitit sanguinem; sie untersuchte nur den Tatbestand der Häresie. Aber sie ließ doch dem Staatsgesetze nicht nur freien Lauf, das sie kannte; sondern sie erwartete, und in gewissen Fällen hat sie

noch besonders darauf gedrängt, daß die weltliche Obrigkeit handle. Von höherer Warte gesehen, war es ein großes Unglück, daß sich Friedrich II. und Gregor IX. in der Ketzerbekämpfung verbanden und daß so für Jahrhunderte ein Verfahren eingeführt wurde, das zwar im Augenblick die Häresie ausrotten mochte, aber im ganzen der Kirche und dem Christentum nur schaden konnte. Jedoch die Menschen leben in ihrer Zeit, und das 13. Jahrhundert samt der nächsten Folgezeit hat für recht und geboten gehalten, was uns heute abstößt. Aber nichts kann verfehlter sein, als den Kampf gegen das Katharertum als einen Kampf gegen das Germanentum anzusehen. Katharertum war ein asiatischer Import auf dem Wege über das byzantinische Reich. Ein Grieche mit dem Namen Niketas trat 1167 auf dem Katharerkonzil, das bei Toulouse gehalten wurde, als oberster Leiter der Katharer auf. Waffendienst, Gefolgschaftstreue waren ihnen ebenso ein Greuel wie eine gesunde Ehe mit Kindersegen. Wo soll da das Germanische, das R. in ihnen findet, stecken?

Für den ebenso ungermanischen wie sozial bedrohlichen Charakter des Glaubens der Katharer führe ich noch das Zeugnis des nichtkatholischen und gegen die Kirche sogar sehr eingenommenen Historikers der Inquisition H. Ch. Lea an: „Das war der Glaube, dessen rasche Ausbreitung im ganzen südlichen Europa die Kirche mit wohl begründetem Schrecken erfüllte. Wie sehr wir auch die Mittel verwünschen mögen, die zu seiner Unterdrückung angewandt wurden, und wie sehr wir auch diejenigen bemitleiden, die um ihres Gewissens willen also litten, so können wir doch nicht umhin, zuzugeben, daß die Sache der Orthodoxie in diesem Falle mit der Sache der Zivilisation und des Fortschrittes übereinstimmte. Wäre der Katharismus herrschend geworden, oder hätte man ihm auch nur Gleichberechtigung zugestanden, so würde sich sein Einfluß unfehlbar als verhängnisvoll erwiesen haben. Seine Askese in bezug auf den Geschlechtsverkehr mußte, streng durchgeführt, notwendigerweise den Untergang des Menschengeschlechts zur Folge haben. Da es sich aber um einen Widerspruch gegen die Natur handelte, so würde sie wahrscheinlich viel eher einen zügellosen Konkubinat und die Vernichtung der legitimen Ehe veranlaßt, als das Menschengeschlecht vertilgt und die verbannte Seele zu ihrem Schöpfer zurückgeführt haben, wie es dem wahren Katharer als das höchste Glück erschien. Indem sie ferner das sichtbare Universum wie überhaupt alles Materielle als ein Werk Satans betrachteten und verwarfen, machten die Katharer alles Streben nach menschlicher Vervollkommnung zu einer Sünde, und das gewissenhafte Festhalten an einem solchen Glauben hätte die Menschen mit der Zeit zu einem Zustand der ursprünglichen Wildheit zurückführen müssen. So war also der Katharismus nicht nur eine Auflehnung gegen die Kirche, sondern auch eine Verzichtleistung auf die Natur. In diesem Sinne wurde er auch von Anfang an angesehen, und wir müssen uns nur wundern, daß er sich so lange und so hartnäckig behaupten konnte[13]."

13. H. Ch. Lea, A History of Inquisition of the Middle Ages, New York 1888: Ich zitiere nach der deutschen Ausgabe von J. Hansen, 1905—13, I, S. 117. Eine gute,

Verhängnisvoll war es besonders, daß die Behandlung der Katharer normativ für die Behandlung der Häretiker überhaupt wurde. Die Waldenser, die auch im 12. Jahrhundert in Südfrankreich auftraten, waren von ganz anderem Schlage. Allerdings, was R. von ihnen sagt, ist voll von geschichtlichen Unrichtigkeiten. Nicht richtig ist, daß Peter Waldes germanischer Abkunft gewesen, daß er als geheimnisvoller Fremdling nach Lyon eingewandert sei — er war Kaufmann in Lyon; daß er später den Zunamen Valdo erhielt — das war vielmehr sein gebräuchlicher Name; daß er die Zwangsglaubenslehren schwer empfunden habe — davon ist keinerlei Rede in den Quellen und kein Anhalt dafür in den Verhältnissen, daß er Gedankenfreiheit verlangt oder erbeten habe —, nichts hätte einem mittelalterlichen schlichten Menschen ferner gelegen, daß man ihn zum Widerruf hätte zwingen wollen und daß er in der von R. angegebenen Weise geantwortet habe, daß er nach Deutschland, an den Rhein und nach Böhmen gekommen und dort gewirkt habe — er hat nie daran gedacht. Und wo soll sein Kopf in Mainz sein?

Der wirkliche Sachverhalt ist so: Waldes wurde, vermutlich i. J. 1176, von dem Ideal der apostolischen Armut so ergriffen, daß er sein Vermögen den Armen verschenkte und bald mit anderen, die seinem Beispiele folgten, eine Bruderschaft zur Verwirklichung der Armut gründete. Nicht lange, und die neuen „Armen" beginnen zu predigen, d. h. wie der Anonymus von Laon, die beste uns zur Verfügung stehende Quelle, sagt, „sua et aliena culpare peccata", d. h. ihre und der andern Leute Sünden anzuschuldigen. Auf dem 3. Laterankonzil, das den Friedensschluß zwischen Barbarossa und dem großen Papste Alexander III. 1179 besiegelte, sucht Waldes um Bestätigung seiner Bruderschaft nach. Er erhält sie ohne Einschränkung hinsichtlich des Armutsideals, dagegen hinsichtlich der Predigt mit der Beschränkung auf die Sittenpredigt, da ihnen als Nichtpriestern und ungebildeten Leuten die Glaubenspredigt nicht zugestanden werden sollte, und in Unterordnung unter die zuständigen Geistlichen. Genau so ist es später mit dem hl. Franziskus gegangen, der in seinen Anfängen mit Waldes große Verwandtschaft zeigt und wohl auch seine Ideen nicht ohne Einwirkung der von Waldes beeinflußten Bewegung in sich aufgenommen hat. Hätte sich Waldes, wie später Franziskus, in Unterordnung unter die zuständigen Vertreter der Kirche auf die Sittenpredigt beschränkt, so würde er wohl heute unter den großen Männern der Kirche, wenn nicht sogar unter ihren Heiligen, fortleben. Da er aber nach nicht langer Zeit sich an die befohlene Einschränkung nicht hielt, verbot der Bischof von Lyon ihm und seinen Genossen das Predigen, und da sie auch dieses Verbot nicht achteten, belegte er sie mit dem Banne und erwirkte ihr Verbot und ihre Bannung 1184 auf der schon oben erwähnten Synode von Verona, auf der Papst Lucius III. und Barbarossa sich mit der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse befaßten. Daraufhin bildete Waldes eine im verborgenen wirkende Gegen-

durch Objektivität ausgezeichnete Geschichte der Inquisition ist E. Vacandard, L'Inquisition, Paris 1912.

kirche, zusammen mit einem Teile der auf ähnlichen Ideen beruhenden, schon länger mit kirchlicher Billigung bestehenden Bruderschaft der Humiliaten in der Lombardei, speziell Mailand. Da aber die italienischen Anhänger nicht in allem sich der Leitung des Waldes, der als praepositus et pontifex omnium regieren wollte und regierte, zu unterwerfen gedachten, kam es schon 1210 zum Bruche, und nach dem Tode des Waldes 1217 blieb die Trennung zwischen den italienischen und französischen Waldensern bestehen. Von den Humiliaten machte ein Teil die Trennung von der Kirche nicht mit; Papst Innozenz III. bestätigte sie 1201 als Orden. Der französische Zweig erhielt sich, ständig abnehmend, als geheime Gegenkirche innerhalb der katholischen Kirche, deren Gottesdienst sie mitmachte, bis ins 14. Jahrhundert. Der italienische Zweig aber entfaltete eine große Aktivität und Propaganda, auch über Italiens Grenzen hinaus, nach Deutschland, Polen, Böhmen und Ungarn und in die Alpentäler von Savoyen. Die große Verfolgung der savoyischen Waldenser von 1545, deren Grausamkeit von allen Historikern, ob Protestanten oder Katholiken, verabscheut wird, geschah durch Jean d'Oppède, den Präsidenten des Parlaments von Aix, im Auftrage von Franz I. von Frankreich, der durch seine Politik der Bundesgenosse der deutschen Protestanten gegen den Kaiser war, nachdem 1532 die Waldenser sich mit den Kalvinisten verbunden hatten und dadurch in den Augen des Fürsten gefährlicher als zuvor erscheinen mußten. Auch der Katholik zollt der Überzeugungstreue der Waldenser und ihrem Ausharren in jahrhundertelanger Verfolgung hohe Achtung. Von einem besonderen germanischen Elemente weiß die Geschichte aber auch bei ihnen nichts.

Aber die 9 Millionen gemordeter Ketzer! Die Geschichte weiß nichts von dieser phantastischen Zahl hingerichteter Ketzer. Woher stammt sie? Ich finde in dem für Freidenkerpropaganda geschriebenen, aus antichristlichen und antikirchlichen Anekdoten und aus Erotika zusammengestoppelten Buche von M. Kemmerich, Kulturkuriosa 1. Bd., (6.—7. Tausend o. J.) S. 70 die Angabe, daß Voltaire in seiner Schrift „Dieu et les hommes" berechnet habe, daß während der Glanzzeit des Papsttums 10 Millionen von Menschen der ‚Mutter Kirche' zum Opfer fielen". H. St. Chamberlain beruft sich in den Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts I, S. 452 (ich benutze die erste Auflage von 1899) auf dieselbe Schrift von Voltaire, allerdings, indem er schreibt von den „vielen Millionen, die durch oder für das Christentum hingeschlachtet worden sind", bzw. in der Anmerkung, daß „Voltaire in seiner Schrift Dieu et les hommes eine ausführliche Berechnung gebe, wonach zehn Millionen Menschen als Opfer der christlichen Kirchenlehre gefallen wären", mit dem Zusatze, daß Voltaire die Zahlen noch sehr reduziert habe, bisweilen auf die Hälfte, um nur ja nicht der Übertreibung beschuldigt zu werden. Auch in der Ketzerbibel Efferoths kehrt unter Berufung auf Voltaire die Behauptung wieder, „daß die Unduldsamkeit der Pfaffen in Europa im ganzen zehn Millionen Menschen gekostet hat".

Sicher ist also Voltaire direkt oder indirekt die Quelle für R. Sehen

wir uns Voltaires Berechnung an. Sie steht im 42. Kapitel, „De Jésus et des meurtres commis en son nom“, seiner Schrift „Dieu et les hommes“ (Oeuvres complètes, Bd. 30, Paris 1819, p. 322 ff.). Ich gebe weiter unten genau die einzelnen Posten an, indem ich Voltaires beigefügten, mehrfach ziemlich langen und höhnischen Text zusammenfasse. Daraus ergibt sich, daß Voltaire nicht nur eine gehässige, sondern auch eine historisch unsinnige Berechnung aufgemacht hat. Da figurieren die angeblichen 2 000 000 Opfer der Kriege des 16.—18. Jahrhunderts, zu denen also wohl auch die des spanischen Erbfolgekrieges, der Raubkriege Ludwigs XIV., des Siebenjährigen Krieges zu rechnen wären, als verschuldet durch die christliche Religion, wie nicht minder die angeblich 100 000 Opfer der Eroberung und deutschen Kultivierung der Ostsee- und baltischen Länder usw. Aber selbst Voltaire hat die Opfer der Inquisition, die doch eigentlich nur als die „von der Kirche gemordeten Ketzer“ in Frage kommen, mit 200 000, die der getöteten Waldenser mit 18 000 angesetzt, ist also von den 9 Millionen R.s noch recht weit entfernt. Hier ist die Liste:

1.	Schisma des Novatus in Karthago und des Novatianus in Rom, als angebliche Ursache der Christenverfolgung des Decius, deren Opfer	200
2.	Von den Christen getötete Heiden in der diokletianischen Verfolgung	200
3.	Opfer der Donatisten-Unruhen	400
4.	Opfer der Völkerwanderung, die durch den arianisch-katholischen Gegensatz verursacht wurde (!!) . . .	300 000
5.	Opfer des Bilderstreites	60 000
6.	Von der byzantinischen Kaiserin Theodora dem Tode überlieferte Manichäer	120 000
7.	Tote bei Unruhen gelegentlich von Bischofswahlen . .	20 000
8.	Kreuzzüge	1 000 000
9.	Opfer der deutschen Eroberung der baltischen Länder .	100 000
10.	Ketzerkriege in Südfrankreich	100 000
11.	Päpstliche Kreuzzüge gegen die Kaiser	50 000
12.	Tote im großen Schisma	50 000
13.	Tote in den Hussiten-Kriegen	150 000
14.	Waldenser	18 000
15.	Kriegsopfer des 16.—18. Jahrhunderts	2 000 000
16.	Opfer der Inquisition	200 000
17.	Opfer der spanischen Eroberung Amerikas	5 000 000
18.	Opfer des japanischen Krieges, den die Jesuiten verschuldet haben (V. meint die japanischen Christenverfolgungen) (!!)	300 000
	Summe	9 468 800

Das Ganze ist ein Muster historischen Unsinns und blinden antichristlichen Fanatismus. Da wir es hier nicht mit Voltaire zu tun haben, erspare ich mir eine Diskussion der einzelnen Posten. Aber so entstehen die *„9 Millionen verbrannter Ketzer“!*

Die Forscher, die sich wissenschaftlich mit der Inquisition befaßt haben, so auch die oben erwähnten Lea, Hansen und Vacandard, haben es sich versagt, mit vagen Summenzahlen aufzuwarten. Sieht man aber auf die uns historisch feststellbaren Zahlen einzelner Inquisitionstribunale, so gibt z. B. Lea die Statistik des von 1308—23 in Südfrankreich am Inquisitionsgerichtshof von Pamiers tätigen Inquisitors Bernard Guidonis an, der 636 Fälle behandelt habe, von denen nur 40 mit Überweisung an den weltlichen Arm, die anderen mit geringeren, teilweise ganz leichten Strafen ausgingen, und fügt hinzu (I, 533): „Diese Tabelle kann vermutlich als ein ziemlich zutreffender Maßstab für die Häufigkeit der verschiedenen gebräuchlichen Strafen betrachtet werden." Richtig findet sich die Liste abgedruckt bei Vacandard, L'Inquisition p. 322, wonach die Gesamtzahl der behandelten Fälle 930 ist, also weniger als der 20. Teil mit der Überweisung an den weltlichen Arm zur Hinrichtung geendet hat. Das Verhältnis der behandelten Fälle zu der Überlieferung an den weltlichen Arm für den Gerichtshof von Toulouse kann Vacandard gleichfalls angeben. Es war 22 : 1. Man muß bedenken, daß sich die Inquisitions-Verfahren auf bestimmte Gegenden und bestimmte Zeiten konzentrierten, während in anderen Gegenden und lange Zeiten hindurch vielleicht nicht ein einziger Fall auftrat. So tief schmerzlich für uns daher die gewiß nicht geringe Zahl der unter Mitwirkung der Kirche dem Tode überlieferten Ketzer auch bleibt, so ist sie doch, wie Vacandard richtig bemerkt, „weit entfernt von den Phantomen, die nur allzu gern die vergrößernde Feder schlecht unterrichteter Kompilatoren entstehen läßt" (ebd. p. 237), denen es nicht darauf ankommt, die Zahlen mit 100 oder mehr beliebig zu multiplizieren. Wie konnte sich R. auf solche Kompilatoren stützen[14]?

Sieht es so hinsichtlich der großen geschichtlichen Zusammenhänge ganz anders aus, als R. glaubt, so tritt der Mangel an Kritik fast noch greller ans Licht, wenn man Einzelheiten prüft. Wir erwähnten die Behauptung bezüglich des hl. Emmeram. Nun, daß *„er im frommen Regensburg angebetet werde"*, ist eine sonderbare Entgleisung. Jedes katholische Schulkind weiß ganz genau, daß nur Gott angebetet wird, die Heiligen aber verehrt werden. Das ist auch im frommen Regensburg so! Aber der römische Jude und der Vergewaltiger der Tochter des Bayernherzogs? Mit dem *„römischen Juden"* ist nun wirklich R. einmal den Juden zum Opfer gefallen. Denn Haimhram — wie der Heilige hieß — Emmeram ist nur eine Fortbildung dieser Form —, ist ein urdeutscher Name und bedeutet Hausrabe. Haimhram war Franke. Aber in der Humanistenzeit, als man den Namen nicht mehr verstand, ist ein findiger Kopf auf den Gedanken gekommen, ihn mit Amram, dem Namen des Vaters des Moses (Exod. VI, 18), in Verbindung zu bringen, und die Regensburger Juden waren gerne bereit, diese Erklärung sich zu eigen zu machen. Längst aber schon hat die Geschichts-

14. Weiteres zur Frage der Zahl der Inquisitionsopfer siehe Vacandard p. 237 f.

wissenschaft über diese krause Idee gelächelt [15]. Was nun die Vita betrifft, in der uns der Bischof Arbeo von Freising die Legende des Heiligen erzählt, so ist sie nach dem übereinstimmenden Urteil der Historiker derart, daß es schwer ist, einen zuverlässigen Kern herauszuschälen. Diese legendenhafte Vita macht Haimhram zu einem Bischof von Poitiers, der sein Bistum aufgibt, gen Osten zieht, bei den Bayern vom Herzog festgehalten wird, um das Christentum in Bayern zu befestigen. Dann nach mehreren Jahren will er nach Rom weiterziehen. Vor der Abreise vertraut des Herzogs Tochter ihm an, daß sie sündigen Verkehr mit dem Sohne eines bayrischen Großen gepflogen hätte, der nicht ohne Folgen geblieben sei, und beide werfen sich, in der Gefahr der Entdeckung, verzweifelt dem Heiligen zu Füßen. Um ihr Leben zu retten, gestattet er, daß die Tochter des Herzogs ihn, den Unschuldigen, als Vater des Kindes bezeichne, begibt sich auf den Weg nach Rom, wird aber von einem Sohne des Königs eingeholt und auf die gräßlichste Weise ermordet. Mit Recht sagt Albert Hauck, der beste Kenner der deutschen Kirchengeschichte unter den Protestanten (in dem Artikel „Emmeram" der prot. Realencyklopädie (V, 339): „ein völlig ungelöstes Rätsel dagegen ist der Grund seiner Ermordung. Denn daß die von Aribo erzählte Geschichte eine freie Erfindung ist, läßt sich kaum bezweifeln." Was bleibt also von R.s Angaben? Nichts!

Nicht besser steht es mit den anderen historischen Einzelheiten. Welcher Quelle R. mit der Behauptung von der Äußerung des Papstes Gregor VII. über den Gottesdienst in der Landessprache zum Opfer gefallen ist, sagt er nicht. Ich möchte aber vermuten, daß es, wenn auch vielleicht nur indirekt, wieder einmal eine Stelle im „Pfaffenspiegel" ist. Dort heißt es im 4. Kapitel: „Um die christliche Kirche leichter zu regieren, ordnete Gregor an, daß beim Gottesdienste überall die römischen Gebräuche befolgt und die lateinische Sprache gebraucht werden sollte. In den meisten deutschen Kirchen hatte das schon der Römerknecht Bonifazius eingeführt." (Die Sperrungen im Pf.) Über den historischen Unsinn des letzten Satzes ist nun wirklich kein Wort zu verlieren. Es hat in Deutschland und überhaupt im ganzen Westen nie eine andere liturgische Sprache als das Lateinische gegeben, abgesehen von jenen Orten und frühesten Zeiten, da man den Gottesdienst noch in der Sprache der ersten Glaubensboten und des Neuen Testamentes, dem Griechischen, hielt. Papst Gregor VII. aber hat sich wohl, wie es die Tradition der Kirche war, um die liturgische Einheit, d. h. die Einheit des Ritus bemüht, so in Spanien gegenüber dem „mozarabischen", in der Sprache auch lateinischen Ritus, und in Böhmen, wo er den Antrag des Königs, die slawische Liturgie, die aber auch nicht in der böhmischen, sondern in der altbulgarischen Sprache begangen wurde und wird, nicht genehmigte. Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, daß es sich

15. Über die Emmeram-Frage siehe Br. Krusch in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Vita in den Mon. Germ. Script. rer. Mer. IV, 452 ff., und den Aufsatz desselben Autors: Meine Ausgabe der Vita Heimhrammi vor dem Richterstuhle Bernhard Sepps. Neues Archiv d. Ges. f. ält. dtsch. Gesch.kde. XXIX, 335 ff.

hier immer um die Sprache der eucharistischen Feier und der Sakramentenspendung handelt, die mit dem Ritus der Kirche fest verwachsen ist, nicht um außerliturgischen Volksgottesdienst, bei dem auch die Landessprache ihren Platz hatte und hat. Das Ganze ist aber wieder ein kennzeichnendes Beispiel dafür, in welch unehrlicher Weise der Pfaffenspiegel alles verdreht, und wie dann seine falschen Behauptungen weiter durch die Literatur bis zu R. laufen[16].

Die Behauptung R.s betr. Papst Hadrian I. ist nicht minder unrichtig. Ich verweise, um einen anerkannten protestantischen Gelehrten zu nennen, auf H. Böhmer, der in seinem eingehenden Artikel über die Konstantinische Schenkung in der Realenzyklopädie f. protest. Theol. (XI, 1—7) schreibt, daß hinsichtlich der Frage, ob Hadrian I. in einem Briefe an Karl d. Gr. vom Jahre 778 „auf die Schenkung anspiele", zwar ein Satz, in dem er Kaiser Konstantin und Papst Silvester erwähnt, die Existenz der Urkunde vorauszusetzen scheine, dagegen die folgenden Sätze eher zu der gegenteiligen Meinung führen müßten, und hervorhebt, daß man sich in Rom weder im 9. noch im 10. Jahrhundert je auf die Urkunde bezogen hat. „Erst zwei ‚fränkische' Päpste, Gregor V. und Gerbert, der zweite Silvester, haben sich ihrer . . . bedient"[17]. Dann bleibt sie abermals ein halbes Jahrhundert vergessen, und „erst wieder ein ‚fränkischer' Papst,

16. Um den Geist des Pf. zu illustrieren, darf ich vielleicht anführen, was er vorher (Kap. II) vom hl. Bonifatius sagt: „Die Friesen erwarben sich das Verdienst, ihn nebst dreiundfünfzig Pfaffen totzuschlagen (am 5. Juni 759). Hätten sie es früher getan, dann wüßten wir vielleicht nichts von Ehelosigkeit der Priester, Wallfahrten, Bilderdienst, Reliquien und dergleichen Dingen, die er in Deutschland heimisch machte."

17. Der Brief Hadrians I. ist gedruckt Mon. Germ. Epp. III., 586 f. Die betr. Stelle heißt: Et sicut temporibus beati Silvestri Romani Pontificis a sanctae recordationis piissimo Constantino, magno imperatore, per eius largitatem sancta Dei catholica et apostolica Romana ecclesia elevata atque exaltata est et potestatem in his Hesperiae partibus largiri dignatus, ita et in his vestris felicissimis temporibus atque nostris sancta Dei ecclesia, id est beati Petri apostoli, germinet atque exultet et amplius quam amplius exaltata permaneat, ut omnes gentes, quae haec audierint, edicere valeant, Domine salvum fac regem, et exaudi nos in die, in qua invocaverimus te; quia ecce novus christianissimus Dei Constantinus imperator his temporibus surrexit, per quem omnia Deus sanctae suae ecclesiae beati apostolorum principis Petri largiri dignatus est. Sed ed cuncta alia, quae per diversos imperatores, patricios etiam et alios Deum timentes pro eorum animae mercede et venia delictorum in partibus Tusciae, Spoletio seu Benevento atque Corsica simul et Savinensae patrimonio beato Petro apostolo sanctaeque Dei et apostolicae Romane ecclesiae concessa sunt et per nefandam gentem Langobardorum per annorum spatia abstulta atque ablata sunt, vestris temporibus restituantur; unde et plures donationes in sacro nostro scrinio Lateranensi reconditas habemus.
Ganz deutlich sagt also der Papst, daß er im Archiv eine größere Anzahl von Urkunden mehrerer Kaiser, Patricii und anderer frommer Leute habe, über Schenkungen an das Patrimonium Petri, d. h. das für die Verwaltung und besonders die Armenfürsorge bestimmte Grundvermögen, in Toskana, Spoleto, Benevent und auf Korsika, die von den Langobarden beschlagnahmt worden seien. Es ist absolut ausgeschlossen, daß der Papst hier, wo er vom Archiv spricht, sich auf die Konstantinische Schenkung bezöge. Der Zusammenhang des Ganzen macht es aber m. E. auch unmöglich, die Anspielung auf die Erhöhung der römischen Kirche durch Konstantin auf die Konstantinische Schenkung zu beziehen. Das ist, wenn ich ihn recht verstehe, auch die Ansicht von H. Böhmer in seinem im Text angezogenen Art. „Konstantinische Schenkung" im Reallexikon für prot. Theol. XI, 1 ff.

Leo IX., entreißt sie zum zweiten Male der Vergessenheit, aber er verwertet sie in der Auseinandersetzung mit Byzanz". Es könnte sich also höchstens darum handeln, daß Hadrian die Schenkung im Sinne gehabt und indirekt auf sie angespielt hätte; aber auch das ist so gut wie ausgeschlossen. Im übrigen sei zu der „Konstantinischen Schenkung", über die jedes katholische Handbuch der Kirchengeschichte Aufschluß gibt, folgendes bemerkt.

Sie entstand vermutlich in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, in der Zeit der Bedrängnis Roms durch die Langobarden und seiner Vernachlässigung durch die Byzantiner. Inhaltlich ist sie eine Erweiterung der sogenannten Silvesterlegende, d. h. einer damals weithin, auch im christlichen Osten verbreiteten Legende, nach der Konstantin bei der Taufe, die ihm Papst Silvester gespendet habe, vom Aussatze gereinigt worden sei. Jetzt wurde hinzugedichtet, daß der Kaiser zum Danke dafür seine Residenz nach Byzanz, von Rom weg, verlegt habe, daß er dem Papste die Insignien des Kaisertums zu gebrauchen gestattet und ihm Rom, alle Provinzen, Gebiete und Städte Italiens und des Westens gegeben habe. Verwertet wird sie sicher zuerst in den sogenannten pseudoisidorischen Fälschungen, die nicht in Rom, sondern in Gallien, und zwar gegen die Bedrückung der Bischöfe durch die weltliche Macht und die Übersteigerung der Macht der Metropoliten im 9. Jahrhundert entstanden sind. Hervorragende Historiker wollen auch die Entstehung der konstantinischen Schenkung dorthin verweisen. Dennoch möchten wir uns mit den meisten katholischen Historikern für Rom als Ort ihrer Entstehung entscheiden. Sie hat bekanntlich, nachdem sie einmal glaubhaft geworden war, keine geringe Rolle gespielt. Ihre Unechtheit jedoch wurde schon im 15. Jahrhundert aufgedeckt, und zwar durch den Kardinal Nicolaus von Cues, den hl. Antoninus, Erzbischof von Florenz, Enea Silvio Piccolomini, den späteren Papst Pius II., und den Humanisten Lorenzo Valla.

Das *„Protokoll der Kirchenversammlung von Nizäa"* (nach einer früheren Bemerkung von R. jenes Konzil, auf dem die Mönche, die nicht lesen und schreiben konnten, Lehrsätze gemacht haben; ein Protokoll scheinen sie also doch haben schreiben und lesen können) existiert nun leider nicht; wir wären unendlich froh, wenn es so etwas gäbe. In Wahrheit handelt es sich um die sogenannten „canones", d. h. die zusammenfassenden Beschlüsse von Nicaea, die in ihrer griechischen Originalfassung uns erhalten sind (von denen wir übrigens ja schon oben einmal haben sprechen müssen). Der 6. Kanon dieses Konzils beschäftigt sich mit der Ordnung der größeren kirchlichen Bezirke: „Das alte Herkommen soll bleiben in Ägypten, in Libyen und der Pentapolis, daß nämlich der Bischof von Alexandrien die Jurisdiktion über alle diese Provinzen habe, wie diese ja auch dem Bischof von Rom zukommt. Ebenso sollen in Antiochien und in den anderen Eparchien den Kirchen ihre herkömmlichen Rechte bewahrt werden. Ganz klar ist, daß, wenn jemand Bischof werden wollte ohne Zustimmung des Metropoliten, das Konzil ihm befiehlt, auf sein Bischofsamt zu verzichten. Wenn aber jemand gewählt worden ist mit guter

Überlegung und nach den Gesetzen der Kirche und nur zwei oder drei aus Widerspruchsgeist ihm entgegen sind, so gilt das Votum der Mehrheit"[18]. Der Kanon will also die übergeordnete Stellung der Bischöfe von Alexandrien, Antiochien und anderer, kurz die kirchliche Ordnung, innegehalten wissen nach dem Muster von Rom. In den Verhandlungen des Konzils von Chalcedon 451, auf dem es sich darum handelte, ob die Stellung der Patriarchen von Alexandrien und Antiochien gegenüber dem neu emporgekommenen Patriarchen von Konstantinopel in Kraft bleiben sollte, gab der päpstliche Legat Paschasinus den Inhalt des Kanons in lateinischer Sprache so an: Quod Ecclesia romana semper habuit primatum; teneat autem et Aegyptus, ut episcopus Alexandriae omnium habeat potestatem, quoniam et romano episcopo haec est consuetudo, d. h. also: „Daß die römische Kirche immer einen Vorrang gehabt hat; es behalte ihn aber auch der Ägypter, so daß der Bischof von Alexandrien über alle (Gemeinden) Macht habe, da das auch für den römischen Bischof herkömmlich ist." Die schon in Nicaea anerkannte Ordnung der Patriarchatsbezirke soll also in Kraft bleiben, auch gegenüber Konstantinopel.

Das ist die angebliche Fälschung des Protokolls von Nicaea. Gerade die Zusammenstellung mit Alexandrien und Antiochien zeigt, daß es dem Legaten auf die Innehaltung des Herkommens ankam, auf die Hochhaltung bestehender Vorrangsverhältnisse; ob der Vorrang von Rom etwa weiter ging als der von Alexandrien und Antiochien, wird in seiner Inhaltsangabe des Kanons, dessen griechischen Text die Konzilsteilnehmer ja alle zur Hand hatten oder leicht haben konnten, so daß der Versuch einer Fälschung ganz sinnlos gewesen wäre, nicht gesagt. Soweit über diesen Kanon eine wissenschaftliche Diskussion besteht, handelt es sich um die Bedeutung des in ihm erwähnten Primats und die oben angeführte zusammenfassende Überschrift.

Die *„zusammen gefälschten ‚authentischen' Märtyrergeschichten, über 500 an der Zahl"!* Erstens haben die Märtyrergeschichten mit *„urkundlich beglaubigten Forderungen der römischen Kirche"* so viel zu tun, wie etwa die Geschichte des Siebenjährigen Krieges mit der Verfassung von Athen. Zweitens gibt es sehr viel mehr als 500 Märtyrergeschichten. Die Gelehrten hätten leichte Arbeit, wenn nicht mehr als 500 literarisch und geschichtskritisch zu sichten wären. Drittens ist die Ausgabe und kritische Untersuchung der Märtyrergeschichten ein Unternehmen, an dem katholische und nichtkatholische Gelehrte vom höchsten Rang freundschaftlich zusammenarbeiten, und weder von diesen noch von jenen denkt jemand daran, echte, also authentische, die es in ziemlicher Zahl gibt, und nicht authentische, legendäre durcheinander zu werfen, und viertens sind Märtyrerlegenden ebensowenig als Fälschungen zu bezeichnen, wie man etwa die deut-

18. Den griechischen Text des Kanons siehe bei Hefele-Leclercq, Histoire des conciles I, 552. Dort 552—69 eine eingehende Behandlung der ganzen Frage, 556 den lateinischen Text, den der Legat Paschasinus in der 16. Sitzung des Konzils von Chalcedon benutzt hat. Vgl. auch E. Caspar, Geschichte des Papsttums I, 1930, S. 496.

schen Heldensagen als gefälscht bezeichnen würde, weil sie nicht historisch richtig sind[19].

Das angebliche *„Dekret des Kaisers Gratian“* ist eine Entdeckung, über die die Rechtshistoriker sich freuen werden. Kaiser Gratian regierte von 375—383. Das Decretum Gratiani, wie es ungenau abkürzend genannt wird, ist aber eine Sammlung von kirchenrechtlichen Quellen des Kamaldulensermönchs Gratianus aus dem 12. Jahrhundert. Sein eigentlicher Titel heißt: Concordia (weniger richtig oft: Concordantia) discordantium canonum, d. h., es will kirchliche Rechtsbestimmungen früherer Zeit, die naturgemäß, da sie unter ganz verschiedenen Verhältnissen und für verschiedene Nationen erlassen worden waren, von einander abweichen, durch wissenschaftliche Behandlung in Einklang bringen. Dadurch ist dieser Mönch zwar zu dem der Wissenschaft wohlbekannten Vater des Kirchenrechts geworden, aber doch nicht zu einem römischen Kaiser.

Unter dem Namen *„Pseudo-Cyrillus“* versteht man eine um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene, teilweise unechte Sammlung von Aussprüchen östlicher Väter und Konzilien zur Stellung des Papstes in der Kirche, die dazu beitragen sollte, die Abneigung des griechischen Klerus gegen die Wiedervereinigung mit Rom zu überwinden. Daß Urban IV., dem sie übergeben wurde, sie gutgläubig als echt angesehen hat, hebt auch Döllinger, auf dessen Janus oder die Neubearbeitung des Janus durch J. B. Friedrich die Angabe bei R. wohl indirekt zurückgehen dürfte, hervor (Friedrich S. 132), aber auch, daß es gelehrte Dominikaner des 17./18. Jahrhunderts waren, die bereits die Echtheit bestritten haben[20].

Zum sogenannten s a e c u l u m o b s c u r u m, d. h. dem 10. Jahrhundert, dessen Zustände in Rom mitnichten *„von einer einerseits verlogenen, andererseits feigen Geschichtsschreibung wohlweislich verschwiegen werden“*, sondern von alten und neuen katholischen Historikern mit der gleichen Offenheit wie Entrüstung stets behandelt worden sind, bemerkt R. leider nicht, daß die eigentliche Schuld auf den übergroßen Einfluß fällt, den in dem von den germanischen Eroberungen immer noch nicht zur Ruhe gekommenen Italien verwilderte Adelsgeschlechter auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles erlangten. Diese Adelsgeschlechter waren aber leider zum guten Teil deutschen Blutes. Stephan VI., dessen nur einjährige Regierung (896—97) das saeculum obscurum, die ‚dunkle Zeit‘ des Papsttums, einleitete, wurde durch die Parteigänger des Markgrafen Lambert von Spoleto, eines Nachkommen des karolingischen Geschlechts, auf den Stuhl Petri erhoben, und im Dienste der spoletanischen Politik beging er das Verbrechen gegen die Leiche seines Vorgängers Formosus, das seinen Namen mit Schande bedeckt, ihm aber auch den Aufruhr des Volkes und den Tod im Kerker gebracht hat. Die Beherrschung Roms und damit auch des Papsttums durch die Markgrafen von Spoleto, später

19. Über die Märtyrerakten siehe A. Ehrhard, Kirche der Märtyrer, S. 117 ff.
20. Über die Pseudo-Cyrillus-Frage siehe S. Merkle, Antonio Uccelli und Thomas, Contra errores Graecorum. Röm. Quartalschrift XXXV, (1927) 208—46.

durch die Grafen von Tuskulum Alberich I. und seine römische Gemahlin Marozia sowie deren Sohn Alberich II. — der Name Alberich zeigt wieder die Abstammung aus deutschem Geschlechte an —, hat zwar nicht gehindert, daß im ganzen die päpstliche Verwaltung ruhig weiter ging, auch nicht, daß von den vielen Päpsten dieser Zeit, deren Mehrzahl nur eine kurze Regierung beschieden war, die allermeisten ihre geistliche Pflicht nach dem Maße der Möglichkeit ordentlich erfüllt haben; aber sie hat doch verschuldet, daß in einem Sergius III. (904—11) und Johannes XII. (955—64), dem Sohne Alberichs II. und von diesem auf den päpstlichen Stuhl befördert, notorisch unwürdige Männer das höchste Amt der Kirche innehatten. Nach Ottos I. Tod (973) erneuerte sich das Übel für eine Zeit, als die Familie der Kreszentier, Nachkommen einer Schwester der oben genannten Marozia, die weltliche Macht in Rom an sich riß und die Päpste in Abhängigkeit zu bringen suchte. Mit der Wahl Gregors V., eines Vetters des Kaisers Otto III. (996), wurde die Freiheit des Papsttums wieder hergestellt. Im 11. Jahrhundert gelang es den Grafen von Tuskulum nochmals, zur Macht zu kommen und 1032 einen unwürdigen Sprößling ihrer Familie, Alberich mit Namen, durch eine tumultuarische, unregelmäßige Wahl auf den Stuhl Petri zu bringen. Er mußte 1044 aus Rom fliehen und dankte 1045 ab. Sein Nachfolger, Gregor VI., war ein wahrhaft ausgezeichneter Mann, und mit ihm und den auf ihn folgenden sog. „deutschen Päpsten" tritt das Papsttum wieder ganz an die gebührende Stelle und an die Spitze der Reformbewegung in der Kirche. Der dunkle Schatten des saeculum obscurum ist also hauptsächlich die unwürdige Abhängigkeit der Päpste von herrschsüchtigen und zum Teil sittlich herabgekommenen adligen Geschlechtern[21].

Daß unter dieser Schwäche des Papsttums die ganze Kirche litt, versteht sich; dennoch war diese Zeit in großen Teilen der Kirche, so vor allem in Deutschland, nichts weniger als ein „dunkles Jahrhundert". In Deutschland trug dazu viel bei das große Interesse, das vom ottonischen Kaiserhause den kirchlichen Dingen entgegengebracht wurde. Dennoch ist die Darstellung verfehlt, die R. von den weltlichen Herrschern als den wahren und einzigen Begründern von Kultur und geistigem Leben überhaupt gibt, sowohl, in ihrer Gesamtanschauung als auch in ihren zum Belege angeführten Einzelheiten. Nicht Otto I. ist der Gründer von Reichenau, sondern 200 Jahre vor ihm der hl. Pirmin, ein spanischer oder aquitanischer Missionar. Ebensowenig hat die Gründung von Hersfeld etwas mit Otto zu tun. Seine Gründer waren niemand anders als Sturmi und Lul, die Jünger des von R. so unfreundlich behandelten hl. Bonifatius.

Eine ganz sonderbare Behauptung ist es, Otto I. habe festgesetzt, daß die Geistlichen vom Grundherren ernannt würden, und das sogar, um eine deutsche Nationalkirche zu gründen. An letzteres hat Otto nie gedacht, und was das erstere betrifft, so ist anscheinend vom sogenannten Eigenkirchenwesen, d. h.

21. Über die Päpste des „saeculum obscurum" siehe F. X. Seppelt, Das Papsttum im Frühmittelalter, Leipzig 1934, S. 331 ff.

von jener Einrichtung, daß der Grundherr für die auf seinem Grund und Boden errichtete Kirche den Geistlichen ernannte, eine ferne Kunde zu R. gedrungen. Aber das Eigenkirchenwesen bestand Jahrhunderte vor Otto, nach den neuesten Forschungen schon auf den großen römischen Gütern, und wurde, sehr zum Schaden des geistigen Hochstandes des Klerus, in den germanischen Reichen weiter entwickelt. Unter Karl dem Großen erreichte die Kirche die Beseitigung der schlimmsten Schäden. Dennoch blieb das Eigenkirchenwesen verhängnisvoll. Und vieles erklärt sich aus ihm, was man heute der Kirche des Mittelalters zum Vorwurfe macht[22].

Was bei R. nun folgt, ist wiederum irrig. Otto ließ im Jahre 964 die Römer den Schwur leisten, keinen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen. In ähnlicher Weise wählten die Römer zur Zeit Ottos III. die beiden vom Kaiser ihnen bezeichneten vortrefflichen Männer: Gregor V. und Silvester II. Heinrich III. aber traf 1046 als gültigen Papst Gregor VI. an, den wir oben erwähnten, und als ungültigen, weil er selbst bereits vor einer römischen Synode 1045 zurückgetreten war, den unwürdigen Benedikt IX., jenen auch schon genannten Sprößling der Grafen von Tuskulum! Er hatte also das Papsttum höchstens insofern noch zu säubern, als die Macht der Tuskulaner endlich gebrochen wurde und für längere Zeit Päpste aus dem damals hochstehenden deutschen Episkopate, die „deutschen Päpste", auf den Stuhl Petri kamen.

Restlos falsch ist, was dann über den Konflikt zwischen den deutschen Bischöfen und dem *„volkslosen römischen Zentralismus"* folgt. Bei W i l l i g i s v o n M a i n z handelt es sich um einen Konflikt mit dem hl. Bernward von Hildesheim, einem der edelsten und größten Söhne des sächsischen Stammes, über die Frage, ob das 852 von Graf Liudolf, dem Ahnherrn des ottonischen Kaiserhauses, im Gebiete des Bistums Hildesheim gegründete Frauenkloster Gandersheim dem Bischof von Hildesheim oder, wie später eine Tochter Ottos II. bei ihrem Klostereintritt wünschte, dem von Mainz unterstehe. In der lange sich hinziehenden Sache standen die deutschen Bischöfe und die deutschen Kaiser zusammen mit dem Papste auf seiten des Sachsenbischofs gegen Willigis. Gerade das hat A. Hauck, der schon einmal genannte protestantische Verfasser der Kirchengeschichte Deutschlands, eingehend dargestellt (III[3—4], 268 ff.).

A r i b o v o n M a i n z (1021—31) war ein Freund der Mönche, einschließlich der C l u n i a z e n s e r. Der veraltete Irrtum, den der soeben zitierte Protestant Hauck ebenfalls zurückweist, Aribo als Gegner der cluniazensischen Reform anzusehen, beruht darauf, daß man den Beschlüssen einer Provinzialsynode eine unzulässige Deutung gab, die unter Aribos Vorsitz 1023 in Seligenstadt stattfand. Auf ihr wurde

22. Die große Bedeutung des Eigenkirchenwesens im kirchlichen und politischen Leben der germanisch-christlichen Völker ins Licht gerückt zu haben, ist bes. das Verdienst von U. Stutz. Am besten orientiert dessen zusammenfassender Art. in der Realencykl. f. prot. Theol. XXIII, 364 ff.: „Eigenkirche, Eigenkloster". Die weiteren Forschungen verzeichnet am vollständigsten M. Torres. El origen del sistema de „iglesias propias", Madrid 1929.

neben vielem anderen im Hinblick auf eine Appellation des Grafen Otto von Hammerstein an den Papst in seiner Ehesache beschlossen, ein zur Kirchenbuße Verurteilter dürfe erst nach Ableistung der Buße nach Rom appellieren und müsse ein Schreiben seines Bischofs dorthin mitnehmen. Mit Recht sagt Hauck, daß es verkehrt sei, aus dieser auf einem konkreten Fall beruhenden Bestimmung der Synode auf eine antipäpstliche Stellung Aribos zu schließen und vollends daraus sogar eine anticluniazensische Einstellung zu machen, ganz zu schweigen von Dingen, die R. hier sucht. Inwiefern Aribo *„den machtbewußten Konrad II. gestützt"* haben sollte, dürfte ihm unmöglich sein zu erklären. Wohl weiß die Geschichte davon, daß Aribo peinlich überrascht war, als Konrad, ohne ihn, den Metropoliten, ins Vertrauen zu ziehen, den Bischof Achezo von Worms ernannte, und daß er noch mehr unzufrieden mit Konrad war, als dieser 1027 in Frankfurt die Mainzer Ansprüche auf Gandersheim zurückwies und auch 1028 auf dem Königstag zu Pöhlde, diesmal endgültig und für immer, Gandersheim für Hildesheim sicherte (vgl. Hauck a. a. O. S. 547 ff.). Wo immer man also auch zugreift, stets ist das Gegenteil von dem richtig, was R. übereilt aus der von ihm benutzten Literatur aufgegriffen hat.

So auch mit Adalbert von Bremen. Adalbert, im Jahre 1043 durch Heinrich III. auf den erzbischöflichen Stuhl von Hamburg-Bremen befördert, sticht dadurch von der Reihe der deutschen Bischöfe ab, daß er griechisches Blut in seinen Adern hatte und sich dessen rühmte, daher „sich auch darin gefiel, griechische Sitten und Gewohnheiten nachzuahmen" (Hauck, S. 650). „Er glaubte auch an die Macht der geheimen Kunst, und die lange Reihe deutscher Fürsten, die sich durch Goldmacher betrügen ließen, wird durch ihn eröffnet. Sein Goldmacher war ein getaufter Jude namens Paulus" (ebd.). Mit dem nordischen Blut in ihm ist es also nicht ganz einwandfrei bestellt. Ich charakterisiere ihn weiter mit den Worten von Hauck: „Dieser bizarre Zug seines Wesens steigerte sich im Alter: Er machte den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage. Seine Reden wurden immer prahlerischer und hochfahrender. Seine Zukunftsbilder immer ausschweifender. Sein ganzes Wesen immer ruheloser. Er schien an die Grenze des Wahnsinns zu streifen... Das Ergebnis dieser Faktoren war der ungemessenste Ehrgeiz . . ." (S. 656). In diesem Zusammenhang steht bei ihm auch der an sich sicher lobenswerte Gedanke eines ganz großen Unternehmens zur Fortsetzung der Bekehrung der nordischen Völker von ihren heidnischen Göttern und der Plan, Hamburg zu einem kirchlichen Patriarchat für den Norden zu machen. Nicht also eine germanische Nationalkirche, sondern Ausbreitung des römischen Christentums bei den nordischen Völkern und Errichtung eines Rom unterstellten Patriarchats in Hamburg war das Ziel.

Bleibt noch das *„verlotterte Mönchtum"*, dessen Reform sich Cluny zum Ziel setzte, ehe es seine wahre, böse Seele enthüllte. Der Niedergang der Klöster, dem Cluny zu steuern suchte, bestand vor allem darin, daß die alte Unsitte der Vergebung des Klosters an weltliche Günstlinge der Herrscher (das System der Laienäbte, zusammen-

hängend mit dem Eigenkirchenwesen), die schon einmal in merowingischer und karolingischer Zeit manches Kloster heruntergebracht hatte, wieder einriß, daß in anderm die Vorbehaltung des Eintritts durch Adlige, die also dort ihre Versorgung suchten, den eigentlichen Zweck des Ordenslebens verdunkelte. Dazu kamen Zerstörungen bei den Einfällen der Normannen und der Ungarn. Von einer Verlotterung des Mönchtums kann also nicht gesprochen werden, sondern von der Zerrüttung mancher Klöster durch außermonastische Mächte. Daher finden wir überall dort, wo diese Mächte nicht am Werke waren, im 10. und 11. Jahrhundert, der Blütezeit Clunys, auch sonst blühende Abteien, deren geistiger Hochstand uns noch heute eindrucksvoll in den großartigen von ihnen geschaffenen Werken der Kunst vor Augen steht. Um etwa bei dem Erzbistum Köln zu bleiben, so blühte damals in Köln St. Pantaleon, dessen Bau noch heute in edler Pracht und Einfachheit sich vor uns erhebt, und St. Martin, in M.Gladbach St. Vitus, ferner Brauweiler und Siegburg, in Trier St. Maximin, dessen herrlichste Handschriften aus jenen Tagen stammen, in Hildesheim St. Michael und St. Godehard, deren edle Kirchen die unvergängliche Zierde der Stadt sind, usw. Alle diese Bauten und ihre Kunstschätze sind Werke des „verlotterten Mönchtums" von damals.

Ebenso falsch ist, was von den Cluniazensern im allgemeinen gesagt wird[23]. Als Cluny gegründet wurde (910), war ja gerade die von R. so grell geschilderte Zeit des Verfalls des Papsttums, die Schwäche des Papsttums im saeculum obscurum. Sich diesem von den früher gekennzeichneten Adligen niedergehaltenen Papsttum zu Machtzwecken zur Verfügung stellen, daran hat kein Mensch in Cluny gedacht. Der Gedanke wäre überhaupt völlig zeitfremd gewesen. Cluny hat sich wohl, um die manchen Klöstern durch selbstsüchtige Eingriffe der weltlichen oder geistlichen Großen drohenden Schädigungen der Disziplin zu bannen, von der bischöflichen Gewalt eximieren und unmittelbar Rom unterstellen lassen. Mit den deutschen Kaisern standen die Äbte immer in besonders guter Beziehung, auch mit denen, die dem Papsttum gegenüber sehr selbstherrlich aufgetreten sind, wie Heinrich III. Das Weitere über die Bußpflege von Cluny ist ganz abwegig. Strenges Leben und Schweigen war Grundgesetz alles klösterlichen Lebens; es hat starke, männliche Charaktere erzogen.

Auf Schritt und Tritt steht man bei R. vor Irrtümern. Wenn er z. B. S. 226 in einer langen Anmerkung aus einer Predigt des Berthold von Regensburg, die er leider nicht näher angibt, *„reinste syrische Zauberei"* herausliest, weil Berthold hier von der Lossprechungsgewalt der Priester spricht, so kann es sich kaum um eine andere Predigt handeln, als um die von den sieben Sakramenten. (In der Ausgabe von F. Göbel, die mir zur Verfügung steht, Schaffhausen 1850, Bd. I,

---

23. Von der großen Literatur über die Cluniazenser sei das Werk von E. Sackur, Die Cluniazenser bis zur Mitte des 11. Jahrh., 2 Bde. Halle 1892—94, genannt; das neuere Werk von L. M. Smith, Early History of the Monastery of Cluny, Oxford 1921, ist weniger gründlich.

S. 310 ff.) Dort findet sich (S. 327) die von R. angeführte Stelle größtenteils wörtlich, aber mit sehr bezeichnenden Unterschieden. R. zitiert: *„Wer sich der Gewalt der Priester untertänig macht — mag er auch noch so große Sünden begangen haben —, der Priester hat die Gewalt, daß er ihm alsbald die Hölle verschließt und den Himmel auftut."* Berthold aber sagt: „Wer sich des Priesters Gewalt untertänig macht mit lauterer Beicht und mit wahrer Reue, der Priester hat die Gewalt, daß er ihm gleich auf der Stelle die Hölle verschließt und den Himmel auftut mit rechter Buße nach Gottes Gnaden und nach des Menschen Lage." Weshalb fehlen die gesperrten Worte bei R.? So könnten wir noch auf manche Einzelheit eingehen[24]; wir kämen immer zu ähnlichen Ergebnissen.

Wieder müssen wir jetzt fragen: Ist das Bild, das R. von der Kirche des Mittelalters entwirft, richtig? Ist von all den hier erwähnten Dingen auch nur ein einziges historisch richtig herausgestellt? Wir müssen antworten: auch nicht ein einziges! Und wo finden wir ein Wort von dem Großen im Mittelalter? Die Kreuzzüge sind für ihn *„wahnwitzige"* Unternehmungen, die nur den Zweck hatten, daß *„Ströme von Blut für die herrschsüchtige Kirche vergossen wurden"* (S. 190). Daß sie wirklich das Abendland vor dem Orient geschützt haben, Europa vor Asien, weiß er nicht. Wo steht, um diese großen deutschen Fragen zu stellen, ein Wort über die deutsche Kolonisation des Ostens durch die Zisterzienser und Prämonstratenser, wo eines über die Sicherung der deutschen Mitte und des Ostens überhaupt, die ohne die Verbindung des deutschen Königtums mit der Kirche nie geschehen und nie möglich gewesen wäre? Wo über die positive Bedeutung der christlichen Kaiseridee, die trotz der späteren Verwicklungen in Wahrheit die Wurzel der deutschen Weltbedeutung geworden ist? Wo etwas über unsere großen Heiligen, ganz von den großen Heiligen der anderen christlichen Länder zu schweigen? Und soll man wirklich glauben, daß die einzigartigen Kathedralen des Mittelalters und all jene anderen unsterblichen Kunstwerke der Plastik, der Malerei und der Dichtkunst aus einem Sumpfe aufgeblüht seien? Das sicherste Zeugnis des Innersten und Tiefsten einer Epoche ist seine Kunst, weil die Kunst naiv und wesenhaft ehrlich, ein treuer Zeuge ist. Sie stehen noch da, die steinernen Zeugen des Mittelalters. Die Kirche und ihr Geist haben sie ins Leben gerufen, und für jeden, der mit den Quellen der Geschichte nicht genug vertraut ist, um aus ihnen sich ein selbständiges Urteil zu bilden, künden wenigstens sie von der Größe des kirchlichen Mittelalters.

---

24. Z. B. auf die im Pfaffenspiegel Kap. 3 und bei R. S. 171 vorkommenden Angaben über die ungeheuren Ablaßgelder Bonifaz' VIII. bei dem Jubiläum 1300 — richtiger müßte es heißen: Pilgeropfer. Siehe die Berichtigung dieses alten Irrtums bei Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom V (1892) 537 f. und F. X. Kraus, Essays II (1901) 270. Oder auf das bei R. S. 193 ganz falsch mitgeteilte Urteil des Baronius über die Päpste des saeculum obsurum, zu dem man die Annales eccl. des Baronius ad a. 912 (ed. A. Theiner XV, 533) nachsehen möge. Baronius drückt sich ebenso historisch zutreffend wie würdig aus.

Dritter Abschnitt

Die Kirche der Neuzeit

A. Das Bild bei R.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die Geschichte der Kirche in der Neuzeit. Daß die Fehler der Renaissancepäpste nicht verschwiegen werden, versteht sich von selbst. Doch einiges Überraschende erfahren wir zu dem der Wissenschaft Bekannten hinzu. Im Zusammenhang mit dem saeculum obscurum, dem 10. Jahrhundert, sagt R.: *„Ich kann hier auf mehr Einzelheiten nicht eingehen. Bemerkt sei nur noch, daß die Päpste sich von den Hurenhäusern bestimmte Prozente zahlen ließen, was Paul II. (1464—71) zu einer ständigen Einnahmequelle ausgestaltete. Sixtus IV. bezog 20 000 Golddukaten aus den Freudenhäusern. Die Pfarrer mußten für ihre Konkubinen bestimmte Taxen zahlen, während der Vatikan seine Beamten mit Schecks auf die Bordelle entlohnte. Sixtus IV. erlaubte für eine bestimmte Zahlung auch die Knabenliebe. Innozenz VIII. hatte 16 Kinder zu ernähren. Alexander VI. aber erklärte, der Papst stehe höher als der König, so etwa wie der Mensch über dem Vieh. Deshalb ließ er wohl ein Dutzend Bischöfe und Kardinäle ermorden, die ihm gefährlich schienen. Papst Alexander VI. beseitigte für 30 000 Golddukaten den türkischen Thronprätendenten Dschem und strich das Geld des ungläubigen Sultans seelenruhig ein. 1501 ernannte Alexander VI. seine Tochter Lukrezia für eine Zeitlang zu seiner Stellvertreterin“* (S. 193 bis 194). Wir erfahren dann noch von dem *„Kadavergehorsam der Jesuiten“* (S. 177), von der *„schmutzigen Moraltheologie des heiligen Alfons von Liguori“*, die zusammen mit *„der Ehrlosmachung durch den Jesuitismus bedingte, daß seit der Erdrosselung der Religion des Meisters Eckehart alles wirklich Große europäischer Kultur aus gegenkirchlichem Geist entsprungen ist, von Dante (der noch 1864 ausdrücklich verdammt wurde, u. a. weil er Rom als Kloake bezeichnet hatte) und Giotto bis Kopernikus und Luther, von der deutschen klassischen Kunst und nordischen Malerei und Musik gar nicht zu reden.“* Denn *„Rom ist niederrassisch bedingt und erstarrt zugleich“* (S. 196—197).

Ein besonders lehrreiches Beispiel dieser niederrassischen Bedingtheit lesen wir S. 383 f., wo als künstlerischer Ausdruck des *„Sumpfkultes“*, d. h. des *„Muttertums“*, des *„verbreiteten allgemeinen Geschlechtsverkehrs“*, der *„Frauenherrschaft“* der von der *„nordischen Kultur vielfach nur umspülten etruskischen Zentren“*, der Rundbau angeführt wird und der Kampf des nordischen Prinzips mit dem Prinzip der Sumpfkultur der Etrusker, die hier allerdings als *„mutterverehrendes Urvolk“* angeführt werden, die *„Auseinandersetzung des basilikalen und des zentralen Prinzips des Kirchenbaus“* dargestellt wird. Wir hören, daß das basilikale Prinzip das nordische ist, der Zentralbau aus dem von ringsum zusammengestellten Sumpfschilf gebildeten Etruskerhaus kommt, daß daher *„der Kuppelbau des ursprünglichen St. Peter, der durch Bramante basilikal verändert wurde, diese Idee des*

alten Rundhausgedankens ebenso zeigt, wie St. Stefano Rotondo oder Maria della Salute" (S. 383—384). So ist denn auch St. Peter als etruskisch entlarvt, wenn auch um den Preis, daß die Baugeschichte auf den Kopf gestellt wird.

Einen breiten Raum nimmt die Geschichte der Hugenotten ein (S. 95—104). Wir werden belehrt, daß der „*Kopf*" des ermordeten Admirals Coligny „*nach Rom zum heiligen Vater geschickt wurde, was ein Freudenfest in der Engelsburg zur Folge hatte*" (S. 101), lesen daß die Hugenotten „*unerschütterlich Gewissens- und Lehrfreiheit forderten*" (S. 98), dem Zusammenhange nach in dem Sinne von Freiheit des Gewissens für alle, wozu noch Coligny selbst ein Beispiel sein soll dadurch, „*daß er Glaubensfreiheit nicht nur für sich forderte, sondern auch den Katholiken von Châtillon zugestand*" (S. 97). Daß die Hugenotten das nordische Element Frankreichs waren, ist für R. selbstverständlich. Aber Papst Pius V. „*rief zu immer neuem Blutvergießen . . . Er verband seinen Glückwunsch* (nach dem Siege von Jarnac und dem Tode Condés) *mit dem Befehl, alle Ketzer, auch die Gefangenen, auszurotten*" (S. 100). Er handelte offenbar aus demselben Geiste, aus dem der päpstliche Legat Aleander (wo und wann wird nicht mitgeteilt) erklärt habe: „*Wir Römer werden dafür sorgen, daß ihr Deutschen euch gegenseitig erschlagt und in eurem Blute erstickt.*" Ja „*dieses Wort herrscht heute ebenso wie vor 400 Jahren*" (S. 620).

Weiter lernen wir noch, daß „*Papst Innocenz X. die dreißig blutigen Jahre noch immer nicht genügten, die* (gemeint ist der Dreißigjährige Krieg) *das beste Blut Deutschlands ausrotteten*" (S. 187 f.).

Dieselbe Gesinnung schreibt R. Papst Pius IX. zu, von dem er berichtet, er habe „*am 18. Januar 1874 (also am Jahrestage der Gründung des Deutschen Reiches) in einer Versammlung von internationalen Pilgern erklärt: Bismarck sei die Schlange im Paradiese der Menschheit. Durch diese Schlange werde das deutsche Volk verführt, mehr sein zu wollen als Gott selbst, und dieser Selbstüberhebung werde eine Erniedrigung folgen, wie sie noch kein Volk habe kosten müssen. Nur der Ewige wisse, ‚ob nicht das Sandkorn an den Bergen der ewigen Vergeltung' sich schon gelöst habe, das, im Niedergange zum Bergsturz wachsend, in einigen Jahren an die tönernen Füße dieses Reiches anrennen und es in Trümmer wandeln werde, dieses Reich, das, wie der Turm zu Babel ‚Gott zum Trotz' errichtet worden sei und ‚zur Verherrlichung Gottes' vergehen werde*" (S. 470 f.).

An dieser „*ewigen Vergeltung*" zwecks „*Verherrlichung Gottes*" läßt nun R. außer den Marxisten die deutschen Katholiken und die Jesuiten arbeiten, vor allem aber „*Benedikt XV., den ‚Friedenspapst', der im Kampfe gegen das protestantische Kaisertum in den Schicksalstagen 1914 das katholische Österreich-Ungarn anspornte, um aus einem Weltkrieg zu gewinnen, den russischen Haeretiker ebenso zu stürzen, wie den Staat der ‚Schlange im Paradiese'. Daß dabei Millionen treugläubiger Katholiken geopfert werden mußten, war, wie bei jedem großen Schlachtplan, nicht zu vermeiden*" (S. 471).

„*Die Politik Pius XI. steht folgerichtigerweise ganz eindeutig im*

Zeichen einer neuen, alle Instinkte der Inquisition aufpeitschenden Gegenreformation, um das germanische Deutschland für immer zu brechen . . . Kein deutscher Katholik kann sich heute der furchtbaren Erkenntnis verschließen, daß die zielbewußte unsentimentale römische Politik sich mit dem marxistischen Untermenschentum und allen äußeren Feinden Deutschlands zusammengeschlossen hat, um das zu vollenden, was im November 1918 noch nicht ganz gelungen war. Die römische Politik opfert zur Erreichung dieses Zieles auch Existenz und Leben der gesamten heutigen katholischen Generation, um die nachfolgenden verkümmerten Erben aller Deutschen unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen." (S. 476 f.)

Aus der jüngsten Zeit wird das Bild noch dadurch bereichert, daß in der Enzyklika „Casti connubii" *„wieder der Vatikan sich als der erbitterte Feind der Aufzucht des Wertvollen und als Schutzherr der Erhaltung und Fortpflanzung des Minderwertigsten bekannt hat"* (S. 577), endlich, daß *„heute noch der römische Priester bei seiner Amtseinsetzung einen Eid leisten muß, der nichts anderes bedeutet als eine bewußte Aufreizung zu Konfessions- und Klassenhaß. Darüber hinaus bedeutet er geradezu die Anerkennung landesverräterischer Tätigkeit, wenn der Staat nicht römischen Interessen dienstbar ist. Heute noch lautet der römische Bischofseid: „Die Irrlehrer, die vom apostolischen Stuhl Getrennten, die Empörer wider unseren Herrn und seinen Nachfolger werde ich nach Kräften verfolgen und bekämpfen."* Daher verlangt R. *„Ein deutscher Staat hat einen solchen Eid zu verbieten. Er hat im Gegenteil allen Geistlichen den Eid auf die Wahrung der Ehre der Nation aufzuerlegen, wie früher den Eid auf den Monarchen, in einigen Staaten auf die Verfassung, im übrigen wird es die Hauptaufgabe des Deutschen Ordens sein, sich im Dienst des Mythus der Nation durch Schaffung einer Deutschen Volkskirche zu bemühen, bis ein zweiter Meister Eckehart einmal die Spannung löst, und diese Deutsche Seelengemeinschaft verkörpert, lebt, formt"* (S. 608).

So sieht nach R. die Geschichte der katholischen Kirche aus. *„Daß eine römische ‚Geschichte' alle ihre Fälschungen ableugnet, versteht sich von selbst, daß sie jeden echten Nationalismus verdammt, ist ebenfalls folgerichtig, sie kann ihn höchstens ab und zu als Mittel zu gewissen Zwecken gebrauchen; daß Luther ein niederträchtiger Lump gewesen ist, gilt den römischen Lehrern in allen Staaten als selbstverständlich"* (S. 626).

Den in den letzten Worten so scharf ausgesprochenen Gedanken, daß die Kirche alles herunterreißt, was dem Deutschen teuer sei, wie in ihrer Spitze so auch in ihren unteren Organen, wiederholt R. an vielen Stellen: *„Daß die kirchlich-römischen Schriftsteller in Martin Luther einen ‚Schandfleck Deutschlands', ein ‚Schwein Epikurs', einen ‚infamen Apostaten' erblicken oder ihn gar eine ‚unflätige Sau', ‚Nonnenschänder' oder ‚Saurüssel' nennen (Vetter S. J.), mag angesichts der kirchlichen Kampfzustände hingehen; aber erschütternd ist es, feststellen zu müssen, daß bis in unsere Zeit hinein führende kirchliche Schriftsteller sich auch jetzt noch mit der Beschmutzung Goethes be-*

schäftigen." Dann werden eine Reihe von Stellen aus Schriften der Jesuiten Meschler, v. Doß, vor allem von Baumgartner zitiert, die religiöse und sittliche Warnungen in bezug auf die deutschen Klassiker Schiller und Goethe enthalten, und es heißt weiter: „*Dieser ganze Kampf richtet sich instinktiv, bewußt und durch Jahrhunderte alte Zucht, eindeutig eingestellt, planmäßig gegen die großen artverbundenen Persönlichkeiten eines Volkes, um diesem (!) die Leitsterne seines Lebens auszulöschen, ihm seine eigenen Ideale zu rauben, den Fluß seiner organischen Lebenskraft zu unterbinden. Die Worte des jesuitischen Ordensgenerals Nickel aus dem 17. Jahrhundert, daß der Nationalgeist ein fremder pestartiger Wind sei, ist (!) heute noch die Grundüberzeugung nicht nur des Jesuitismus, sondern der römischen Kirche überhaupt, wenn sie diese angesichts des nationalen Erwachens auch nicht immer durchzusetzen vermag. Er (der Nationalgeist) — erklärt Nickel im Rundschreiben an seinen Orden am 16. November 1656, also wenige Jahre nach Abschluß des unseligen Dreißigjährigen Krieges — ist der geschworene und erbittertste Feind unserer Gesellschaft; vor ihm sollen wir mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüte zurückscheuen . . . Daß dieser Pestgeist ausgetilgt werde, ‚sollt ihr euch durch Bitten, Ermahnungen bemühen‘. Am Ende des 19. Jahrhunderts erklärte der berühmte römisch-katholische Schriftsteller Cathrein: ‚Zu den unrühmlichsten Errungenschaften unserer Zeit gehört das Nationalitätenprinzip‘, während in den Jahren des Heils 1920—28 der deutsche Nationalismus vom ‚deutschen‘ Kardinal Faulhaber als ‚größte Häresie‘ gekennzeichnet wurde . . .*" (630—32).

Und wie die Kirche so von oben bis unten herab nach R. ein Feind echter nationaler Gesinnung ist, so ist sie ebenso der Feind alles aufrichtigen Wahrheitsforschens. „*Da stehen die Konfessionsschulen, die heute allen Ernstes auch Geographie und Mathematik auf Grund ihrer alttestamentlichen Offenbarungen lehren wollen, wenngleich sie doch zornerfüllt zugestehen müssen, daß gleich nach ihrer ‚religiösen‘ Darstellung der Jahwe-Schöpfung aus dem Nichts und der Arche Noah und den berühmten 6000 Jahren der Weltschöpfung die Ewigkeit des Weltalls verkündet wird und Millionen Jahre der Erdbildung als Vorbedingung unseres Erdendaseins behauptet werden.*" Dazu die Anmerkung: „*Der Jesuit Kathrein fordert offen konfessionelles Rechnen und Schreiben (Kirche und Volksschule)*" Weiter: „*Das Heer römisch-kirchlicher Wissenschaftler verfolgt nur den einen Zweck, die Naturwissenschaft, überhaupt alle Wissenschaft, dem alten Aberglauben dienstbar zu machen, der durch Kopernikus ein für allemal zertrümmert worden ist. So behauptete Hammerstein S. J., die Kirche habe durchaus in ihrem Rechte gehandelt, wenn sie in der Naturgeschichte nicht gestattete, das Menschengeschlecht von verschiedenen Stammeseltern abzuleiten, da hiermit die geoffenbarte Lehre von der Erbsünde fallen würde*" (625 f.). Aus dieser ganzen, bis in die neueste Zeit reichenden Sammlung historischer Belege zieht dann R. die letzte, für ihn einzig mögliche Folgerung: „*Die Voraussetzung jeglicher deutschen Erziehung ist die Tatsache, daß nicht das Christentum uns Gesittung*

gebracht hat, sondern daß das Christentum seine dauernden Werte dem germanischen Charakter zu verdanken hat. (Ein Grund, warum es in Süditalien und in manchen Staaten Südamerikas diese Werte nicht aufweist.) Die germanischen Charakterwerte sind daher das Ewige", wonach sich alles andere einzustellen hat. Und es kann kein Zweifel sein, wen er meint, wenn er gleich anschließend diesen Abschnitt damit beendet: *„Ein Mann aber oder eine Bewegung, welche diesen Werten zum vollkommenen Siege verhelfen wollen, haben das sittliche Recht, das Gegnerische nicht zu schonen. Sie haben die Pflicht, es geistig zu überwinden, es organisatorisch verkümmern zu lassen und politisch ohnmächtig zu erhalten. Denn wird aus einem Kulturwillen kein Machttrieb, so sollte er überhaupt keinen Kampf beginnen"* (S. 636).

B. Prüfung

Gehen wir in aller Ruhe auch zur Prüfung dieser Angaben über, der Grundlage für die in den letzten Sätzen ausgesprochene praktische, von R. geforderte Handlungsweise.

Zu den Einzelheiten über die Renaissancepäpste gibt R. leider keine Quelle an. Über das päpstliche Finanzwesen des 15. Jahrhunderts besitzen wir ein eigenes größeres Werk von einem Spezialisten auf diesem Gebiete, A. Gottlob, v. J. 1889 [1]. Von Einnahmen des Papstes aus römischen Bordellen findet sich dort nichts. Ebensowenig enthalten die jüngeren Arbeiten von Clemens Bauer über das Finanzwesen unter Sixtus IV. (1927) [2] und über die Entwicklung des päpstlichen Finanzwesens (1928) [3]. Auch keine der großen Geschichten Roms und der Päpste, weder des durchaus nicht papstfreundlichen Ferdinand Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (3. Aufl. 1880), der im 7. Bande diese Zeit behandelt, noch die Geschichte der Päpste in den letzten vier Jahrhunderten des noch weniger papstfreundlichen Leopold von Ranke, der zwar erst mit Leo X. beginnt, aber doch wohl Gelegenheit gehabt hätte, diese Dinge rückschauend zu erwähnen, wissen etwas davon, um nur Bücher nichtkatholischer Forscher hier zu nennen. Bezüglich der Entlohnung vatikanischer Beamten ist die Behauptung auch schon wegen der ganzen Organisation des kurialen Beamtentums sinnlos. Sixtus IV. hatte, weniger seinetwegen, da er ein Mann des größten Interesses für Wissenschaft und Kunst, aber auch ein Mann allzu großer Nachgiebigkeit war, als wegen seiner diese Nachgiebigkeit schmählich mißbrauchenden Neffen bittere Feinde, und der Chronist Stefano Infessura, der in seinem Diario della città di Roma alles zusammenträgt, was er glaubt Sixtus anhängen zu können, weiß von diesen Dingen nichts. Sie finden sich zum Teil aber in dem schon

1. A. Gottlob, Aus der Camera Apostolica des 15. Jahrhunderts, Innsbruck 1889.
2. Cl. Bauer, Studi per la storia delle finanze papali durante il pontificato di Sisto IV. Archivo della R. Societá Romana di storia patria L (1927) 319—400. Bauer druckt ganze Einnahmeregister von Rom und den anderen päpstlichen Städten ab.
3. Die Epochen der Papstfinanz. Historische Zeitschrift (hrsg. von Meinecke u. Brackmann) 138 (1928) 457—503. An sich wäre es ja nicht unmöglich, daß in der Stadt Rom im 15. Jh. in irgendeiner Form von Bordellen eine Abgabe hätte entrichtet werden müssen. In der wissenschaftlichen Literatur habe ich aber darüber nichts gefunden. Jedenfalls wäre es etwas durchaus anderes, als was R. mitteilt.

einmal erwähnten Pfaffenspiegel, also der trübsten Quelle, die es geben kann, nämlich die von der angeblichen Äußerung Alexanders VI. betr. der Könige, von der Ermordung des Prinzen Dschem, ferner, ohne Zahlenangabe, von der Ermordung von Kardinälen durch Alexander VI. und seiner Stellvertretung durch Lukrezia Borgia. Wir werden sogleich näher auf sie eingehen. Die Geschichte von den 20 000 Dukaten jährlicher Einnahmen Sixtus IV. aus Bordellen könnte[4] R. entnommen haben der Geschichte der Prostitution von Dufour-Helbing, einer ganz ungeordneten und oberflächlichen Kompilation, die ihren pikanten Charakter nur unzulänglich unter dem Mantel des Sitteneifers verbirgt. Ich gehe zunächst auf diese Sache näher ein, weil sie lehrreich ist dafür, wie derartige Geschichtsmärchen entstehen. Dufour-Helbing erwähnt zunächst (Bd. II, 1; 5. Aufl. o. J. Seite 4f.) eine Reihe von scharfen Maßregeln, die von den Päpsten des 15. und 16. Jahrhunderts zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit erlassen worden seien, und in diesem Zusammenhang, daß auch in Rom die schlechten Weiber kaserniert worden seien, und daß „von Sixtus IV. mitgeteilt werde, daß er von einem Bordell 20 000 Dukaten bezogen haben soll". Er gibt auch seine Quellen an, nämlich: Georg. Franci, Tract. quo lupanaria ex principiis medicis improbantur, Heidelberg 1674, § 3. und Just. Lipsii, Opusc. tom II. De magnitudine Romana, libr. II. c. VI. Schon die ungeschickte Zitationsweise verrät, daß er diese Quellen nicht selbst eingesehen hat. Schlägt man aber in der gemeinten Schrift des Justus Lipsius, des bekannten Löwener Gelehrten (1547—1606), ‚Admiranda sive de Magnitudine Romana' II. c. 6, nach, so steht dort ein Kapital: De urinario vectigali et de Chrysargyria, item de meretricio, das von den genannten gerade nicht wohlriechenden Dingen, besonders von der Verwertung des Latrineninhaltes im antiken Rom berichtet, aber überhaupt nichts mit unserer Sache zu tun hat. Hat man nun das Glück, die kleine Doktordissertation zu finden, die 1674 in Heidelberg Georg Franck als ‚Disputatio medica qua lupanaria s. v. Huren-Häuser ex principiis medicis qq. improbantur' veröffentlicht hat, so findet man dort S. 4 eine Angabe, daß „Pontifex Romanus in fiscum suum annuatim ultra 3000 coronatorum pro lactis censu quem vulgo dicunt Milchzinse seu Huren-Zoll a clero scortisque accipit, ceu ex Joh. Gerhardo in loco de Ecclesia p. 1190 et B. Meisnero allegat Carpzov, prax. Crim. p. 2, q. 70 n. 7. Carpzov, den der junge Mediziner hier also ausschreibt, ist der bekannte 1595 in Wittenberg geborene und 1666 in Leipzig gestorbene, als der furchtbarste Hexenverbrenner berüchtigte Kriminalist, der in seiner Practica criminalis (ich benutze die Ausgabe Leipzig 1695) an der angegebenen Stelle wörtlich das schreibt, was Franck von ihm abgeschrieben hat. Sucht man nun in den beiden von Carpzov angegebenen Quellen nach, so ist mir in den Loci theologici des Superintendenten Johannes Gerhard (1582—1637) in dem Ab-

4. Ich möchte durchaus nicht behaupten, daß R. aus Dufour-Helbing geschöpft **hat**. Diese Dinge laufen durch die antikirchliche Literatur, die z. T. ja sehr obskuren Charakters ist, so daß es für den Wissenschaftler schwer ist, auf eine bestimmte Quelle zu stoßen.

schnitt De Ecclesia eine in Betracht kommende Stelle allerdings nicht auffindbar gewesen [5]. Sucht man aber in dem Buch des Balthasar Meisner (1587—1626), eines Wittenberger Theologen noch aus der Zeit der schärfsten Glaubenspolemik, nach, das den Titel trägt: Consultatio catholica de fide Lutherana capessenda et Romana Papistica deserenda (Wittenberg 1615), so findet man endlich unter allen möglichen anderen Vorwürfen gegen das Papsttum auch die von Carpzov übernommene Behauptung, allerdings ohne Quellenangabe, ferner die, daß Sixtus IV. einem Kardinal die Erlaubnis zur Sodomie gegeben habe. Wie zuverlässig der gute Meisnerus war, wenn es sich um die Schandtaten der bösen Papisten handelt, geht z. B. auch daraus hervor, daß er gleich nach dieser Sache erzählt, Papst Gregor — welcher von den vierzehn des Namens, die es damals schon gegeben hatte, sagt er nicht — habe in einem Teiche bei einem Kloster 6000 Kinderleichen gefunden! Wir sehen, hier handelt es sich um Greuelmärchen einer aufgeregten Kampfzeit, die ebensoviel Glauben verdienen wie die von den abgeschnittenen Händen belgischer Kinder, die im Weltkriege gegen unsere deutschen Soldaten von den Feinden verbreitet wurden. Aber solche Wege durch das Gestrüpp alter Literatur muß man sich bahnen, um den Ursprung der Greuel-Erzählungen aufzufinden, die leider heute wieder hervorgeholt werden.

Es liegt uns natürlich ganz fern, die Päpste der Renaissance-Zeit, die wirklich gefehlt haben, von ihren Sünden reinwaschen zu wollen, am wenigsten Alexander VI., den wir Katholiken als einen Schänder des Stuhles Petri allen Grund haben aufs tiefste zu verabscheuen. Die katholische Kirchen-Geschichtsschreibung denkt gar nicht an eine Mohrenwäsche. Aber deshalb soll man doch bei der geschichtlichen Wirklichkeit bleiben. So wollen wir auf die von R. angeführten Fälle, soweit sie überhaupt irgend etwas mit Geschichte zu tun haben, noch eingehen [6].

I n n o z e n z VIII. (1481—92), der Sohn einer reichen genuesischen Familie, hatte als Laie am Hofe der Könige von Aragon gelebt und aus

5. Ich habe die neue Ausgabe von E. Preuß, Bd. V (1867) benutzt.
6. Im allgemeinen sei zu den Renaissance-Päpsten bemerkt, daß man 1. ihrer Zeit, der zweiten Hälfte des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts, den großen kulturellen Fortschritts-Optimismus zugute halten muß, der die Päpste in ihrer Freude an der Wissenschaft und Kunst, die sie unter ihren Schutz nahmen wie sonst kein Monarch, über manche sittliche Mängel der von ihnen geförderten Humanisten und Künstler allzu leicht hinwegsehen ließ, daß 2. ihre stärkere Interessierung für die Politik gewiß ein Zeichen zu weltlichen Sinnes, oder viel mehr noch das einer geistlichen Schwäche war, daß aber diese geistliche Schwäche in hohem Maße eine Folge des großen Schismas (1378—1415) gewesen ist, daß 3. die durch das große Schisma bedingte prekäre Lage die Päpste zwang, in der Erhebung der Kardinäle auf die Wünsche der Staaten und Fürsten sehr große Rücksicht zu nehmen, woraus sich zu einem guten Teil die Verweltlichung des Kardinalkollegiums, die eigentliche Wurzel der Übel, erklärt, daß 4. aus derselben, an politische Gegebenheiten nun einmal gebundenen Lage auch das Überhandnehmen des sog. Nepotismus, des Heranziehens von Verwandten der Päpste in hohe und höchste kirchliche Stellen, besonders das Kardinalat, die Quelle schlimmer Übel unter einigen schon bejahrten Päpsten, wie dem persönlich untadelhaften und überaus eifrigen Calixt III. (1555—58), oder dem für Wissenschaft und Kunst begeisterten, aber schwachen Sixtus IV. (1471—84) verständlich wird.

dieser Zeit zwei uneheliche Kinder. Seitdem er später in den geistlichen Stand trat, und auf der Leiter der Würden zum Kardinalat und schließlich zum Papsttum aufstieg, ist von unsittlichem Lebenswandel nichts bekannt [7]. Die Ermordung des türkischen Prinzen Dschem ist zwar von einigen Autoren Alexander VI. zugeschrieben worden, aber geschichtlich nicht zu halten. Dschem war ein jüngerer Bruder des türkischen Sultans Bajazet, 1482 mit seinem Bruder in Thronstreitigkeiten geraten und vor diesem zu den Johanniter-Rittern auf Rhodus geflohen. Seitdem war er zunächst bei den Rittern, zuletzt bei dem Papste als Geisel gegen Bajazet in fürstlich-ehrenvollem Gewahrsam, indes sein Bruder, der seine Freilassung fürchten mußte, eine hohe Jahresrente für seinen Unterhalt zahlte und den Frieden mit den Christen hielt. Dschem starb infolge seines ausschweifenden Lebens; Alexander hätte schon in seinem eigenen Interesse nichts Unvorteilhafteres tun können, als ihn umbringen lassen [8]. Auch der Ermordung von Bischöfen und Kardinälen wird Alexander mit Unrecht geziehen. Wohl ist sein unehelicher Sohn, Cesare Borgia, der Schrecken Roms und Italiens, auch vor diesem Verbrechen nicht zurückgescheut. Die Stellvertretung Alexanders durch seine Tochter Lukretia ist bekannt; sie hat aber nur darin bestanden, daß sie gelegentlich einer kurzen Reise ihres Vaters nach dem nahen Castel Gandolfo am 27. Juni 1501 die Vollmacht erhielt, die einlaufenden Briefe zu öffnen und den

---

Weltlich gesinnt als Kardinäle und teilweise auch später noch waren zwar mehrere der Päpste dieser Zeit. Der Ruf eines schlechten Vorlebens aus der vorpriesterlichen Zeit lastete auf dem im Text behandelten Innocenz VIII., als Papst in den Banden der Sinnlichkeit war nur Alexander VI.
Denken wir, um ein gerechtes Urteil zu fällen, an ihre fast unausgesetzten Bemühungen, das christliche Abendland in jener höchst kritischen Zeit gegen den Islam zu einigen, denken wir auch an die unsterblichen Werke der Kunst und die unschätzbaren wissenschaftlichen Sammlungen, die durch diese Päpste entstanden sind. Und zwar handelt es sich hier nicht um Werke des Prunkes, sondern um so große und ernste Unternehmungen, wie die vatikanische Bibliothek, die Nikolaus V. (1447—55) und Sixtus IV. am meisten verdankt, um die Sixtinische Kapelle dieses selben Papstes, um Bramantes, Raffaels und Michelangelos einzigartige, auch im Ideengehalt ganz große und tief christliche Schöpfungen, die ohne Julius II. (1503—13), Leo X. (1513—21) und mehrere der folgenden Päpste nicht geschaffen worden wären. Jede Zeit hat neben ihrem Negativen ihr Positives; sie selbst sieht über die eigenen Schäden gern hinweg in der Freude an ihren Errungenschaften. So tat es das Zeitalter der Renaissance, auch im Rom der Päpste. Daß damit ein sekundärer Wert den höchsten, den rein religiösen, leider zurückgedrängt hat, beklagen wir bei aller Freude über die herrlichen Schöpfungen des Roms der Renaissancepäpste als Christen tief; die Glaubensspaltung war das Strafgericht über die Sünden jener Zeit.

7. Die Frage nach dem Vorleben Innocenz' VIII. und seiner Führung seit dem Eintritt in den geistlichen Stand untersucht mit strenger Gewissenhaftigkeit L. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters III. Freiburg i. B. 1895, S. 174 f. Zwei uneheliche Kinder aus der früheren Zeit waren nicht nur bekannt, sondern Innocenz hat sie leider auch als Papst gefördert. Ob er aus dieser früheren Zeit noch andere hatte, von deren Person jedenfalls keine Quellen berichten, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Sein Vorleben lastete begreiflicherweise auf seinem Rufe; daher wohl ein höhnisches Epigramm des Marullus mit einem Wortspiele, das zu der Meinung von den 8 Knaben und 8 Mädchen geführt hat, das aber sicher nicht wörtlich zu nehmen und überhaupt nicht als zuverlässige Quelle anzusehen ist.

8. Die Unrichtigkeit der Behauptung von der Ermordung des Prinzen Dschem hat schon gezeigt L'Epinois, Le pape Alexandre VI. Revue des questions historiques XXIX, 1881, p. 412.

Palast zu verwalten, dasselbe abermals vom 25. September bis 23. Oktober 1501, als Alexander nach Nepi reiste. Mit Recht hat man das schon damals als skandalös empfunden; aber von einer Stellvertretung im Sinne von R. kann dabei doch keine Rede sein [9].

Aber nochmals sei es betont: In der Verabscheuung eines Alexander VI. sind die Katholiken mit den Nichtkatholiken einig. Das Beispiel des Judas hat sich leider in der Kirche mehrmals erneuert. Aber man hat oft den Eindruck, als kännten die Gegner der Kirche nur diesen einen Papst, jedenfalls nur die Päpste, an denen zu tadeln ist, um der Mühe überhoben zu sein, das Papsttum in seinen anderen Vertretern zu studieren.

Ganz neu ist die Entdeckung, daß Bramante den geplanten Rundbau von St. Peter basilikal verändert habe. Gerade Bramante (1444 bis 1514) hat den Rundbau entworfen; eben darin spricht sich ja Bramantes ganzes künstlerisches Ideal aus. Maderna (1556—1629) hat ihn hundert Jahre später zur Basilika umgestaltet. Die Sache ist also genau umgekehrt verlaufen, wie R. angibt, und das ist bei einem so bekannten und wichtigen Werke wie St. Peter und bei Bramante, dem eigentlichen Meister der Hochrenaissance, doch nicht ganz entschuldbar. Die merkwürdige Bezugnahme auf den etruskischen Sumpfkultus verlangt wohl keine Berichtigung.

Einen ganz besonders großen Raum nehmen die konfessionellen Kämpfe der Vergangenheit ein. Wer sein Volk liebt, wird alles tun, um nicht unnötig alte Wunden aufzureißen. Die Wissenschaft kann ruhig und leidenschaftslos auch von diesen Dingen handeln; sie wird sich in den Geist und die Verhältnisse der Vergangenheit versetzen und beide Seiten zu verstehen sich bemühen. Vor allem wird sie vom strengsten Wahrheitsstreben geleitet sein müssen. Strengste Wahrhaftigkeit, Vermeidung von Schlagworten, die nur allzu leicht mißverstanden werden, muß auch verlangt werden, wenn die Glaubenskämpfe von ehedem in Werken heute behandelt werden, die für einen größeren Leserkreis bestimmt sind. Nur so dienen wir unserem Volke und Vaterlande.

---

9. Von der skandalösen Erlaubnis an Lukrezia Borja, während der Abwesenheit Alexanders die Briefe zu öffnen, spricht Pastor a. a. O. S. 448.
Die Angaben über die gegen Gaben von Sixtus IV. erlaubte Knabenliebe usw. finden sich im Pfaffenspiegel, Kap. IV, die von dem gegen Taxe vom Papste erlaubten Konkubinat scheint auf Mißverständnis einer Stelle des Pfaffenspiegels, Kap. V, durch R. zurückzugehen, an der jener ausnahmsweise seinen Gewährsmann, Nikolaus von Clémanges, angibt und daher die Nachprüfung ermöglicht. Nikolaus von Clémanges, geb. um 1367, † 1437, selbst lange Zeit im Dienste der Päpste in Avignon, hat eine scharfe Reformschrift herausgegeben: De ruina Ecclesiae (auch unter dem Titel De corrupto Ecclesiae statu bekannt), die in dem großen sechsbändigen Werk, Magnum Oecumenicum Constantiense Concilium, (es enthält Materialien zum Konstanzer Konzil) ed. H. von der Hardt, Helmstedt 1696 ff., gedruckt vorliegt. Dort in c. 22 beklagt Nikolaus es, daß es Bischöfe gebe, die so gewissenlos seien, gegen Geldabgaben Priestern es nachzusehen, daß diese zum öffentlichen Ärgernis mit Konkubinen zusammenleben. Das scheint die Quelle von R. einfach auf die Päpste übertragen zu haben. Vielleicht spielt in der von R. benutzten ungenannten Quelle auch die von Innocenz VIII. 1489 aufgedeckte und schwer bestrafte Fälschung päpstlicher Bullen eine Rolle, über die man L. Pastor, Geschichte der Päpste III, 1895, S. 252 f. nachlesen möge.

R. berichtet von einer angeblichen Äußerung des päpstlichen Legaten Aleander. Sie soll bei Gelegenheit der Anwesenheit Aleanders auf dem Wormser Reichstag gefallen sein. Aber nimmt man die Zeugnisse einzeln zur Hand, so wird sie immer unwahrscheinlicher. Amtlich und in der Öffentlichkeit hat Aleander eine solche Äußerung nicht getan; darüber besteht kein Zweifel. Sie soll irgendwo privatim gefallen sein. So schreibt Luther in einem Briefe an W. Link in Nürnberg, Spalatin habe von ihr gehört. Der Nürnberger Stadtschreiber Lazarus Spengler schreibt, Aleander, „den sie mir hier für einen getauften Juden anzeigen", solle „vor etlichen ehrbaren Personen" die Äußerung getan haben. Anderswo heißt es, sie sei „vor einer ehrbaren Person" erfolgt. Wo von ihr berichtet wird, ist es also immer ein: man sagt, er soll; niemand weiß, wo und wann und in wessen Gegenwart. Wer wird nicht daran erinnert, wie heute so manche falschen Gerüchte entstehen. Vielleicht war das Gerücht genau so wahr wie das vom „getauften Juden", nämlich ganz falsch; vielleicht ist eine ganz anders lautende und gemeinte Äußerung Aleanders mißverstanden und dann in der Erbitterung, die damals bei den Anhängern Luthers herrschte, so weiter getragen worden; vielleicht auch war es so, wie der protestantische Theologe O. Clemen meint: „Das Gerücht ist wohl aus der Vergröberung eines Ausspruchs Aleanders entstanden" (Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation I, 1907, S. 208). In der Weise, wie er damals von den erregten Lutheranhängern kolportiert wurde, ist er sicher nicht gefallen. Daher scheidet er doch wohl auch heute aus der Diskussion mit Recht aus [10].

Ganz sicher wird Papst Innozenz X. mit Unrecht beschuldigt, daß er an den 30 Jahren Blutvergießens noch nicht genug gehabt hätte. Es handelt sich um den Protest, den Innozenz X. i. J. 1650, also zwei Jahre nach dem Westfälischen Frieden, gegen mehrere seiner Artikel, und zwar unter Zurückdatierung auf das Jahr 1648 erließ, weil diese Artikel, wie z. B. die Unterdrückung einer ganzen Reihe von Bistümern, nicht gutgeheißen werden konnten. Wörtlich schreibt er: „Mit großem Schmerze haben wir erfahren, daß durch verschiedene Artikel . . . das schwerste Unrecht gegen die katholische Religion, den Dienst Gottes, und den römischen apostolischen Stuhl geschehen ist . . ." Nur gegen diese Artikel, die er nicht als gültig anerkennen kann, protestiert der Papst. Von einer Verlängerung des Blutvergießens war keine Rede. Mit Absicht hatte der Papst sogar mit der Veröffentlichung des Protestes gewartet, bis auch die Gefahr von Repressalien der Schweden durch ihren Abzug aus den bisher besetzten Gebieten von den deutschen Katholiken abgewendet war [11].

---

10. Die Frage der angeblichen Äußerung des Nuntius Aleander hat eingehend mit genauer Zitation aller in Betracht kommenden Quellen untersucht N. Paulus, Zur Geschichte des Wormser Reichstages von 1521, Nr. 2: Eine „ruchlose" Drohung des Nuntius Aleander. Hist. Jahrb. XXXIX, 1918—19, S. 273 ff.

11. Den Wortlaut der Verwahrung Innocenz' X. siehe bei C. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des Römischen Katholizismus [3], 1911, Nr. 440. Ganz ausdrücklich ist immer nur von den bestimmten „articuli" die Rede, gegen die der Papst Verwahrung einlegt. Mit keiner Silbe protestiert er etwa gegen den Frieden als solchen.

Die **Hugenottenkriege!** R. scheint allen Ernstes daran zu glauben, daß auf dem Programm der Hugenotten Religionsfreiheit für sie und die Katholiken gestanden habe. Mit Entrüstung würden das die alten Hugenotten zurückgewiesen haben. Hören wir Calvin selbst in der Defensio orthodoxe fidei v. J. 1554 (Joannis Calvini Opera, VIII [= Corpus Reformatorum XXXVI] 453 ff.), wo es u. a. heißt: „Rechtschaffene Obrigkeiten werden daher die fromme Lehre schützen, und zwar werden sie nicht nur die weniger Geneigten zum Glauben zwingen, sondern auch . . . seinen (Christi) heiligen Namen nicht ungestraft verspotten lassen . . . Jene (die Irrgläubigen) töten mit dem Gifte der schlechten Lehren die Seelen, und da soll des Schwertes rechtmäßige Gewalt von ihren Leibern ferngehalten werden? . . . Nachdem der Herr den Propheten und Träumer, der das Volk von der rechten Gottesverehrung hinweg zu verführen versuchte, zu töten befohlen hat . . ., so mögen hingehen und Gott selbst der Grausamkeit beschuldigen die, welchen der Abfall vom reinen Glauben und von der Verehrung Gottes ein kleines und verzeihliches Vergehen zu sein scheint . . . Wer nun behaupten will, daß zu Unrecht die Haeretiker und Gotteslästerer bestraft würden, der macht sich mit Wissen und Willen derselben Blasphemie schuldig . . . Da mögen jene Barmherzigen, die so sehr an der Straflosigkeit der Haeresien Freude haben, sehen, wie schlecht das mit Gottes Gebot zusammengeht . . . Gott schont nicht einmal ganzer Völker. Von Grund aus gebietet er, Städte zu zerstören und ihr Andenken auszurotten . . .“ Auf die alttestamentlichen Stellen also gegen die Duldung des Götzendienstes baut Calvin seine Anschauung von der Nichtduldung abweichender Lehren auf. Noch 1559 schreibt er in seiner Erklärung zum Propheten Zacharias (Opera XLIV [= CR LXXII] 348): „Denn wenn wir richtig schätzen, was es heißt, gegen den Namen Jehovas zu lügen (nach dem Zusammenhange der Stelle die Haeresie), so ist das sicher schlimmer als einen unschuldigen Menschen zu erdrosseln, seinen Gast zu vergiften oder Hand an den eigenen Vater zu legen . . ., welches Verbrechen man auch ersinnen mag: es reicht an dieses Verbrechen (die Glaubensirrung) nicht heran.“ Denn für Calvin sind, wie der protestantische Historiker G. Beyerhaus (Studien zur Staatsanschauung Calvins [= Neue Studien z. Gesch. d. Theol. u. d. Kirche IV] 1910, S. 150) richtig sagt: „der Gedanke der Souveränität Gottes und das Prinzip der Duldung schlechterdings unvereinbar“.

Eine ganze Wolke von Zeugen könnte dafür angeführt werden, daß so, wie Calvin, der Lehrer, auch der ganze Calvinismus gedacht hat. Es sei genug mit dem Hinweis, daß alle calvinischen offiziellen Glaubensbekenntnisse das Recht und die Pflicht der Obrigkeit hervorheben, abweichende Lehren mit Gewalt zu unterdrücken. Nehmen wir als Beispiel etwa das französische von 1559, das sagt: „wir glauben, daß Gott . . . das Schwert in die Hand der Obrigkeit gelegt hat, um die Sünden zu unterdrücken, nicht nur gegen die zweite Tafel (d. h. das 4. bis 10. Gebot), sondern auch die gegen die erste Tafel“ (E. F. K. Müller, Die Bekenntnisschriften der reformierten Kirche, S. 232), oder das „belgische“, das man zur Beurteilung der Schärfe des Kampfes in

den Niederlanden beachten muß: „Es ist Pflicht der Obrigkeit, . . . das Reich des Antichrist (damit ist die katholische Kirche gemeint) zu zerstören . . . und dafür zu sorgen, daß die reine Lehre überall gepredigt werde“ (Müller S. 248), oder das schottische von 1560: „Wir bekennen, daß es das erste Amt der Könige, Fürsten und Obrigkeiten ist, die reine Religion zu schützen und die befleckte zu reinigen, denn . . . sie sind dazu eingesetzt, allen Götzendienst und allen Aberglauben zu unterdrücken, was man an David, Josaphat, Ezechias, Josias und den anderen Königen sehen kann (Müller S. 262), oder endlich das ungarische von 1562: „Ihre (der Obrigkeiten) Sache ist es vor allem, die Ehre Gottes zu schützen, die Götzenbilder zu zerstören, den Götzendienst und die, welche Messen lesen, zu bestrafen“ (Müller S. 313 f.). Welches aber die Götzendiener seien, lernte jedes Kind aus dem reformierten Katechismus, dem Heidelberger: „Die Messe ist im Grund nichts anderes denn eine Verleugnung des einigen Opfers und Leidens Jesu Christi und eine vermaledeite Abgötterei“ (Müller S. 704)[12].

Daher wurde dann auch praktisch überall, wo der Calvinismus zur Macht kam, der Katholizismus mit äußerster Gewalt und unter Durchführung der Todesstrafe unterdrückt. Wäre jener in Fankreich zum Siege gekommen, so wäre dieser ebenso ausgelöscht worden wie in Genf oder Schottland. Das ist der Grund, weshalb es in Frankreich, dem Heimatlande Calvins, in dem seine Lehre begeisterte Aufnahme fand, zum Kriege kommen mußte und weshalb diese Kriege von beiden Seiten so erbittert geführt worden sind. Man mag die Überzeugungstreue der Calvinisten, ihrer rücksichtslosen Durchsetzung ihrer Ideale alle Anerkennung zollen. Aber nichts ist verkehrter, als sie anzusehen als Verfechter moderner Gewissensfreiheit. Daher ist die ganze Darstellung, die R. von den Hugenotten gibt, unhaltbar. Ganz abgesehen davon, daß er nichts von den zahlreichen Katholiken weiß, die als Opfer ihres Glaubens unter den ausgesuchtesten Martern in Frankreich und England gestorben sind.

Das zur allgemeinen Richtigstellung. Im einzelnen ist wieder alles, was R. anführt, geschichtlich unhaltbar. Daß der *„Kopf Colignys nach Rom geschickt worden sei“*, ist ein altes, längst abgetanes Märchen[13].

---

12. Über die Geschichte der Toleranzidee bei den Reformatoren siehe N. Paulus, Protestantismus und Toleranz im 16. Jahrhundert. Freiburg i. B. 1911. Dort auch die im Text angegebenen Belege.

13. Über Kalvinismus und Coligny sei es gestattet, einige Stellen aus dem von R. selbst angegebenen Buche von E. Marcks, Gaspard von Coligny I, 1892, anzuführen: „Dem Judentum gleich empfindet sich diese Glaubensgemeinschaft, sie erbaut sich an dessen starker, harter Geschichte, sie nimmt ihre Muster, ihre Worte und Bilder, ihre Namen von ihm. Ein alttestamentarischer Hauch beseelt sie, die Genossen Colignys und noch diejenigen Oliver Cromwells. Die herbe Majestät des Jehova teilt sich dem Kalvinismus mit, Strenge und Schärfe gegen die Feinde und Übertreter, leidenschaftlicher Zorn und stählerne Kampfeslust und das unausrottbare Gefühl der Einheit des Gottesvolkes.“ (S. 295.)
„Nicht aus der warmen Kraft des Gemütes ist sie geboren, sondern weit mehr aus der des heißen treibenden Willens, des kalten folgerichtigen Verstandes, jener eigentümlichen Art der auf die Tat gerichteten scharfen Logik des Denkens, welche eine Seite des französischen Charakters bildet und die französische Geschichte erfüllt. Keinem der französischen Stämme eignet sie mehr, als dem hartnäckigen, dogmatischen, entschlossenen Pikarden. Auf Luthers Reform be-

Wenn ferner Coligny wirklich in Châtillon den Katholiken noch Glaubensfreiheit zugestanden haben sollte, wofür ich aber kein Zeugnis finde, so wäre es in einem weitaus überwiegend katholischen Lande, unter einem katholischen Könige gewesen. Als Herr Frankreichs hätte Coligny nie daran gedacht, den Katholiken die Ausübung ihres Glaubens zu gestalten. Wenn man die in der Tat harten Schreiben Pius' V. nach den Siegen von Jarnac und Montcontour i. J. 1569 heranzieht, so sollte man nicht vergessen, zu erwähnen, welche Greueltaten, die an den Katholiken von den Hugenotten begangen waren, der Papst beklagt und anführt, vor allem nicht, daß er dem Könige nicht etwa Rache empfiehlt, sondern nur strengste Durchführung der Gesetze, damit endlich in Frankreich der angestammte Glaube und die bürgerliche Ruhe wiederhergestellt werde.

Der *„Kadavergehorsam der Jesuiten“*. Wirklich heißt es in den Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, daß „wer unter dem Gehorsam lebt, sich von der göttlichen Vorsehung durch die Oberen lenken und

ruhend war diese Weiterbildung Kalvins nicht mehr lutherisch, nicht mehr »norddeutsch« wie jene; auch aus dem süddeutsch-schweizerischen Kreise war sie herausgewachsen. Französisch war die sie beseelende Lehre und ihr Meister. Die nationale Form der Neuerung war und ist für Frankreich gefunden. Ihre scharfe, begrifflich durchsichtige Dogmatik mußte auf das romanische Volk mit natürlicher Anziehungskraft wirken“ (S. 296).
„Denn ein Franzose ist Kalvin vom Scheitel bis zur Sohle: die Logik seines Stammes durchdringt sein Wesen“ (S. 289).
„Der Kalvinismus von 1559 ist weit davon entfernt, eine Sondermacht sein zu wollen; er wollte alles sein. Daß er um den Grundsatz der Duldung gerungen hätte, wird heute niemand mehr behaupten. Duldung wollte er natürlich, so lange er ihrer bedurfte: aber niemals als schonende Gnade, sondern als eine Pflicht der Obrigkeit gegen die Wahrheit. Die neue Lehre beanspruchte diese Duldung nicht, weil sie selber anderen Lehren gleichstehe, sie fordert sie, weil sie dem Worte Gottes entspricht. Einen ihrer Angehörigen, welcher der Obrigkeit die Bestrafung der Ketzer verbieten wollte, zwang sie, gerade 1559, zum Widerruf. Als eine Reihe von mildgesinnten Parlamentsräten sich im Sommer desselben Jahres von den Pastoren der Pariser Gemeinden Bibelstellen erbaten, zur Widerlegung der Ansicht, daß Ketzerei den Tod verdiene, da erteilten die Pastoren die runde Auskunft: solche Stellen gibt es nicht! Sie wünschten, daß man Sachkundige über die Güte der Lehre richten lasse, den dabei unterliegenden Teil aber solle man bestrafen. Und das bekannten sie im Angesichte der steigenden Verfolgung Heinrichs II. Daß vor den unbestochen Prüfenden einzig ihre Lehre die absolut richtige sein würde, davon waren sie durchdrungen“ (S. 345 f.). Man sieht, wie himmelweit der wahre Kalvinismus und Coligny von dem entfernt waren, was R. aus ihnen macht.
Ich darf auch noch einige Zeilen aus dem neueren englischen, gleichfalls aus nichtkatholischer Feder stammenden Buche von A. W. Whitehead, Gaspard de Coligny, London 1904, anführen, die wenigstens objektiv von den zahllosen Gewalttaten der Hugenotten berichten. „Die Histoire Ecclésiastique, die (von den Hugenotten selbst verfaßte) offizielle Geschichte des Hugenottentums, gibt uns zahllose Beispiele (der Gewalttaten) während der Jahre 1560—63. . . . Alles, was nur von fern an Rom erinnerte, ein Meßbuch und Kruzifix, Holz und Mauerwerk, wurde niedergeschlagen und ins Feuer geworfen ... De Foix, schreibend von seiner eigenen Diözese, vor dem Bürgerkriege, beschreibt, wie die Hugenotten, obschon in keiner Weise provoziert, Altäre zerstörten, ebenso Chorgewänder, Bänke, Orgeln ... Die unersetzliche Bibliothek von Cluny wurde zerstört. Die Soldaten sagten, das seien alles Meßbücher. In der Kirche von Caen wurden die schönen Grabmäler Wilhelms des Eroberers ... zerstört ... In Rouen wurden Chorbücher, Meßbücher, Psalterien zerstört ... In Dives verbrannte man ein Kreuz, das seit alter Zeit die Seeleute verehrt hatten“ (S. 115). S. 116 bringt derselbe Autor Berichte vom Zertreten und wilden Verhöhnen und vom Verbrennen der konsekrierten heiligen Hostien usw., dem Erbrechen und Profanieren

leiten lassen soll, als sei er ein Leichnam, der sich hierhin und dorthin auf jede Weise tragen und legen läßt, oder als sei er der Stab des Greises, der dem, der ihn hält, wo und wie dieser will, dient. Aber es heißt an derselben Stelle auch, daß der Sinn dieses Gehorsams sei, „um so gleichförmiger zu werden der ersten und höchsten Richtschnur alles guten Willens, welche ist die ewige Güte und Weisheit" (Constitutiones III, 1 2, 3; Summarium 21), und es wird mehr als einmal hinzugefügt, daß der Gehorsam da aufhört, wo der Untergebene sich klar ist, daß das Verlangte etwa eine Sünde wäre. Vielleicht wird man heute in der Zeit neuer nationaler Disziplin für die Gehorsamsidee des hl. Ignatius, des ehemaligen Offiziers, eher Verständnis finden als in der vergangenen liberalistischen Epoche.

„Die schmutzige Moraltheologie des hl. Alphons". Der hl. Alphons behandelt in seiner 1748 erschienenen Theologia moralis, einem umfangreichen Werke in lateinischer Sprache, mit dem sichtlichen Widerstreben eines zartfühlenden, frommen Menschen das 6. und 9. Gebot.

---

der französischen Königsgräber. „Bei der Erstürmung von Sully, Januar 1563, wurden 36 Priester erschlagen, 2 Monate früher berichtet die Histoire Ecclésiastique von Pithiviers: »was die Priester betrifft, so schlugen sie alle tot, die sie fanden.« „In Mortagne", berichtet dieselbe Quelle, „waren einige Priester in den Turm geflohen; sie kamen herunter auf eine andere Weise (d. h. tot)" (S. 117). Massenhaft sind die furchtbarsten Martern den Katholiken angetan und Katholiken getötet worden. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn Pastor IX, S. 372, schreibt: „Was Mordlust an Qualen nur aussinnen konnte, wurde an Katholiken, nur weil sie dem Glauben treu bleiben wollten, verübt: Lebendigbegraben, Verbrühen mit siedendem Öl, Herausreißen der Zunge, Ausweiden bei lebendigem Leibe und noch Scheußlicheres." Vgl. auch Rouquette, Les St.-Barthélemy calvinistes, Paris 1906.

Wir erwähnen solche Einzelheiten wahrlich nicht gern, weil es niemanden mehr als uns am Herzen liegt, daß die Liebe zu Andersgläubigen nicht durch das Zurückrufen in die Erinnerung von früheren Gewalttaten vermindert werde. Aber da R. einen so großen Raum den Hugenottenkämpfen widmet, und da man ohne einen Einblick in die Ansprüche des Kalvinismus, Alleinherrscher zu werden und alles Katholische restlos zu vertilgen, auch die Härte des Kampfes gegen sie, ebenso wie die Härte des Kampfes gegen die Waldenser, nachdem sie sich mit den Hugenotten verbunden hatten, nicht verstehen kann, so mußte ich wenigstens einige Andeutungen von der wahren Art des Kampfes seitens des frühen, agressiven Kalvinismus geben. Nicht durch Zufall, sondern weil Luther darin anders orientiert war, sind die Glaubenskämpfe in Deutschland unvergleichlich milder verlaufen. Auch sieht man, mit wie wenig Recht R. aus den Hugenotten spezifische Vertreter des Germanentums macht.

Wie wenig denkt man an die vielen katholischen englischen Märtyrer (vgl. über sie J. Spillmann, Geschichte der Katholikenverfolgung in England 1535—1681, Freiburg 1910. 5 Bde.), an die von Schottland und Irland (vgl. J. H. Pollen, Unpublished Documents relatifs to the English Martyrs. London 1908), an die irischen (vgl. A. Bellesheim, Gesch. d. kath. Kirche in Irland, Bd. II—III, 1890—91). In den Schreiben Pius' V., die uns in den Annalen des Baronius, bzw. deren Fortsetzung von J. Laderchi (Bd. 36 des Neudrucks von 1882) und in der Briefsammlung (Apostolicae Epistolae) des F. Goubau (1640) erhalten sind (das einzelne siehe Pastor, Gesch. der Päpste, VIII, 1920, 368 ff.) handelt es sich immer darum, zu verhüten, daß durch eine, wie der Papst meint, verhängnisvolle Halbheit des Königs der Bürgerkrieg und mit ihm der Kampf gegen die katholische Religion in Frankreich verlängert werde. Ganz ausdrücklich mahnt er dabei den König, keinerlei private Rachegefühle aufkommen zu lassen. Wohl aber solle er die in den Gesetzen vorgesehenen Strafen ohne Ansehen der Person auch ausführen. Die Schreiben sind, ich wiederhole es, für einen Papst hart; aber es ist eine rein sachliche Härte, und man muß sich in die Situation von damals versetzen, um dem Papste gerecht zu werden.

Von dem ganzen Stoff des Buches umfaßt dieser Teil nur etwa ein Neunzigstel[14]! Wenn er nun, damit der Priester wisse, was für Sünden ihm begegnen können und wie sie hinsichtlich ihrer Schwere zu betrachten seien, von einzelnen Dingen handelt, von denen er nur zu gern geschwiegen hätte, so kann man sich fragen, ob er vielleicht zu ängstlich und kleinlich dabei gewesen ist. Aber von einer schmutzigen Moraltheologie deshalb zu sprechen, bei einem lateinischen, also dem Mißbrauche durch den Neugierigen entzogenen Werke, ist noch viel ungerechter, als wenn man dem Werke eines Arztes, das in der ernstesten Form für Mediziner von sexualpathologischen Erkrankungen handelt, diesen Vorwurf machen wollte. Schmutzig handelten nur Männer wie Graßmann und der abgefallene Jesuit v. Hoensbroech, die in deutscher Übersetzung vor dem Volke breit traten, was der hl. Alphons in seiner man möchte sagen überängstlichen Gewissenhaftigkeit meint nicht unerwähnt lassen zu dürfen, aber den Benutzer seines Buches ausdrücklich bittet, nicht eher zu lesen, als bis er glaube, in der Seelsorge von solchen Dingen wissen zu müssen.

Endlich zu R.s Angaben bez. der neuesten Geschichte der Kirche. Dante ist keineswegs i. J. 1864 verdammt worden. Im Gegenteil ist er von den Päpsten trotz seiner scharfen Sprache gegen Bonifaz VIII. und gegen Mißbräuche, die er an einzelnen Stellen seiner Divina Commedia der Kurie vorhält, hoch geehrt worden. Leo XIII. hat eine eigene Professur für Dantestudien in Rom errichtet. Wie R. zu seinem Irrtum gekommen ist, wird einem sofort klar, wenn man bei Chamberlain, Grundlagen II, S. 621, liest, daß die von Dante in seiner Schrift „De Monarchia" vertretenen Grundsätze über das Verhältnis von Staat und Kirche durch die Sätze 75 und 76 des Syllabus Pius' IX. v. J. 1864 getroffen seien oder, wie sich Chamberlain für R. mißverständlich ausgedrückt hat, „einem zweifachen Anathema verfallen sind". R. hat das wohl allzu eilig gelesen und den Syllabus, der mit Dante natürlich überhaupt nichts zu tun hat, zu einer ausdrücklichen Verdammung Dantes gemacht und aus seinen Erinnerungen dann das von der Kloake hinzugesetzt[15].

---

14. In der von mir benutzten Ausgabe der Opera S. Alphonsi ed. M. Haringer, Regensburg 1846—47, die 8 Bände Oktav umfaßt, füllt der Abschnitt „De sexto et nono" in dem 592 Seiten zählenden 3. Bande 56 Seiten. Ich darf wohl die ersten Sätze der Einleitung dieses Abschnittes hierher setzen: Nunc aegre materiam illam tractandam aggredimur, cuius vel nomen hominum mentes inficit. Det mihi veniam, quaeso, castus lector, si plures quaestiones et circumstancias hic discussas et declaratas inveniet. Utinam brevius aut obscurius explicare me potuissem.
Wie leichtfertig die antikirchliche Literatur mit der Ehre der kirchlichen Personen umgeht, zeigt das früher erwähnte Buch von Efferoth, wo es S. 313 heißt: „Da Alphons von Liguori bezeichnenderweise, wie fast alle katholischen Moralisten in neun Zehntel aller praktischen Fälle, die sie anführen, sich mit Unzuchtssünden beschäftigen — auch das ist außerordentlich bezeichnend — sei nur jener sexuelle Hauptbestandteil der Liguori-Moral hier einmal mit jener Zurückhaltung, die dem Anstande geboten ist, behandelt." Dann wird der Inhalt jenes 90. Teiles als Hauptinhalt in entsprechender Weise ausgebreitet.

15. Absatz 75 u. 76 des Syllabus von 1864, auf die Chamberlain anspielt, haben mit Dante nicht das Geringste zu tun. Sie sprechen nur davon, daß mit Unrecht die

Pius IX. hat am 18. Januar 1874 weder vor internationalen Pilgern noch über Deutschland gesprochen, sondern zu neapolitanischen Pilgern über Dinge, die diese angingen. Die fragliche Äußerung hat er überhaupt nicht getan[16].

Von den **letzten Pontifikaten**, die R. am wenigsten schont oder gar mit Achtung behandelt, braucht man nicht mehr als Historiker zu sprechen. Das haben wir alle ja noch erlebt. Soll denn wirklich alles schon vergessen sein, was die letzten Päpste in Liebe zu Deutschland und seinem Volke getan haben? Vergessen alle Bemühungen **Benedikts XV.** für das unter dem Kriege und den Kriegsfolgen leidende Deutschland, seine Sammlungen und Hilfsendungen, seine Bemühungen für die Gefangenen und so vieles andere, dessen auch der sich erinnern sollte, der nicht weiß, wie sehr dieser Papst von den Gegnern Deutschlands angefeindet worden ist, weil er deutschfreundlich sei und weil er wirklich Deutschland vor dem bitteren Kriegsausgange bewahren wollte? R. hütet sich wohl, eine Quelle für seine Anklage gegen Be-

---

völlige Unvereinbarkeit einer weltlichen Herrschaft des Papstes mit seinem geistlichen Amte behauptet werde (also auch etwa ein Zustand, wie er jetzt durch das Übereinkommen des Heiligen Stuhles mit Italien geschaffen ist). Chamberlain meint, diese Sätze seien mit der Theorie Dantes über das Verhältnis der Kirche zum Staate unvereinbar. Daraus macht R. die „ausdrückliche Verfluchung Dantes". Der Syllabus, über den bekanntlich die merkwürdigsten Irrtümer bestehen, verflucht oder, wie Chamberlain es ausdrückt, „trifft mit dem Anathem" überhaupt gar nichts. Er ist lediglich eine Liste von 80 Sätzen, die in irgendeiner Weise bedenklich sind. Was an dem Satze falsch oder bedenklich ist, und in welchem Maße er es ist, wird nicht gesagt. Sein Zweck ist, die Katholiken gegenüber Ideen, die im damaligen Zeitalter des ausgesprochenen Liberalismus als Schlagworte durch die Welt gingen, vorsichtig zu machen und daran zu erinnern, daß auch in anscheinend sehr vernünftigen Ideen bei tieferer Überlegung ein falsches Element in höherem oder geringerem Grade stecken kann.

16. Die Durchsicht aller Reden Pius' IX., die von P. Pasquale de Franciscis in vier Bänden ediert sind: Discorsi del Sommo Pontefice Pio IX, pronunziati in Vaticano ai fedeli di Roma e dell' orbe, 1870—78; z. T. auch in französischer Übersetzung: Discours de Pie IX, 1876, hat ergeben, daß sich die von R. angeführte Äußerung nicht nur nicht in der Ansprache an die Neapolitaner vom 18. 1. 1874, sondern überhaupt nicht in seinen Ansprachen findet. Ich will aber doch mitteilen, woraus irgendein Zeitungs- oder sonstiger Schreiber, dem in zu großem Vertrauen R. gefolgt ist, die Nachricht gemacht haben kann. Am 18. Januar 1875 hat Pius IX. vor dem deutschen Leseverein in Rom, also nicht vor internationalen Pilgern, gesagt: „... Ma dall' altra parte state forti et costanti in sostenere i diritti della Chiesa e di questa Santa Sede, delle vostre famiglie, e della vostra fede; prezioso tesoro che resti sempre dentro di voi e non vi sia mai tolto nè dall' antico nè dal nuovo serpente. La Germania porge esempii splendidissimi di tal forza e costanza, e se qualche defezione è avvenuta, è di così poco conto, che va del tutto non curata e dispreziata. Corragio adunque: Estote fortes in bello et pugnate cum antiquo et cum moderno serpente" (Pasquale III, p. 421). Also in deutscher Sprache: „Aber anderseits seid tapfer und beharrlich in der Aufrechterhaltung der Rechte der Kirche, dieses Heiligen Stuhles, eurer Familien und eures Glaubens, des kostbaren Schatzes, der immer bei euch bleiben möge und der euch nicht entrissen werden möge, weder von der alten noch von der neuen Schlange. Deutschland bietet herrliche Beispiele solcher Kraft und Ausdauer dar, und wenn ein Abfall vorgekommen ist, so zählt er wenig, so daß man im ganzen ihn übersehen und für gering erachten kann. Also guten Mut! Seid tapfer im Kampfe und kämpfet mit der alten und der neuen Schlange." Die letzte Wendung ist biblisch und schließt sich an 1. Petr. 5, 9, dazu an Apoc. 20, 2 an. Sie mußte dem Papste geläufig sein, weil aus ihr die Antiphon zum Magnificat der 2. Vesper des Commune Apostolorum des Breviers gebildet ist.

nedikt XV. anzugeben; es würde ihm auch unmöglich sein. Aber ist denn ein Papst wirklich vogelfrei? Kann über ihn jede falsche Behauptung in die Welt gesetzt und verbreitet werden?

Und endlich! Wie kann R. von einem Pius XI. behaupten, daß *„dessen Politik ganz eindeutig im Zeichen einer neuen, alle Instinkte der Inquisition aufpeitschenden Gegenreformation"* stehe, *„um das germanische Deutschland für immer zu brechen"!?* Man greift sich an den Kopf, wo ist auch nur der Schatten vom Schatten des Beweises für eine solche Behauptung? Pius XI., der Papst, der Deutschland liebt, nicht nur weil er der Vater aller Katholiken ist, sondern auch, weil er sich als Gelehrter und als seeleneifriger Priester seit je mit ihm verwachsen fühlte, der als Student nicht ruhte, bis er die deutsche Sprache beherrschte, als Bibliothekar in Mailand seine freie Zeit der Deutschen-Seelsorge widmete, der als Nuntius in Polen das Ziel der schärfsten Angriffe war, weil er den deutschen Kardinal Bertram in seiner Abwehr des Mißbrauchs kirchlicher Mittel seitens der polnischen Propaganda im oberschlesischen Abstimmungsgebiete energisch unterstützt hatte, Angriffe, die so stark waren, daß nur mit zwei Stimmen Mehrheit ein Antrag im polnischen Landtage abgewiesen werden konnte, dem Nuntius die Pässe zu übergeben, d. h. ihn auszuweisen, der als Papst alles getan hat, den deutschen Notleidenden zu helfen, der in der schweren Zeit unserer wirtschaftlichen Depression deutschen Gelehrten, und zwar protestantischen so gut wie katholischen, die Mittel zur Fortsetzung ihrer Forschungen gegeben hat. Wahrlich, so wie R. dachte nicht jener weltbekannte protestantische deutsche Gelehrte, der, vom Papste heimkehrend, voll Freude uns berichtete, wie der Papst mit großzügiger Spende ihm die Fortsetzung seiner Forschungen ermöglicht hatte, mit genau demselben Betrage, den er eben zuvor für einen der bedeutendsten katholischen deutschen Forscher flüssig gemacht hatte. Und wer kämpft, um damit zu schließen, für die Erhaltung der deutschen Sprache im religiösen Leben Südtirols, wer für deutschstämmige Priester dort, wenn nicht Pius XI.?

Einen solchen Priestereid, wie R. sagt, gibt es nicht. Es gibt wohl einen reinen Glaubenseid, der aber auch gar nichts mit dem zu tun hat, von dem R. schreibt.

Ebensowenig ist im Bischofseid auch nur ein Wort, das den konfessionellen Gegensatz verschärfen oder die Liebe zu den Andersgläubigen verletzen könnte. Die Angabe von R. stimmt nicht[17].

Der schlimmste, immer wiederholte Vorwurf gegen die Katholiken ist der konfessioneller Verhetzung. R. erhebt ihn gegen hoch und

---

17. Für Priester gibt es nur eine eidliche Glaubenserklärung, die in keiner Weise Staatliches berührt. Der Bischofseid geschieht nach einem alten Formular. Die Stelle, die sich auf die Abwehr der Häretiker und Schismatiker bezieht, ist seit vielen Jahren für die Länder, in denen er von seiten der Nichtkatholiken als Unfreundlichkeit empfunden werden könnte, so auch für Deutschland, völlig gestrichen; so daß auch in diesem Eide kein Wort steht, an dem man Anstoß nehmen könnte. Die Streichung erwähnt übrigens Mirbt, Quellen z. Gesch. des röm. Papsttums, S. 453 Anm. 1.

niedrig in der Kirche. *„Daß Luther ein niederträchtiger Lump gewesen sei, gilt den römischen Lehrern in allen Staaten als selbstverständlich."* Doch uns interessieren die Belege! Wir begnügen uns nicht mit der *„Selbstverständlichkeit"*. Ein Blick in die anerkannten katholischen kirchengeschichtlichen Schriften, besonders auch die Lehrbücher für Schüler und Studenten, zeigt ganz im Gegenteil zu R.s Behauptung, daß man durchaus den religiösen Ernst Luthers und seinen Reformwillen anerkennt. Aber es verlohnt sich, bei diesem Punkte noch einmal auf die Arbeitsweise R.s näher einzugehen.

So gut wie alles, was R. gegen Schluß seines Buches an konfessioneller Verhetzung oder Feindschaft gegen nationalen Sinn der Kirche und speziell den Jesuiten zuschiebt, stammt, ohne daß bis auf eine Ausnahme die Quelle angegeben würde, einfach wortwörtlich aus dem zweibändigen, nach Stichworten aufgebauten Buche des Exjesuiten P. v. Hoensbroech: „Der Jesuitenorden" (1926—27)[18]. Nun brauchte diese Quelle, so gehässig und einseitig auch die Zusammenstellung Hoensbroechs ist, noch keine unbrauchbare zu sein. Denn v. Hoensbroech war, so sehr auch der Kampf dem nicht nur von seinem Orden und seiner Kirche, sondern überhaupt vom christlichen Glauben Abgefallenen den Blick trübte, immerhin ein gebildeter Mann. Er schreibt seine Quellen richtig aus, wenn auch in tendenziöser Auswahl und Abgrenzung. Wer etwas von Geschichte versteht, kann daher aus Hoensbroechs zusammengetragenen Materialien sogar manchmal lernen. Soweit es sich nun nicht um geschichtliche, sondern um weltanschauliche Fragen als solche handelt, ob Offenbarungsglaube oder nicht, ob Christentum oder Hoensbroechscher Liberalismus, verzichte ich hier auf eine Auseinandersetzung mit Hoensbroech und den ihm entlehnten Partien bei R. Ich überlasse diese Fragen anderen, da ich hier nur von der Geschichte der Kirche zu handeln habe. Aber als Historiker möchte ich an einigen Beispielen zeigen, wie R.s Irrtümer eben aus Hoensbroech selbst (!) berichtigt werden können.

Ich erinnere an die Stelle aus Vetter S. J. mit den Schimpfworten gegen Luther. Jeder Leser wird mir zugestehen, daß der Zusammenhang, die unmittelbare Verbindung mit den Anklagen gegen Jesuiten unserer Zeit, wie Meschler, v. Doß usw., einen gar nicht anders denken lassen kann, als daß Vetter ein moderner Jesuit sei. Die ganze Stelle steht bei Hoensbroech II, 503f. Bei Hoensbroech steht aber noch einiges mehr, nämlich, daß dieser Jesuit Konrad Vetter im 16. Jahrhundert (!) gelebt hat, also in der Zeit des ersten, noch bitteren Kampfes, und bei Hoensbroech steht ferner, daß er selbst seine Kenntnis über Vetter aus Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, und aus Duhr S. J., Geschichte der Jesuiten I, 681, schöpft. Ja, er gibt die scharfen Worte, die Duhr für die grobe Ausdrucksweise seines Ordensbruders aus dem 16. Jahrhundert hat, wörtlich wieder. Er verweist auch genau auf die Stelle (Geschichte des deutschen Volkes V, 409f.

18. Eine größere Anzahl der Textübertragungen hat kürzlich festgestellt A. Koch S.J., Der neue Mythus und der alte Glaube, Stimmen der Zeit, 128 (1934), 77 f.

in der ersten Auflage ist es V, 400—405) bei Janssen, und es wäre ein leichtes gewesen, dort nachzusehen und festzustellen, wie scharf dieser katholische Historiker die Sprache Vetters verurteilt. Man würde endlich als Historiker zur Beurteilung der scharfen Sprache eines Konrad Vetter in Rechnung ziehen, daß viele Anhänger Luthers und vor allem Luther selbst gegen ihre Gegner und ganz besonders gegen das Papsttum Worte gebraucht haben, mit denen verglichen Vetter noch sehr höflich war. Soll ich nun hier eine Blütenlese aus Luthers diesbezüglichen Äußerungen bringen? Sie würde sehr reich und mannigfaltig sein und die meisten Leser, Katholiken und Protestanten, in Erstaunen setzen. Aber dann würde ich es für meine Pflicht halten, auch darzulegen, aus welchen persönlichen Voraussetzungen seines Charakters und aus welchen sachlichen Gegensätzen heraus er so weit gegangen ist, kurz, ich würde versuchen, ihm geschichtlich gerecht zu werden. So läßt sich von diesen Dingen wissenschaftlich handeln, ohne daß man verletzt. Einzelheiten aber beliebig in Schriften auskramen, heißt nur konfessionellen Hader aussäen; dies gar so tun, daß der Leser Äußerungen des 16. Jahrhunderts in die Gegenwart verlegen muß, ist unverantwortlich!

Über die Stellung einzelner Jesuiten zu Goethe und Schiller brauchen wir uns hier nicht auszulassen; wir müßten sonst, um gerecht zu sein, auch hier Sinn und Tragweite ihrer Einwendungen genauer untersuchen. Schließlich ist es auch eine Angelegenheit der betr. Autoren, nicht der Kirche, wie jene zu den großen Klassikern stehen[19]. Nur wäre es wieder leicht möglich gewesen, eben bei Hoensbroech, dem auch diese Zitate alle entnommen sind, wieder etwas weiter zu lesen. Da hätte sich z. B. ergeben, daß derselbe Pater Baumgartner, von dem R. mitteilt, daß er *„vom Faust nur begriffen habe, daß sich Goethes ‚ganzes Sinnen und Trachten' nur um Gretchen und Helena drehe"*, nach Hoensbroech selbst den Faust als „ein wirklich großartiges, geistig bedeutendes, künstlerisch vollendetes Werk" bezeichnet (Hoensbroech II, 41). Oder wo er von dem Erlaß des Ordensgenerals Nickel spricht, wäre es besser gewesen, die Stelle Hoensbroechs genauer wiederzugeben (II, 226). Dann würde der Leser sofort sehen, daß der „spiritus nationalis", den der Ordensgeneral aus der Gesellschaft verbannt wissen will, nichts, aber auch gar nichts mit Nationalgeist in unserem Sinne zu tun hat, sondern daß es gegen Lieblosigkeiten geht, die innerhalb des Ordens Mitglieder aus verschiedenen Nationen sich zuschulden kommen lassen könnten. Gerade weil die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, mit dessen Blutvergießen noch nicht genug gehabt zu haben R. an anderer Stelle zu Unrecht Papst Innozenz X. anklagt, vor aller Augen standen, mußte im Orden ein Vorbild der universalen Nächstenliebe gegeben werden[20]. Oder die Anklage gegen

19. Ich brauche kaum zu versichern, daß ich gar nicht daran denke, und daß auch selbst die Jesuiten nicht daran denken werden, sich mit den literarischen Urteilen der erwähnten Autoren zu identifizieren.

20. Nickel sagt nach Hoensbroech, der die Stelle in deutscher Übersetzung bringt: „Nationalgeist (nationalis spiritus) nenne ich den fremden, kalten, bösartigen,

die *„Konfessionsschulen"*. *„Daß in christlichen Schulen Geographie und Mathematik auf Grund alttestamentlicher Offenbarung"* gelehrt werde, wußten wir bisher nicht. Daß in ihnen, und zwar mit dem Anspruch, daß dieses auch im Angesicht aller Wissenschaft und für immer gilt, die Erschaffung der Welt durch Gott aus dem Nichts gelehrt wird, und daß diese Lehre sich ebenso mit Kopernikus verträgt wie mit den geologischen Feststellungen über das Alter der Erde und des Menschengeschlechtes, das ist allerdings unsere Überzeugung. Wenn dann aber R. gegen die christliche Schule einwendet: *„Der Jesuit Kathrein fordert offen konfessionelles Rechnen und Schreiben"*, so braucht man auch hier nur Hoensbroech genauer zu lesen (I, 194 f.), um zu sehen, daß Cathrein nicht von konfessionellem Rechnen und Schreiben, sondern von der christlich-konfessionellen Schule spricht, der man nicht entgegenhalten solle, daß Rechnen und Schreiben nichts mit Religion zu tun habe, weil in allem Unterrichten doch Erziehung stecke[21]. Ebenso ist Cathrein (R. schreibt bald Kathrein, bald Cathrein) nicht richtig behandelt in der bis auf ein Wort genau, aber ohne Quellenangabe aus Hoensbroech (II, 227) entnommenen Stelle bez. des *„Nationalitätenprinzips"*. Cathrein spricht hier, wie aus der vollständigeren Stelle bei Hoensbroech ganz klar hervorgeht, vom „Nationalitätsprinzip, dessen man sich als Hebel zum Umsturz der bestehenden Staatenordnung bediente", also eines Prinzips, nach dem ohne Rücksicht auf das geschichtlich Gewordene, auf bestehende Staaten und ihre Lebensnotwendigkeiten jede nationale Minderheit lieber den Staat, in dem sie lebt, sprengen als innerhalb seiner leben will[22].

So könnte man fortfahren, und immer wieder käme dasselbe heraus: Keiner Angabe kann man zu Leibe gehen, ohne entweder fest-

schrecklichen, pestbringenden Wind. . . . Der schon oft verdammte (damnatus) Nationalgeist ist sicherlich eine Pest und der Tod der Liebe (d. h. der allgemeinen Liebe, amor universalis), welche die Satzungen fordern. . . . Er ist der geschworene und erbittertste Feind unserer Gesellschaft, vor ihm sollen wir mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüte zurückscheuen . . ., gegen ihn wollen wir heilsame Abneigung empfinden. . . . Daß dieser Pestgeist ausgetilgt werde, sollt ihr euch durch Bitten und Ermahnungen bemühen." Es ist doch wohl klar, daß hier nicht gegen die Vaterlandsliebe und echten nationalen Geist, sondern gegen nationalistische Verfeindungen innerhalb des Ordens, an den ja das Rundschreiben gerichtet ist, Stellung genommen wird.

21. In der Schrift „Kirche und Volksschule", die für die Erhaltung der konfessionellen Schule eintritt, heißt es nach Hoensbroechs eigenem Zitat: „Nun kommt man uns mit der alten Redensart: was hat denn die Religion mit Rechnen und Schreiben zu tun? Die richtige Antwort hierauf hat Weihbischof Schmitz . . . gegeben: „Ja, wenn ein Pudel Rechnen und Schreiben lernen würde, dann hätte allerdings Lesen und Schreiben nichts mit der Religion zu tun. Wenn aber ein Mensch das lernen soll, dann denkt er dabei, und alles Denken ist im Grunde religiös."
Darf ich vielleicht auch darauf hinweisen, daß der so von R. behandelte Pater Viktor Cathrein einer der ersten und unermüdlichsten Vorkämpfer gegen den Sozialismus war und daß er auch den keimenden Kommunismus früher als andere erkannte und sein eigentliches Lebenswerk die geistige Überwindung von Sozialismus und Kommunismus war! Ich erinnere an seine schon 1890 in erster Auflage, dann noch sehr oft aufgelegte Schrift: „Der Sozialismus".

22. Hat man nicht gerade mit diesem Prinzip Westpreußen aus Deutschland herausgerissen und den natürlichen Staatszusammenhang zerstört?

zustellen, daß sie überhaupt nicht stimmt, oder daß sie dem Sinne nicht entspricht, den die Quelle, richtig verstanden, hat[23].

So muß ich denn leider zum dritten Male die Frage erheben, die ich im Anschluß an den Abschnitt über das Altertum und wieder nach dem über das Mittelalter gestellt habe: Ist auch nur eine einzige Stelle im Sinne wahrer Geschichtswissenschaft richtig? Und zum dritten Male muß die Antwort lauten: Auch nicht eine einzige!!

Genug! Immer wieder wirft R. der Kirche Verfolgungssucht, Gehässigkeit, erbarmungslose Unduldsamkeit vor. Die Glaubenskämpfe des 16. Jahrhunderts läßt er vor dem Leser auflodern. Kann es geschehen, ohne daß der Leser, der der Geschichte unkundig ist, der alles für richtig hält, weil es gedruckt ist, in die schärfste antikatholische Stimmung hineinversetzt und seinen katholischen deutschen Mitbürgern in der tiefsten Seele entfremdet wird?

Wir Katholiken denken ganz anders. Wir wissen, daß wir vor Gott die heilige Pflicht haben, gerade indem wir unsere Kirche lieben, auch die Andersgläubigen zu lieben. Um mit den Worten des edlen, i. J. 1923 allzu früh verstorbenen Kölner Weihbischofs Dr. Stoffels zu sprechen, auf dessen Leben und Schriften ich jeden Nichtkatholiken nachdrücklich hinweisen möchte, der die wirkliche katholische Kirche kennenlernen will: „Der Kirche anzugehören und in ihr an Christi Werk sich mühen zu dürfen, ist daß große Glück der Kinder der Kirche. Gewiß, Gott führt sein Regiment groß und weit. Die Kirche engt ihn nicht ein. Wir können seinem Gnadenwirken keine Grenze ziehen, auch nicht etwa die Grenzen, die mit denen der Kirche zusammenfielen. Alles Gute, auch außerhalb der Kirche, wird durch ihn gestützt. Wir kennen die katholische Lehre von der inneren Zugehörigkeit zur Kirche derer, die ohne ihre Schuld außerhalb der sichtbaren Kirche stehen, aber durch die heiligmachende Gnade mit Christus und durch ihn mit dem Vater, auch mit der Seele der Kirche verbunden sind[24]." Und wie hier der Erzieher junger Theologen zu künftigen Priestern, genau so hat Pius IX., der Papst des so viel mißdeuteten Syllabus, gesprochen, wenn er in einer Allokution vom 9. Dezember 1854 sagte, „daß es ganz sicher ist, daß die, welche die wahre Religion nicht erkennen, wenn dieses Nichterkennen unüberwindlich ist, wegen dieses Nichterkennens keine Schuld vor Gott haben. Nun aber, wer wollte sich anmaßen, die Grenzen dieses Nichterkennens zu bestimmen, im Hinblick auf die Ver-

23. Soweit kirchengeschichtliche Angaben von R. hier nicht eigens behandelt werden, geschieht es also nicht, weil sie etwa historisch zuverlässig wären, sondern weil sie entweder zu allgemein und daher belanglos sind, oder weil sie in den anderen Berichtigungen schon indirekt mitenthalten sind oder endlich, weil sie wenigstens nicht so wichtig sind, um das Aufsuchen der ungenannten Quelle, aus der sie stammen, zu lohnen.

24. Vgl. Ein Priester unserer Zeit: Josef Stoffels, Weihbischof von Köln, Leben und Wirken. Aus Reden und Schriften, hrsg. von W. Neuß, Köln-Einsiedeln 1934.

schiedenheit und Art der Völker, Länder, Geister und so vieler anderer Umstände"[25].

Die Kirche ist nicht unduldsam, wenn sie auch an dem Worte und Verlangen ihres göttlichen Meisters festhält, daß ein Hirt und eine Herde werde. Nichts liegt uns Katholiken sehnlicher am Herzen als der Friede, aufrichtiger, vertrauensvoller Friede mit unseren nichtkatholischen Brüdern in Deutschland. Ist es denn so schwer, uns zu verstehen? Ist es wirklich möglich, daß ein Mann wie R. von Katholiken und ihrer Kirche spricht, als lebte er auf einem anderen Planeten? Hat die Kirche nicht wenigstens das Recht — will man ihr schon das Unrecht antun, alles zu verschweigen, was groß und gut an ihr ist, alles aber ins grelle Licht zu stellen, was Menschliches in fast 2000 Jahren in irgendeinem Lande, unter irgendwelchen kulturellen Voraussetzungen, von einem ihrer Glieder geschehen sein mag —, hat sie, so fragen wir, nicht wenigstens jenes letzte Recht, daß man nur das gegen sie vorbringt, was wahr ist?

Stellt man aber auch nur diese allermindeste Forderung, so kann R.s Buch nicht bestehen. Auf Irrtümer ist es aufgebaut, leider ganz aufgebaut, da das Bild der Kirche, der sein Kampf gilt, in allen Teilen falsch ist. Was ist geblieben von *„allen geschichtlichen — weil unangreifbaren Feststellungen"*, die R. in der Vorrede angekündigt hat? Wir verlangen nicht, daß er als Nichtkatholik und als schärfster Leugner des christlichen Grunddogmas von Gott dem Schöpfer der Welt die Kirche versteht und ihre Geschichte richtig beurteilt. Aber darf er die Kirche so herabsetzen, so viel Schlechtes von ihr den Hunderttausenden seiner Leser als geschichtliche Tatsachen vorlegen, sein schlimmes Vorurteil gegen die Kirche ihnen einimpfen, wenn er sie und ihre Geschichte überhaupt nicht kennt! Wäre es nicht vielmehr, so möchten wir fragen, an der Zeit, daß er dieses Buch zurückzöge? Müßte er es nicht sogar tun, wenn nicht um der Wahrheit und der Gerechtigkeit willen, dann doch wenigstens um des Vaterlandes willen? Denn wie soll unser deutsches Vaterland wieder hochkommen, wie sollen seine Söhne einander verstehen, wenn die gläubigen Christen, wenn die Katholiken sehen, daß das, was ihnen heilig ist, so in den Staub gezogen wird? Wie kann überhaupt ein Land geistig gesunden, wenn nicht der Respekt vor dem Religiösen, die Achtung vor der fremden Überzeugung das ungeschriebene Grundgesetz des öffentlichen Lebens ist?

In heißer Liebe zum Vaterlande und zur Kirche sind diese Prüfungen des vielgenannten Buches vorgenommen worden, nur in dem einen Bestreben, daß sie leidenschaftslos gerecht, streng wissenschaftlich und wahrhaftig, für die Zukunft positiv aufbauend seien.

Nicht trennen möchten sie, sondern die verbinden, die guten Willens sind und das gemeinsame Vaterland lieben. Wir müssen einander verstehen lernen und alle mitsammen am Aufbau des Vaterlandes arbeiten.

25. Auch die betr. Stelle aus dieser Allokution Pius' IX. hat der protestantische Kirchenhistoriker C. Mirbt in seinen Quellen zur Geschichte des römischen Papsttums, Nr. 349, abgedruckt.

Wenn wir eine Fülle von Irrtümern und falschen Behauptungen berichtigen mußten, so liegt uns doch nichts ferner als Selbstgerechtigkeit oder irgend etwas, was man mit Recht als geistige oder politische Reaktion, als Mangel an Verständnis für fremden guten Willen, für das Ringen anderer und ihr Arbeiten am Aufbau des Vaterlandes bezeichnen könnte!

Der Weg zum Aufbau geht aber nicht über die Verbreitung falscher Behauptungen, nicht über Entstellung der Tatsachen und Absichten, sondern über die Wahrheit. Und auch der Weg zu jenem großen religiösen Wiederverstehen, das wir erhoffen und von Gott für unser Volk innig erbitten, geht nur über die Wahrheit.

Daher leuchtete das Wort des Herrn diesen Untersuchungen voran:

„Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." (Jo. VIII, 32.)

II.
Zur Heiligen Schrift

Erster Abschnitt
Das Alte Testament (A. T.) [1]

Zur Heiligen Schrift gehören das ganze Neue und Alte Testament. Nie hat die katholische Kirche anders gelehrt. Ihr ist das Alte Testament so gut wie das Neue scriptura divinitus inspirata „von Gott eingegebene Schrift" (2 Tim. 3, 16). Alle, die seit Marcion [2] aus gnostischem Dualismus oder falsch verstandenem Antijudaismus heraus ein Christentum ohne Altes Testament fordern zu sollen glaubten, fanden in der Kirche eine unversöhnliche Gegnerin. Diesen in ständigem Kampfe behaupteten und gefestigten Standpunkt wird die Kirche auch gegenüber den neuesten Angriffen nicht preisgeben, sie könnte es nicht, ohne sich selbst preiszugeben. Das muß R. selbst zugestehen: *„Sie haben ganz recht, wenn sie erklären: daß, falls das ‚Alte Testament' oder das Nizäische Glaubensbekenntnis aus dem Bau der Kirchen gezwängt werden würden, dann die Ecksteine fehlten, der ganze Bau also zusammenstürzen müsse"* (S. 133).

---

1. Alle das A. T. betreffenden Fragen sind in der polemischen Literatur der letzten Jahre so gründlich diskutiert worden, daß ein neuerliches Eingehen darauf überflüssig erscheinen könnte. R. hat aber selbst in der letzten (25.—26.) Auflage seines Buches (1934) auf keines der vorgebrachten Gegenargumente geantwortet. Es besteht also die leidige Notwendigkeit, die Angriffe R.s gegen das A. T. nochmals zu überprüfen und so deutlich wie möglich zurückzuweisen. Unter den katholischen Verteidigungsschriften für das A. T. sind am bekanntesten wohl die Adventspredigten 1933 Kardinal Faulhabers, der sich besonders unter dem Thema „Das Alte Testament und seine Erfüllung im Christentum" mit den obigen Fragen beschäftigt. Man vergleiche weiter J. Machens, Die katholische Kirche und das Alte Testament, Hildesheim 1928; L. Dürr, Die heilsgeschichtliche Bedeutung des Alten Testamentes (in: Akademische Bonifatius-Korrespondenz 49 [1931], 81—95); H. Kaupel, Die antisemitische Bekämpfung des Alten Testamentes, Hamburg 1933; J. Nielen, Die religiöse Bedeutung des Alten Testaments für den kathol. Glauben (Der Christ in der Zeit 5), Paderborn [1934]; J. Bernhart, Um das Alte Testament (Hochland 32 [1934/35], 99—118). Aus der protestantischen Literatur sei herausgegriffen: E. Sellin, Abschaffung des Alten Testamentes?, Berlin und Leipzig 1932; J. Hänel, Das Wort Gottes und das Alte Testament, Gütersloh 1932; J. Hempel, Fort mit dem Alten Testament?, Gießen 1932; M. Kegel, Das Alte Testament ein Freund oder ein Feind unseres Volkes?, Breslau 1934; A. Alt, J. Begrich, G. von Rad, Führung zum Christentum durch das Alte Testament, Leipzig 1934.
2. Marcion, ein reicher Schiffsherr aus Sinope in Pontus, wurde im Jahre 144 in Rom aus der Kirche ausgeschlossen. Er war einer der gefährlichsten Irrlehrer der alten Kirche. Die von ihm gegründete Sekte, die Marcioniten, hat sich nach seinem Tode noch über 200 Jahre erhalten. Weil er einen unheilbaren Gegensatz zwischen Altem und Neuem Testament annahm, verwarf er das A. T. und anerkannte nur eine „gereinigte" Auswahl des N. T. (Lukasevangelium und die 10 ersten Briefe des hl. Paulus). Für das Urteil der alten Kirche über Marcion ist bezeichnend, daß der hl. Polykarp ihn „den Erstgeborenen des Satans" nannte! Vgl. Irenäus, Adv. haer. III, 3 (Migne PG 7, 853).

Nun ist aber gerade die Tatsache, daß das Alte Testament „Eckstein" im Bau der Kirchen, der katholischen wie der gläubig evangelischen, ist, für R. einer der vielen Steine des Anstoßes, die er am Kirchenglauben findet. Eine Anerkennung dieser Kirchen, die sich nicht davon frei machen können, im A. T. eine Quelle ihres Glaubens zu sehen, ist nach R. für den deutschen Menschen eine Unmöglichkeit, ja schlimmste Sünde gegen die Stimme des nordischen Blutes. R. kann es Luther nicht verzeihen, daß *„er in Worms die Hand zugleich auf das Neue und Alte Testament legte"* (S. 129). *„Die größte Sünde des Protestantismus aber war es, anstatt auf sie* (nämlich die frohe Botschaft der deutschen Mystik) *zu hören, das sogenannte (!) Alte Testament zum Volksbuch gemacht und den jüdischen Buchstaben als Götzen hingestellt zu haben"* (S. 218).

R.s Überschätzung der nordischen Rasse, seine unbedingte Absage an alles Jüdische ließ ihm schließlich ja auch keine andere Wahl. Für ihn ist das A. T. ein rein jüdisches Werk, er nennt es *„jerusalemitisch"* (S. 13), *„jüdischer Buchstabe"* (S. 218), die *„Judenbibel"* (S. 245, 250), der gegenüber es für den nordischen Menschen nur e i n e Haltung gibt: restlose Ablehnung! Für die von R. gepredigte neue deutsche Religion bleibt nur e i n e Konsequenz:

„Abgeschafft werden muß demnach ein für allemal das sogenannte Alte Testament als Religionsbuch. Damit entfällt der mißlungene Versuch der letzten anderthalb Jahrtausende, uns geistig zu Juden zu machen, ein Versuch, dem wir u. a. auch unsere heutige materielle Judenherrschaft zu danken haben" (S. 603). *„Denn an Stelle der alttestamentlichen Zuhälter- und Viehhändlergeschichten werden die nordischen Sagen und Märchen treten, anfangs schlicht erzählt, später als Symbole ergriffen. Nicht der Traum von Haß und mordenden Messianismus, sondern der Traum von Ehre und Freiheit ist es, der durch nordische, germanische Sagen angefacht werden muß"* (S. 614). *„Diese doch kommende Zeit aber bejaht sowohl das Straßburger Münster wie die Wartburg, verneint jedoch das anmaßende römische Zentrum ebenso wie das jerusalemitische Alte Testament"* (S. 13).

Es geht hier nicht mehr bloß um eine von der protestantischen Bibelkritik wohl hier und da geforderte „Reinigung" des Alten Testamentes, sondern um vollständige Aufgabe. Als letzter Grund dieser unbedingten Absage an das Alte Testament enthüllt sich in diesen Äußerungen klar die Tatsache, daß R. in ihm nichts mehr zu sehen vermag als die *„jüdische Bibel"*, deren Anerkennung das Christentum letztlich zu einer *„jüdischen"* Religion werden ließ. Der Katholizismus ist deshalb *„jüdisch-römische Weltanschauung"* (S. 252). Weil die Reformation sich nicht vom Alten Testament frei zu machen vermochte, ist auch sie schuld, daß *„der Wertmesser für unser Seelenleben außerhalb des deutschen Wesens lag, wenn auch erdkundlich nicht so klar feststellbar wie im Falle des ‚Antichrist' in Rom"* (S. 129). Dadurch, daß die Bibel ein Volksbuch und die alttestamentliche Prophetie Religion geworden war, *„war die Verjudung und Erstarrung unseres Lebens um einen neuen Schritt vorwärts getrieben, und es ist kein Wunder, daß*

fortan blonde deutsche Kinder allsonntäglich singen mußten: Dir, dir, Jehova, will ich singen, denn wo ist wohl ein solcher Gott wie du . . ." (S. 129).

Es muß hier eine Zwischenbemerkung eingeschoben werden. R. ist keineswegs der erste, der vom Standpunkt des nordischen Menschen das Alte Testament als jüdisches Geisteserzeugnis bekämpft. Paul de Lagarde und der unmittelbare Lehrmeister R.s, Houston Stewart Chamberlain, hatten schon vor Jahrzehnten ähnliche Meinungen, wenn auch weniger konsequent und heftig, vertreten. In der Nachkriegszeit ist es vor allem Friedrich Delitzsch gewesen, der in seiner Schrift „Die große Täuschung" (Stuttgart und Berlin 1920) das Alte Testament „für die christliche Kirche und damit für die christliche Familie" für „vollkommen entbehrlich" erklärte und dann fortfuhr: „Es wäre ungleich ratsamer, daß wir uns von Zeit zu Zeit in die tiefen Gedanken versenken würden, die unsere deutschen Geistesheroen über Gott und Jenseits und Unsterblichkeit gedacht haben" (S. 95) [3].

Von anderen, die ähnliche Lehren verkündigten, braucht hier nicht weiter gesprochen zu werden. R. darf als ihr lautester und einflußreichster Vertreter angesehen werden.

Was ist nun zu den maßlosen Vorwürfen R.s zu sagen? Ist denn wirklich das Christentum durch die Übernahme des Alten Testamentes verjudet? Dadurch schuld *„an der heutigen materiellen Judenherrschaft"* (S. 603), an der *„Verjudung und Erstarrung unseres Lebens"* (S. 129)? Ist überhaupt das Alte Testament im letzten Sinne *„jüdische Bibel"?*

Ehe wir auf diese durch den Kampf um das A. T. aufgeworfenen Fragen eingehen, müssen wir erst in aller Deutlichkeit auf das Grundsätzliche hinweisen: entweder sind wir Christen und dann mit der ganzen Heiligen Schrift, mit N. T. und A. T., oder wir sind keine Christen. Denn Jesus Christus ist in seiner Person, seinem Leben, seinem Wort, seinem Werk unzertrennlich mit dem A. T. verknüpft. Wer darum aus Rassewertungen heraus das A. T. verwirft, lehnt Jesus Christus ab. (Wie R. sich dieser Konsequenz durch eine mehr oder weniger willkürliche Unterscheidung vom *„positiven"* und *„negativen Christentum"* entzieht, davon später.)

Als die Kirche das Alte Testament für verbindlich und als Heilige Schrift erklärte, tat sie das nicht, um etwa dem Judentum entgegenzukommen, um das *„hebräische Parasitenvolk"* zu *„vergötzen"* (S. 12). Sie tat nichts anderes, als was ihr göttlicher Stifter auch getan hat. Wenn historische Dokumente noch irgend etwas gelten, so kann und darf man die Anerkennung des Alten Testamentes durch Christus

3. Bekannt ist auch das Wort A. v. Harnacks: „Das A. T. im 2. Jahrhundert zu verwerfen, war ein Fehler, den die große Kirche mit Recht abgelehnt hat; es im 16. Jahrhundert beizubehalten, war ein Schicksal, dem sich die Reformation noch nicht zu entziehen vermochte; es aber seit dem 19. Jahrhundert als kanonische Urkunde im Protestantismus noch zu konservieren, ist die Folge einer religiösen und kirchlichen Lähmung" (Marcion: Das Evangelium vom fremden Gott. 2. Aufl. Leipzig 1924, S. 217).

und seine Apostel nicht in Zweifel ziehen [4]. Es heißt alle Regeln historischer Forschung mißachten und die Persönlichkeit Jesu gründlich verkennen, wenn R. mit de Lagarde sagt: „(Erst) *Paulus hat das Alte Testament in die Kirche gebracht*“ (S. 457).

Christus weiß sich eng mit dem Alten Testament verbunden. „Glaubt nicht, ich sei gekommen, Gesetz und Propheten aufzuheben. Nicht um sie aufzuheben, bin ich gekommen, sondern um sie zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch, kein Strichlein und kein Häklein wird vom Gesetze vergehen, bis Himmel und Erde vergehen, bis alles in Erfüllung gegangen ist“ (Mt. 5, 17 f.). Den reichen Jüngling verweist Jesus auf das Gesetz: „Halte die Gebote!“ (Mt. 19, 17; vgl. Mk. 10, 19; Lk. 18, 20).

Die Schrift (d. i. das Alte Testament) muß nach Jesu eigenen Worten an ihm in Erfüllung gehen (Lk. 22, 37; 24, 44; Jo. 5, 39). Damit die Schrift erfüllt würde, mußte die Jungfrau den Sohn gebären (Is. 7, 14), mußte Jesus in Bethlehem geboren werden (Mich. 5, 2), mußte die „Stimme des Rufenden in der Wüste“ (Is. 40, 3) in Johannes dem Täufer hörbar werden. Damit die Schrift erfüllt würde, wurde Christus, „der Hirte geschlagen“ (Zach. 13, 7), seine Kleider wurden geteilt (Ps. 21, 19), aber kein Gebein durfte ihm zerbrochen werden (Ex. 12, 46). Und gemäß der Schrift (Zeichen des Jonas: Mt. 12, 39 f) stand Jesus am dritten Tage von den Toten wieder auf und in Erfüllung der Prophezeiung Joels (2, 28—32) kam der Heilige Geist.

Jesus beruft sich darauf, daß die Heiligen Schriften seines Volkes in ihren Vorbildern, in ihren Hoffnungen und in ihrer Adventssehnsucht von ihm sprechen. Er weiß, daß er vom Vater gesandt ist, um ein von alters her gegebenes göttliches Wort einzulösen und sein Volk und die Welt zu erretten. Wie tief dieses Bewußtsein in Christus verwurzelt ist, zeigt besonders eindrucksvoll der Bericht von seinem Auftreten in Nazareth:

„So kam er nach Nazareth, wo er aufgewachsen war. Seiner Gewohnheit gemäß ging er am Sabbat in die Synagoge und erhob sich zum Vorlesen. Man reichte ihm das Buch des Propheten Isaias. Er rollte das Buch auf und traf die Stelle, wo geschrieben stand:

‚Der Geist des Herrn ruht auf mir;
er hat mich gesalbt,
den Armen die frohe Botschaft zu bringen;
er hat mich gesandt (gebrochene Herzen zu heilen),
den Gefangenen Befreiung,
den Blinden das Augenlicht,
den Unterdrückten Erlösung zu verkünden,
ein Gnadenjahr des Herrn
(und einen Tag der Vergeltung) auszurufen.‘

4. Vgl. das Wort des protestantischen Theologen E. Sellin: „Daß diese (nämlich Christus und seine Apostel) tatsächlich überall auf dem Boden der »Heiligen Schrift« bzw. der »Heiligen Schriften« ihres Volkes haben stehen wollen und gestanden haben, ist von aller ernstzunehmenden Forschung anerkannt“ (Theologie des Alten Testaments, Leipzig 1933, 1).

Dann rollte er das Buch zusammen, gab es dem Diener und setzte sich. Aller Augen in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Und er begann zu ihnen zu sprechen: ‚Heute ist diese Schriftstelle, die ihr soeben vernommen, in Erfüllung gegangen‘ (Lk. 4, 16—21).

Auch die Apostel berufen sich, ganz im Sinne ihres Herrn, auf das Alte Testament. Ihre Predigt bei den Juden gipfelt immer wieder in dem Nachweis, daß in Christus die Weissagungen der Heiligen Schriften in Erfüllung gegangen sind. Die von den Aposteln und Apostelschülern geschriebenen Evangelien und Briefe sind ein einziger Niederschlag dieser mit dem A. T. innigst verbundenen urchristlichen Predigt [5]. Und es geht nicht an, einen Gegensatz zwischen dem „Pharisäer" Paulus und dem „Aristokraten" Johannes konstruieren zu wollen (vgl R. S. 75), alle Apostel sind in gleicher Weise wie ihr göttlicher Lehrmeister davon durchdrungen, daß in den Schriften des Alten Bundes ihnen „Heilige Schriften" gegenüberstanden.

Da die Kirche sich aufbaut auf dem Grundstein Jesus Christus, so ist sie wie Christus in ihrer Predigt, in ihrer Frömmigkeit mit dem Alten Testament verbunden. „Erhebt sich doch über beiden Testamenten unser Glaube!" [6] Es ist gar nicht möglich, in wenigen Sätzen aufzuzeigen, wie innig, stark, lebendig und fruchtbar diese Verbindung durch neunzehn Jahrhunderte hindurch gewesen ist, und wie fest sie bleiben wird bis an das Ende der Zeiten. In den Gebeten des A. T. beten auch wir, die Priester, täglich die Psalmen, wir alle in der heiligen Messe „Amen, Alleluja, Hosanna", wir alle täglich „Aller Augen warten auf dich, o Herr". Und das ist uns keine *„artfremde"* Sprache. In den Symbolen des A. T. erfassen wir das Opfer der hl. Messe, das „Opfer nach der Ordnung des Melchisedech", Christus „das wahre Osterlamm", „Nun Isaak ist geschlachtet", in den Worten des A. T. singen wir: „Es ist ein Ros' entsprungen", „Tauet Himmel, den Gerechten", und es sind uns vertraute, uns anheimelnde Gesänge. An dem Gottvertrauen des A. T. richten auch wir uns auf: „der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit". Zu unserer Ehe spricht die Kirche: „Es segne Euch der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs", und in der Liturgie der Kirche erstrahlen in Schönheit das „Rorate, coeli" und die Klagelieder des Karfreitags.

Die Kirche Christi, ja die ganze Christenheit, ehrt die Heiligen Schriften. Generationen schrieben sie ab, umgaben sie mit Kostbarkeiten; anderthalb Jahrtausend zählen unsere ältesten Handschriften, an Wert mit Gold nicht aufzuwiegen, in ungezählte Sprachen und Dialekte sind die Heiligen Schriften übersetzt [7].

Klar ist die zuletzt auf dem Vatikanischen Konzil ausgesprochene Lehre der katholischen Kirche: „daß die heiligen Bücher unter Ein-

5. Nicht weniger als 270—350 Zitate aus dem A. T. finden sich im N. T. Vgl. W. Dittmar, Vetus Testamentum in Novo, Göttingen 1903.
6. Ambrosius, Expositio evangelii secundum Lucam VII, 189: „Duobus enim Testamentis fides nostra consurgit" (Migne PL 15, 1839). Siehe auch Bibliothek der Kirchenväter, Ambrosius II, S. 431.
7. Vgl. Bischof M. Besson, Katholische Kirche und Bibel, Einsiedeln 1934.

gebung des Heiligen Geistes geschrieben sind, Gott zum Urheber haben und als solche (d. h. als inspirierte Schriften) der Kirche selbst übergeben sind"[8]. Es würde hier zu weit führen, diesen *„Zwangsglaubenssatz"* im einzelnen zu begründen und zu erklären. Es mag genügen, auf das heute besonders zu empfehlende Buch von N. Peters „Unsere Bibel. Die Lebensquellen der Heiligen Schrift" (Paderborn 1929) zu verweisen, wo alles Nähere (S. 43—46) nachgelesen werden kann. — Wer das Alte Testament verwirft, sagt sich los von der Christenheit, verwirft Christus, verwirft die Apostel, verwirft die Kirche, verleugnet die Entwicklung der letzten Jahrhunderte!

Als Christen glauben wir dem Worte Christi und der Kirche unserer Väter, denen das A. T. ein Buch Gottes ist. Aber selbst den Nichtchristen ist oft das A. T. verehrungswürdig, wenn nicht als Buch Gottes, so dann doch als Menschheitsbuch. Als Zeugen seien nur einige Männer aufgeführt, die für R. Autoritäten ersten Ranges sind (siehe das Namensverzeichnis zum „Mythus"!). So bekennt z. B. Goethe „Ich für meine Person halte die Bibel[9] lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Art wirksam gewesen"[10]. „Wie alle unsere Wanderungen im Orient durch die Heiligen Schriften veranlaßt werden, so kehren wir immer wieder zu denselben zurück als den erquicklichsten, obgleich hier und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder hervorspringenden Quellwassern[11]." Selbst Nietzsche steht voll Bewunderung vor dem Alten Testament: „Im jüdischen Alten Testament, dem Buche von der göttlichen Gerechtigkeit, gibt es Menschen, Dinge und Reden in einem so großen Stile, daß das griechische und indische Schrifttum ihm nichts zur Seite zu stellen hat. Man steht mit Schrecken und Ehrfurcht vor diesen ungeheuren Überbleibseln dessen, was der Mensch einstmals war, und wird dabei über das alte Asien und sein vorgeschobenes Halbinselchen Europa, das durchaus gegen Asien den ‚Fortschritt der Menschen' bedeuten möchte, seine traurigen Gedanken haben . . . Der Geschmack am Alten Testament ist ein Prüfstein in Hinsicht auf ‚groß' und ‚klein' . . .[12]. Diesen Stimmen ließen sich noch viele anfügen, und es muß schon dabei bleiben: Das Alte Testament ist das ewige Menschheitsbuch, sein religiöser und ästhetischer Wert unvergänglich. Daran können Einwendungen zeitbedingter Kritik und rassischer Einseitigkeit nichts ändern. Für den Christen

---

8. Concilium Vaticanum, Sessio III, Constitutio de fide catholica cap. 2.
Zur Frage der Inspiration: vgl. den Artikel „Inspiration" im „Lexikon für Theologie und Kirche" V. Sp. 423—429; B. Goebel, Katholische Apologetik, Freiburg 1930, 446—467; J. Pohle, in Esser-Mausbach, Religion, Christentum, Kirche I, Kempten und München 1911, 338 ff.
9. Das ist nach dem Zusammenhang das Alte und das Neue Testament!
10. Dichtung und Wahrheit II, 79.
11. Noten zum Divan, Alttestamentliches. — Beide Stellen nach N. Peters, Unsere Bibel 171.
12. Jenseits von Gut und Böse (1886). Nr. 52.

kommt aber, wie gesagt, ein Höheres hinzu: für ihn ist das A. T. ein Buch Gottes.

Grundsätzliche und radikale Ablehnung des A. T. ist nur möglich für den, der nicht an einen Gott glaubt, der sich offenbaren könne. Einem solchen Nichtoffenbarungsgläubigen ist das A. T. nur ein Menschenwerk, und wenn es dann überdies für ihn das Werk eines Volkes ist, das er als aller edlen Leistung unfähig ansieht, so muß er es ja ablehnen, ganz unabhängig von einer Prüfung seines etwaigen Wertes. Für R. aber ist Religion auf keinen Fall *„das Anerkennen gewisser übersinnlicher Lehren als Zwangsglaubenssätze (Dogmen)"* (S. 608). Dafür, daß eine Religion sich auf göttliche Offenbarung beruft und diese in Heiliger Schrift und Tradition hinterlegte, Offenbarung eines persönlichen Gottes zu ihrer Grundlage macht, wird man also bei R. kein Verständnis erwarten können. Die christliche Bibel insbesondere wird er niemals als Heilige Schrift göttlichen Ursprungs und deshalb zum Glauben verpflichtend anerkennen können.

Wer aber an einen überweltlichen, persönlichen Gott glaubt, der kann keinen Anstoß daran nehmen, daß dieser Gott sich dem jüdischen und nicht etwa dem germanischen Volke geoffenbart hat. Welcher Mensch könnte das Recht für sich in Anspruch nehmen, darüber mit Gott zu rechten? Und steht es einmal fest, daß Gott sich geoffenbart hat, so bleibt dem Menschen nur eine Antwort: gläubige Hinnahme des göttlichen Wortes. Denn dieses Wort Gottes gilt überall und für alle, hat übernationalen und überrassischen Charakter. Die Offenbarung Gottes mag an einen jüdischen oder nordischen Menschen ergangen, mag also in jüdische oder nordische Form gegossen sein, was wir vernehmen, was uns verpflichtet, ist weder jüdisches noch nordisches, sondern göttliches Wort.

Es wäre falsch, wollte man den menschlichen Faktor bei der Überlieferung und Niederschrift der Offenbarung übersehen und ausschalten. Ebenso falsch aber ist es, den Inhalt der Offenbarung, etwa den Gottesbegriff des Alten Testamentes, als *„blutgebunden"* (S. 11) und deshalb für Menschen anderen Blutes als nicht verbindlich hinzustellen. Wenn man beides berücksichtigt, ist die Formulierung *„jüdische Bibel"* zum mindesten zweideutig. Richtig ist diese Bezeichnung des Alten Testamentes, wenn man damit sagen will, daß Gott seine Offenbarungen den Juden anvertraut hat und durch jüdische Menschen aufzeichnen und der Nachwelt überliefern ließ; falsch aber, wenn man damit den gesamten Inhalt der Heiligen Schrift als jüdisch-menschliches Geistesprodukt und deshalb als anderen Rassen wesensfremd und unannehmbar bezeichnen wollte, wie es R. offenbar tut.

Das Christentum ist also schon deshalb nicht „verjudet", weil es das Alte Testament nicht als „jüdisches", sondern als göttliche Offenbarung enthaltendes Buch übernahm. Gerade die Tatsache der „Erfüllung" aller Offenbarung in Jesus Christus hinderte die Kirche vor einer Überschätzung des Alten Testamentes, lehrte sie zu unterscheiden „zwischen dem, was vorübergehenden Wert hatte, und dem, was ewigen Wert haben sollte" (Faulhaber). Das Alte Testament steht vor uns

nicht als etwas Absolutes, in sich Geschlossenes, sondern als etwas über sich Hinausweisendes, der Erfüllung Harrendes. Wir wissen, wie scharf die Urkirche gegen eine Verabsolutierung insbesondere des mosaischen Gesetzes kämpfen mußte, gegen eine judenchristliche Strömung, die den Heiden erst zum Juden machen wollte, ehe er Christ werden könnte. Sie konnte sich auch hierbei auf Christus berufen, der selbst vor allem in der Bergpredigt den unvollkommenen und vorbereitenden Charakter des Alten Testamentes eindringlich betonte: „Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt worden ist . . ., ich aber sage euch..." (Mt. 5, 21. 27. 31. 33. 38. 43). Das Gesetz des Moses war eben nach einem Wort des hl. Paulus „der Zuchtmeister auf Christus hin" (Gal. 3, 24).

1. Der alttestamentliche Gottesbegriff

Aus der Kennzeichnung des Alten Testamentes als eines „jüdischen" Machwerkes ergibt sich für R. konsequenterweise die Ablehnung der vom Alten Testament vertretenen Gottesvorstellung. Sie ist *„blutgebunden"* und *„folglich geht uns diese syrische Lebens- und Geistesform nicht das geringste an"* (S. 11). *„Man stelle sich bloß ein Gesicht mit krummer Nase, hängenden Lippen, stechenden schwarzen Augen und Wollhaaren vor, um sogleich die plastische Unmöglichkeit der Verkörperung des europäischen Gottes durch einen jüdischen Kopf (geschweige denn durch eine jüdische ‚Gestalt') zu empfinden. Diese Erkenntnis allein aber müßte genügen, auch die innere Gottesvorstellung des Judentums, welche mit dem jüdischen Äußeren ein Wesen bildet, restlos abzulehnen. Hier ist unsere Seele aber jüdisch verseucht worden. Das Mittel dazu waren die Bibel und die Kirche Roms. Mit ihrer Hilfe wurde der Wüstendämon (sic!) der ‚Gott' Europas. Wer ihn nicht wollte, wurde verbrannt oder vergiftet"* (S. 294; vgl. 264). Eine eigenartige Logik, welche die Schule Friedr. Delitzsch's nicht verleugnen kann! Also weil R. der äußeren Gestalt des heutigen Juden keinen Geschmack abzugewinnen vermag, glaubt er den Gott, wie ihn die vorchristlichen Juden sich vorgestellt haben, verwerfen zu müssen [13]. Inwiefern innere Gottesvorstellung mit dem jüdischen Äußeren ein Wesen bilden sollten, ist nicht einzusehen. Mit allem Nachdruck muß darauf hingewiesen werden, daß trotz aller vermenschlichenden Ausdrücke (Anthropomorphismen) auch auf der alttestamentlichen Stufe der Offenbarung die Geistigkeit ein sicher erkanntes Merkmal des Wesens Gottes war. Die oben zitierten Sätze R.s dagegen lassen auf einen Gottesbegriff schließen, den man für überwunden halten sollte. Im übrigen ist wieder zu sagen: Wer an einen überweltlichen Gott glaubt, kann und darf keinen Anstoß daran nehmen, daß dieser Gott sich einem Volke fremder Rasse geoffenbart hat. Es ist unmöglich, wenn man den einen, wahren Gott meint, von einem „jüdischen", „germanischen" usw. Gott zu sprechen.

---

13. Auf die durchaus offene Frage, ob die heutigen Juden rassisch gesehen tatsächlich Nachkommen der vorchristlichen Juden sind, kann hier nicht näher eingegangen werden. Zum sehr großen Teile sind sie es nicht.

Daß der Gott des Alten Testamentes wirklich der wahre Gott ist, kann nach dem, was über den Offenbarungscharakter des Alten Testamentes gesagt wurde, nicht mehr zweifelhaft sein. Der Glaube der Kirche steht auch hier seit Marcion unbeirrbar fest. Mehr als einmal hat die Kirche erklärt, daß „der Gott des Alten und des Neuen Testamentes einer und derselbe ist" (so z. B. im Decretum pro Jacobitis). Es ist bei Berücksichtigung des Entwicklungsmomentes in der Offenbarung nicht zu verwundern, daß der alttestamentliche Gottesbegriff noch nicht auf der Höhe des Neuen Testamentes steht. Keineswegs aber berechtigen diese anerkannten Unvollkommenheiten und Einseitigkeiten des Alten Testamentes zu dem summarischen Urteil R.s, daß der *„kosmische Gott"* nicht *„mit den zweifelhaften Niederschlägen des Alten Testamentes identisch sein" könne* (S. 11) [14].

Wo R. versucht, den Gottesbegriff des Alten Testamentes näher zu umreißen, ist die gleiche Verzeichnung zu konstatieren, die sich schon bei Friedr. Delitzsch in seiner „Großen Täuschung" findet. Es ist R. unmöglich von Jahwe anders zu sprechen als von dem *„Wüstendämon"* (S. 294), dem *„zu Gott erhobenen Dämon"*, dem *„Gottestyrannen"* (S. 247). *„Der über allem thronende, unnahbare furchtbare Gott, das ist der Jahwe des sogenannten Alten Testamentes, den man mit Zittern lobt und in Furcht anbetet. Er schafft uns alle aus dem Nichts, er verrichtet, wenn es ihm paßt, zauberische Wundertaten und bildet die Welt zu seiner Verherrlichung"* (S. 246). Das Johannes-Evangelium soll verstanden werden als *„die erste geniale Deutung, das Erlebnis der ewigen Polarität von Gut und Böse gegen die alttestamentliche Wahnvorstellung, daß Jahwe das Gute und das Böse aus dem Nichts geschaffen, von seiner Welt zugleich gesagt habe, sie sei ‚sehr gut', um dann selbst Anstifter von Lug, Betrug und Mordtaten zu werden"* (S. 604). *„Rom-Jahwe bedeutet: zauberischer Despotismus, magisches Schöpfertum aus dem Nichts (ein für uns wahnwitziger Gedanke)"* (S. 248).

In solche und ähnliche lapidare Sätze kleidet R. sein Urteil über den Gott des Alten Testamentes. Man muß schon fragen, wie ein solches Urteil möglich ist! Ein gründliches, unvoreingenommenes Studium des Alten Testamentes hätte nur zu ganz anderen Ergebnissen führen können. Von wirklichen Fachgelehrten ist in den Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte immer von neuem herausgestellt worden, daß gerade der hochstehende sittliche Ein-Gott-Glaube eines der kostbarsten Eigengüter des Alten Testamentes und das untrüglichste Zeichen für seinen übermenschlichen Ursprung ist [15]. Es ist eine direkte Unwahrheit, vom Christen her gesehen eine furchtbare Gotteslästerung, zu behaupten, daß Jahwe *„das Gute und das Böse aus dem Nichts geschaffen"*, daß er *„Anstifter von Lug, Betrug und Mordtaten"* sei. Nur ganz grobes Mißverständnis einzelner alttestamentlicher Stellen könnte

14. Als Quelle R.'s ist hier wieder deutlich Friedr. Delitzsch zu spüren, der auch die „Vereinerleiung, von Jaho und Gott" als einen „Irrglauben ohnegleichen" bezeichnet (Die große Täuschung 70).

15. Vgl. etwa L. Dürr, Das Unsemitische usw., 2 f. (Titel s. S. 104, Anm. 32).

dem letzteren Vorwurf einen Schein der Berechtigung geben. Gerade das Alte Testament preist immer wieder die Heiligkeit als grundlegende Eigenschaft Gottes [16]. „Seid heilig, denn ich, der Herr, euer Gott, bin heilig!" (Lev. 19, 2; vgl. 11, 44; 21, 8). „Heilig, heilig, heilig ist Jahwe der Heerscharen!" (Is, 6, 3). Und wenn in der Ausdrucksweise des Alten Testamentes Gott etwa die Verstockung des Pharao, der Befehl zur Ausrottung der Kanaaniter zugeschrieben wird, liegt dies letzlich in einer Überbetonung der Allursächlichkeit Gottes auf Kosten der sogenannten zweiten Ursache des menschlichen Willens. „Gott ist als Schöpfer naturnotwendig der erste Urheber von allem; seine Allursächlichkeit erstreckt sich also in etwa auch auf die Sünde, Schuld und Strafe der Gottlosen. Sie sind Glieder seines Weltplanes. Daß trotzdem die Sünde freie Tat des Menschen bleibt, ist ebenso sicher Lehre des Alten Testamentes, wie das Nebeneinander der Freiheit des Menschen und der Allursächlichkeit Gottes für Menschenverstand ein ‚großartiges Geheimnis' (Tridentinum) bleibt [17]."

Wer immer von dem „unnahbaren, furchtbaren" Schreckensgott des Alten Testamentes spricht, sollte nicht vergessen hinzuzufügen, daß das „Dämonische" (um den Ausdruck einmal zu gebrauchen) oder das Tremendum nur eine Seite des alttestamentlichen Gottesbegriffs ausmacht. Sicher ist in der alten Zeit das „Abstandsgefühl" des Menschen gegenüber Gott stärker betont worden. Wenn sich aber schon der göttliche Wille mit seinen hohen Forderungen gegenüber den rauhen Sitten dieser Zeit durchsetzen sollte, war eine den Christen zunächst befremdende Hervorhebung des Furchtmotivs gar nicht zu umgehen. Gerade hierin zeigt sich wieder die feine Anpassung der göttlichen Offenbarung an die jeweilige Situation des Menschengeschlechtes, und nichts wäre falscher, als eine bloße Stufe der Offenbarung zu verabsolutieren und von einer innerlich möglichen und tatsächlich erfolgten Entwicklung abzusehen. Zudem werden schon in den ältesten Schriften des Alten Testamentes neben der Gerechtigkeit und Erhabenheit auch Liebe und Barmherzigkeit, Güte und Treue als ebenso selbstverständliche Eigenschaften Gottes genannt. Wer dieses lebendige und fruchtbare Neben- und Ineinander in ein Gegeneinander umdeuten will, trifft damit auch den Gottesbegriff des Neuen Testamentes. Auch hier gilt gleicherweise, daß der Christ „nicht den Geist der Knechtschaft zu neuer Furcht, sondern den Geist der Kindschaft empfangen" hat (Röm. 8, 15) und daß er sein „Heil in Furcht und Zittern wirken" soll (Phil. 2, 12).

Es ist — wie so oft — eine Umkehrung der Wahrheit, wenn R. behauptet, daß *„die jüdisch-syrisch-römische Gedankenwelt" „Persönlichkeit und Gott auseinanderreißt und feindlich gegenüberstellt"* (S. 395), wenn er davon spricht, daß die *„vollkommene Trennung Persönlichkeit — Gott im streng jüdisch-kirchlichen ‚Christentum' weiterlebt"* (S.396). Man muß nur die feine Schrift des protestantischen Theologen J. Hem-

16. Vgl. J. Hänel, Die Religion der Heiligkeit, 1931.
17. N. Peters bei Esser-Mausbach I, 663.

pel, Gott und Mensch im Alten Testament (Stuttgart 1926) [18] lesen, um zu erkennen, wie einseitig und falsch R. über das eigentlich religiöse Verhältnis zwischen Mensch und Gott im Lichte alttestamentlicher Frömmigkeit urteilt. Daß *„die römische Vorstellung des zu Gott erhobenen Dämons (!) die Vernichtung unserer willenhaften Seele, einen Attentatsversuch auf die Polarität des geistigen Wesens“* bedingt, kann nur der vertreten, der mit der *„Gottähnlichkeit“* nicht zufrieden ist und *„Gottgleichheit“* der menschlichen Seele fordert (S. 247). Damit ist natürlich nicht nur der alttestamentliche und der katholische, sondern jeder christliche Gottesbegriff geleugnet.

Immer wieder kann man im Alten Testament von der unbestechlichen Gerechtigkeit Gottes lesen, die „kein Ansehen der Person kennt“. Man ist also einigermaßen überrascht, bei R. das alte, viel gebrauchte Wort Marcions von *„einer willkürlichen Gottesmacht und ihrer schrankenlosen Gewaltherrschaft“* in neuer Betonung aufleben zu sehen (S. 75, vgl. 248). Selbst die protestantische Bibelkritik, die, eine Zeitlang auf den Spuren J. Wellhausens wandelnd, für den Gottesbegriff der älteren Bücher des Alten Testamentes ähnliche Formulierungen zu gebrauchen beliebte [19], muß heute bekennen, daß der Gott des Alten Testamentes „wirklich ein gerechter, unbestechlicher Richter ist“. Das gilt schon „der alten Zeit als selbstverständlich“ [20].

Ein letzter Einwand R.s ist noch kurz zu würdigen. Wiederum heißt es bei Friedr. Delitzsch (Die große Täuschung 71), daß „Jaho von Haus aus durchaus nicht der einzigste Gott überhaupt sein will, das Alte Testament vielmehr mehrfach erkennen läßt, daß es auch den ‚anderen‘ Göttern, den Göttern der anderen Völker ihre volle Realität zuerkennt und für Jaho nur die höchste Götterwürde beansprucht. Dieser höchste Gott aber ist und bleibt gemäß der Lehre des Alten Testamentes vom ältesten bis zum jüngsten Buche, in den Jahrhunderten vor wie nach dem Exil der ausschließliche Gott Israels und keines Volkes sonst“. Man braucht nur ein wenig am Ausdruck zu ändern, um die Formulierung R.s zu erhalten: *„Die Israeliten und Juden waren ursprünglich in einem durchaus pluralistischen Religionsleben befangen gewesen; ihr Nationalgott sorgte für sie und sie für ihn, aber niemand bezweifelte, daß die ‚anderen Götter‘ ebenso wirklich und wirkend waren wie Jahwe“* (S. 127).

R. wie Delitzsch ersparen sich die Mühe eines Beweises. Schon aus diesem Grunde müßten ihre Aufstellungen als unkontrollierbar einfach übergangen werden. Tatsächlich ergibt denn auch eine unvoreingenommene Auslegung des Alten Testamentes ein ganz anderes Resultat. Die offizielle Religion Israels hat nie mit der Wirklichkeit „anderer“

18. Siehe auch L. Dürr, Religiöse Lebenswerte des Alten Testamentes, Freiburg 1928, 45 ff.; ders., Religion als Gottgemeinschaft bei den alttestamentlichen Propheten (in: Akademische Bonifatius-Korrespondenz 42 [1927], 17—26).
19. Vgl. etwa W. Nowack: „Der alte Jahwe ist der Unberechenbare, der tun und lassen kann, was ihm beliebt“ (Die Bücher Samuelis, Göttingen 1902, XXVI).
20. So E. Sellin, Theologie des Alten Testaments, Leipzig 1933, 29; vgl. weiter W. Eichrodt, Theologie des Alten Testaments I, Leipzig 1933, 121 ff.; für einzelne schwierige Stellen vgl. E. König, Theologie des Alten Testaments [4], Stuttgart 1923, 168 ff.

Götter gerechnet. „Schon für den Mose kam Jahwe allein, der keine anderen Götter neben sich duldete, als Gott in Betracht", erklärt der protestantische Exeget Sellin [21]. Die katholische Exegese hat nie einen anderen Standpunkt vertreten. Nur dadurch, daß man gelegentliche Verirrungen der Volksfrömmigkeit als Maßstab anlegte, konnte man zu der Behauptung kommen, daß in der frühen Zeit an die Existenz fremder Götter geglaubt worden sei.

Auf die gleiche Weise erledigt sich der Einwand von der sogen. nationalen Beschränktheit des alttestamentlichen Gottesbegriffs. Jahwe ist keineswegs „der ausschließliche Gott Israels". Nur einige Stellen von vielen, die dagegen sprechen: „Alle Völker sollen erkennen, daß er allein der Höchste ist über die ganze Erde" (Ps. 83, 19). Alle Nationen werden zum Berge Sion wallen, um ihn anzubeten (Jes. 2, 2—4). Die ganze Erde soll von der Herrlichkeit des Herrn erfüllt werden! (Num. 14, 21). Kann solches von einem bloßen Stammesgott gesagt werden? „Es bleibt deshalb dabei: Jahwe ist von Anfang an der universale Weltenherrscher" [22].

Hieraus ergibt sich die Unmöglichkeit der weiteren These R.s, daß die Juden später *„die Vorstellung eines allweltlichen (kosmischen) Gottes den Persern entlehnt"* hätten (S. 129; vgl. 11). Eine Zeitlang war es in der radikalen Bibelkritik üblich, den israelitischen Monotheismus auf babylonische Einflüsse zurückzuführen. R. kann dieses Argument nicht verwerten, weil die Babylonier eben auch Semiten waren und weil bei einer Herleitung des biblischen Monotheismus von den Babyloniern nicht mehr der Satz zu Recht bestünde, daß alles Edle und Wertvolle von den Ariern stamme. Deshalb muß schon die spätere Gottesauffassung der Juden den Persern entlehnt sein. Es braucht eigentlich nicht gesagt zu werden, daß eine solche Behauptung den historischen Tatsachen diametral entgegensteht. Also erst in der Gefangenschaft der Perser, frühestens also nach 538 v. Chr., sollen die Juden von einem *„allweltlichen (kosmischen) Gott"* erfahren haben (S. 127)! Wie alle die Stellen des Alten Testamentes, die eine universale Gottesidee schon für die mosaische Zeit (rund 1000 Jahre früher!) bezeugen, erklärt werden sollen, dafür bleibt R. und seine Wissenschaft die Antwort schuldig! Auf die inneren, wesentlichen Verschiedenheiten zwischen alttestamentlicher und persischer Gottesvorstellung braucht bei diesem Tatsachenbestand wirklich nicht eingegangen zu werden. Wenn schon nach einer Begründung der „unsemitischen" Gottesauffassung des Alten Testamentes gesucht wird, bleibt nur eine übrig: Gott selbst war es, der dem israelitischen Volke seinen Namen und sein Wesen offenbarte und zur schließlichen Weitergabe an die gesamte Menschheit anvertraute.

Zusammenfassend muß man sagen: R.s Zeichnung des alttestamentlichen Gottesbegriffs ist total verzerrt und hat mit quellenmäßiger Darstellung sehr wenig zu tun. In diesem Punkte stellt R. an die Urteilsfähigkeit seiner Leser nur geringe, an ihre Kritiklosigkeit dagegen sehr

21. Theologie des Alten Testaments 11.
22. N. Peters bei Esser-Mausbach I, 656.

hohe Ansprüche. Der gläubige Christ mag selber urteilen, ob es wahr ist, was R. mit Pathos verkündet, daß *„der kirchliche Jahwe nun heute tot ist wie Wotan vor 1500 Jahren“* (S. 134)!

2. Bibel und Naturwissenschaften

Aus der Tatsache der Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift ergeben sich für die Einzelerklärung insbesondere des Alten Testamentes auf den ersten Blick gewichtige Schwierigkeiten. Wie ist z. B. die unvollkommene Darstellung naturwissenschaftlicher Gegenstände in der Bibel mit der behaupteten Irrtumslosigkeit in Einklang zu bringen? Nun, die Kirche hat diese Schwierigkeit authentisch gelöst. Papst Leo XIII. hat in seiner Enzyklika „Providentissimus Deus“ (18. XI. 1893) den Standpunkt der Kirche klar umrissen: „Die hl. Schriftsteller oder richtiger der Geist, der durch sie redete, hat nicht beabsichtigt, den Menschen darüber (d. i. über das innerste Wesen der augenfälligen Dinge) Belehrung gegeben, da sie niemand zum Heile Nutzen bringt. — Statt direkt Naturwissenschaft zu treiben, beschreiben und behandeln sie die Dinge manchmal lieber auf bildliche Weise oder auch so, wie die gemeine Ausdrucksweise in jenen Zeiten es mit sich brachte und wie sie selbst heute bei vielen Dingen im täglichen Leben selbst unter den größten Gelehrten in Gebrauch ist“. Damit werden alle Einwände, die man vom Standpunkte heutiger naturwissenschaftlicher Erkenntnisse gegen die Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift gemacht hat, hinfällig. Die Bibel ist zunächst ein religiöses Buch, bestimmt unseren Glauben und unsere Sitten zu normieren. Sie will kein Lehrbuch der Naturwissenschaft sein und gibt deshalb nur die Naturanschauung ihrer Zeit wieder [23]. So z. B. gibt das A. T. uns keine Aufklärung darüber, ob die Erde sich um die Sonne bewege usw.

Leider erspart R. sich Anspielungen auf diese „Schwierigkeiten“ nicht. *„Da stehen die Konfessionsschulen, die heute allen Ernstes auch Geographie und Mathematik auf Grund ihrer alttestamentlichen Offenbarungen lehren wollen, wenngleich sie doch zornerfüllt zugestehen müssen, daß gleich nach ihrer ‚religiösen‘ Darstellung der Jahwe-Schöpfung aus Nichts und der Arche Noah und den berühmten 6000 Jahren der Weltschöpfung die Ewigkeit des Weltalls verkündet wird und Millionen Jahre der Erdbildung als Vorbedingung unseres Erdendaseins behauptet werden“* (S. 625). Man ist nicht wenig über die Sicherheit erstaunt, mit der R. hier Behauptungen aufstellt, wie man sie früher nur aus dem Munde freidenkerischer Monisten zu hören gewohnt war. Tatsächlich ist die Ewigkeit des Weltalls wie der Materie überhaupt bisher von niemand bewiesen worden und wird, wie sehr viele Naturwissenschaftler heute lehren, wohl niemals bewiesen werden können. Was aber die *„berühmten 6000 Jahre der Weltschöpfung“* anbelangt, so dürfte R. wohl wissen, daß wir eben keine Zeitberechnung aus der Hl. Schrift schöpfen, und daß es auch in katholischen Schulen nicht geschieht. Ebenso wenn die Bibel von dem „Sechstagewerk“

23. Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche V, Sp. 427; E. Kalt, Biblisches Reallexikon II, Sp. 224.

spricht, geht es ihr dabei nicht um eine wissenschaftliche Beschreibung der Weltschöpfung, sondern um die religiöse Lehre, daß Gott die Welt erschaffen hat. Ebenso ist das *„Weltbild von der unbeweglichen Erdscheibe mit dem Himmel oben und der Hölle unten"* kein der Bibel entnommener Glaubenssatz. Auch hier handelt es sich nur um eine zeitbedingte Ausdrucksweise, die als naturwissenschaftliche Wahrheit zu lehren der Bibel völlig fernliegt. Damit entfällt auch die Folgerung, die R. aus dieser auf bloßem Augenschein beruhenden Redeweise der Bibel ziehen zu können glaubt, daß nämlich *„Kopernikus, der an die Stelle des statischen Weltbildes von der unbeweglichen Erdscheibe mit dem Himmel oben und der Hölle unten das dynamische der ewig kreisenden Sonnensysteme setzte, unsere gesamte kirchliche Zwangsglaubenslehre, die gesamte Höllenfahrts- und Auferstehungsmythologie restlos überwunden, ein für allemal erledigt hat"* (S. 133). Man muß sich schon darüber wundern, mit welcher Unbekümmertheit dieser uralte, längst widerlegte monistische Einwand von R. vorgebracht wird. Mit ernster Wissenschaft haben diese Behauptungen jedenfalls nichts zu schaffen. Ein klein wenig Ahnung von christlicher Theologie genügt, um ihre Sinnlosigkeit zu erkennen. Im vorigen Jahrhundert verkündeten D. F. Strauß und E. Häckel genau dasselbe. Aber auch sie mußten sich sagen lassen, daß ihr Vorwurf die Bibel überhaupt nicht trifft. Denn nirgends kommt es der Bibel darauf an, uns über das Wo von Himmel und Hölle zu belehren. Sie schildert nur die Tatsächlichkeit eines Jenseits und den Zustand der dort befindlichen Seelen[24], und die Gültigkeit dieses Dogmas hängt nicht davon ab, ob das Weltbild „statisch" oder „dynamisch" ist.

3. *Unsterblichkeitsglaube*

„Im ganzen sog. Alten Testament finden wir den Unsterblichkeitsglauben bekanntlich nicht, es sei denn der Niederschlag der nachweislich äußeren Einwirkung der Perser auf die Juden in der Verbannung" (S. 363). Es wird auf mangelnde Übung im Gebrauch theologischer Termini zurückgeführt werden müssen, daß R. hier von „Unsterblichkeitsglauben" und nicht von „Auferstehungsglauben" spricht. Der Glaube an eine persönliche Auferstehung auch des Leibes ist im Alten Testament allerdings erst spät in voller Deutlichkeit zu belegen. Jedenfalls aber ist er vorhanden und „kein etwa aus Persien-Babylonien in die jüdische Gedankenwelt hineingewehtes Akzidens, er ist das folgerichtige und notwendige Schlußglied der ganzen Kette der alttestamentlichen Erwartung von der künftigen Gottesherrschaft" [25]. Sollte R. aber wirklich den „Unsterblichkeitsglauben" gemeint haben, so dürfte er mit dem obigen Satz ganz allein dastehen. Der Glaube an eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele ist dem ganzen Alten Testament eigen, wie sich durch unzählige Stellen belegen ließe. So sicher aber der Glaube an ein Weiterleben der Seele nach dem Tode war, die Vorstellung über den Zustand im Jenseits blieb bis in die jüngste Zeit

24. Siehe dazu etwa B. Bartmann, Lehrbuch der Dogmatik II[6], Freiburg 1923, 490 f.
25. E. Sellin, Theologie des Alten Testaments, 135.

unklar. Das Dasein der Schatten in der Unterwelt galt als trostlos und wenig anziehend. Der Gedanke an Gericht und Vergeltung war eben in diesem Stadium der Offenbarung noch unentwickelt, ohne daß man dieser daraus einen Vorwurf machen könnte. Wenn nun auch das Ideal des Israeliten ein möglichst langes Leben auf dieser Erde war, ist es doch ganz ungerechtfertigt, dem Alten Testament den Glauben an eine Unsterblichkeit kurzerhand abzusprechen. Man darf hier nicht Unsterblichkeit mit Seligkeit verwechseln [26]. Gerade der feste Unsterblichkeitsglaube konnte die Grundlage für die später klar ausgesprochene Auferstehungshoffnung auch des Leibes abgeben.

Es ist irreführend, wenn R. jüdische Theorien über das den Gerechten auf dieser Erde erwartende Paradies als Lehre späterer *„heiliger Bücher“* hinstellt. *„Die Schaffung eines ‚Paradieses‘ auf Erden ist das jüdische Ziel. Zu dem Zwecke werden, wie es in den späteren ‚heiligen Büchern‘ heißt, die Gerechten (d. h. die Juden) aus ihren Gräbern in allen Ländern durch eigens für sie von unbekannten Kräften gebohrte Löcher durch die Erde zum gelobten Lande kriechen. Die Targum,* [27] *die Midraschim, der Talmud schildern diesen herrlichen Zustand des zu erwartenden Paradieses mit breitestem Behagen. Das auserwählte Volk herrscht dann über die erneuerte Welt. Alle anderen Völker sind dann seine Sklaven, sterben, werden wieder geboren, um erneut zur Hölle zu fahren“* (S. 363). Nach dem Zusammenhang muß der Eindruck entstehen, als ob diese Phantasieprodukte wenigstens zum Teil irgendwo im Alten Testament ständen. Das ist nicht der Fall. Es handelt sich vielmehr um außerbiblische Schriften des späten Judentums, die mit Heiliger Schrift im Sinne des Christentums nichts gemein haben.

4. Psalmen

Ein Wort zu dem Urteil R.s über die Psalmen! Um die Minderwertigkeit der jüdischen Dichtung überhaupt darzutun, müssen ausgerechnet die Psalmen als Beweis herangezogen werden. Sie sind für R. *„bald in Furcht klappernde, bald ‚in Angst jauchzende‘, bald rachegierig schnaubende Gesänge (die nur dank Luthers Umdichtung* [28] *oft so schön klingen)“* (S. 364). Im gleichen Zusammenhang müssen die Psalmen es sich gefallen lassen, mit dem *„niederträchtigen Heinrich Heine“* auf eine Stufe gestellt zu werden.

Zur Widerlegung kann nur die Lektüre des Psalmenbuches angeraten werden. Sicher finden sich unter den 150 Psalmen auch einige, deren Frömmigkeit nicht an christlichen Maßstäben gemessen werden kann [29]. Hierin bilden die Psalmen keine Ausnahme von der oben erörterten Unvollkommenheit des Alten Testamentes überhaupt. Das allgemeine Verdikt R.s ist jedenfalls völlig unberechtigt. Sowohl

26. Vgl. E. König, Theologie des Alten Testaments, 218.
27. Es heißt übrigens richtig entweder „das Targum“ oder „die Targumim“!
28. Luther würde sich übrigens sicher dagegen verwahrt haben, daß er die Psalmen „umgedichtet“ habe. Seine Übersetzung hält sich vielmehr getreu an den hebräischen Urtext.
29. Ausführlicheres hierzu siehe bei A. Miller, Einführung in die Psalmen (Ecclesia orans IV) 5.—8. Aufl., Freiburg 1924, 167 ff.

was künstlerische Qualität wie religiösen Gehalt angeht, steht das Psalmenbuch als Ganzes gesehen in der vorchristlichen Zeit unerreicht da. Es ist vielleicht am Platze, gerade R. gegenüber auf das Urteil Friedr. Delitzschs zu verweisen, der trotz seiner kritischen Einstellung zum Alten Testament bekennen mußte, daß „weder die indische noch die babylonische noch die semitische Poesie überhaupt eine Liedersammlung besitze, die an poetischer Schönheit vieler Einzeldichtungen, vor allem aber an ernstem Sich-Versenken in die Rätsel des Menschenlebens und an ergreifender Betätigung lauterster Religiosität auch nur annährend einen Vergleich mit dem Alttestamentlichen Psalmbuch zulasse, diesem vom stillsten Piano bis zu vollakkordigem Fortissimo anschwellenden Lied des Gottvertrauens. Ja, in der ganzen Weltliteratur stehen — diese Lieder einzigartig da“ [30].

Die Psalmen sind geheiligt durch Christus, der sich im Gebet ihrer bediente (vgl. Mk. 14, 26; 15, 34), sind das Gebetbuch der christlichen Kirche seit ihren ersten Tagen. Man wird von ihnen als von genialen Ausdrucksformen religiöser Ergriffenheit selbst dann noch sprechen, wenn andere Bücher längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

5. *Verschiedene Richtigstellungen*

Auf S. 296 sagt R.: *„Rembrandt war ein guter Bibelkundiger . . ., glaubte sich verpflichtet, viele Judenköpfe zu malen, um biblische Geschichten auch ‚richtig‘ darzustellen. Den ertappten Joseph schildert er denn auch, wie er, mit den Händen redend, dem Mann der attakierten Frau Potiphar seine ‚Unschuld‘ beteuert (Berlin), aber sobald Rembrandt ernste Dinge behandelt, muß er das Amsterdamer Ghetto verlassen.“* Uns interessiert hier nur die von R. vertretene Deutung der bekannten Episode aus dem Leben des ägyptischen Joseph (Gen. 39, 7—20). Nach der Darstellung der Bibel wollte das Weib des Putiphar den Joseph zur Sünde verführen. Joseph wehrt sich mit dem herrlichen Wort: „Wie sollte ich ein so schweres Unrecht tun und mich gegen Gott versündigen?“ Dem Intrigenspiel des Weibes gelingt es, ihrem Mann gegenüber den Sachverhalt umzukehren und Joseph des versuchten Ehebruches zu verdächtigen. Der Mann glaubte seinem Weibe mehr und ließ Joseph unschuldig ins Gefängnis werfen. Nun, R. hält auch die Lüge des Weibes für einsichtiger als die den „Juden“ Joseph in besseres Licht stellende Bibel. Er spricht von der *„attakierten“* Frau, vom *„ertappten“*, seine *„Unschuld“* (in Anführungszeichen!) beteuernden Joseph! Man fragt sich, mit welchem Recht diese offensichtlich falsche Darstellung historischer Tatsachen? Von anderen Gründen abgesehen, ergibt sich die Glaubwürdigkeit der Bibel daraus, daß sie anderwärts gar keinen Anlaß nimmt, wirkliche Fehler der Patriarchen und Könige zu verschweigen oder zu beschönigen (vgl. etwa Gen. 20; 26; 27; 2. Sam. 11; 1 Kg. 11).

30. „Psalmworte für die Gegenwart“: Deutsche Reden in schwerer Zeit 13 (Berlin 1914), 3 f. (nach L. Dürr, Religiöse Lebenswerte usw. 117).

Joseph kommt überhaupt bei R. schlecht weg. Auf S. 463 heißt es: *„Der Charakter der Juden in ihrer zwischenhändlerischen Tätigkeit und Zersetzung fremder Typen ist sich stets gleich geblieben, von Joseph in Ägypten bis Rothschild und Rathenau, von Philo über David ben Selomo bis Heine."* In Wirklichkeit errettete Joseph durch seine *„zwischenhändlerische Tätigkeit"* Ägypten von einer großen Hungersnot. Und den ägyptischen Typus konnte er schon aus dem Grunde nicht „zersetzen", weil nach R. selbst die Ägypter als *„Mixovariation zwischen Atlantiern und der negroiden Urbevölkerung"* (S. 26) damals kein einheitlicher Typus mehr waren!

Es geht in diesem Zusammenhang nicht darum, die Juden gegen die vielen Vorwürfe R.s zu verteidigen. Wenn R. aber Heldenhaftigkeit ausschließlich den nordischen Völkern zugesteht und den Semiten jede *„heroische Haltung"* abspricht (S. 138), muß dagegen doch auf die Zeugnisse echt heldischer Gesinnung im Alten Testament hingewiesen werden.

R. sagt z. B. (S. 138): *„Das jüdische Volk beginnt mit Viehzüchtungsgeschichten, die aber auch jeder Heldenhaftigkeit ermangeln"*. Man darf annehmen, daß R. beim Niederschreiben dieser Worte nicht an die in Gen. Kap. 14 berichtete Heldentat Abrahams gedacht hat. Jedermann kennt diese uralte Erzählung: wie der *„Viehzüchter"* Abraham mit nur 318 Getreuen das siegreiche Heer der Könige des Ostens bei Nacht überfiel, in die Flucht jagte und ihm seine Beute wieder abnahm. Dazu verzichtete Abraham — wie wenig *„händlerisch"!* — auf die ihm angebotene Belohnung (Gen. 14, 22 f.)! Sind weiter die Taten der Richter, die Philisterkriege Sauls und Davids, der Freiheitskampf der Makkabäer (um nur wenige Beispiele anzuführen) etwa keine Zeichen von „Heldenhaftigkeit", würdig, neben den „Schwertadel Siegfrieds und Herakles'" gestellt zu werden? Mit einer willkürlichen Einengung des Begriffs „Heldenhaftigkeit" läßt sich allerdings trefflich im Sinne R.s argumentieren!

Durch eine Bemerkung R.s auf S. 67 wird der Eindruck erweckt, als ob die später in Rom verehrte *„Große Mutter"*, die *„Große Hure"* der Pelasger, identisch sei mit der *„schönen lieben Hure" von Ninive,* die Nahum 3, 4 genannt sein soll. Beim Propheten ist aber nicht die Rede von der „schönen lieben Hure" von Ninive, vielmehr erscheint das verdorbene Ninive selbst unter dem Bilde einer „anmutigen zauberkundigen Buhlerin", über die der Prophet im Auftrag Gottes sein Wehe spricht!

Ähnlich liegt die Sache bei einer Bemerkung zu einer angeblichen etruskischen Sitte, die Begattung öffentlich zu vollziehen. In Klammern führt R. leichthin an: *„wie auch Absolom mit Davids Kebsweibern 2. Sam. 16, 22"* (S. 62). Was steht im Alten Testament? „Da schlug man für Absalom auf dem Dache ein Zelt auf, und Absalom ging zu den Kebsweibern seines Vaters vor den Augen ganz Israels". Zunächst wird hier nichts von einer Sitte erwähnt, sondern ein einmaliges Vorkommnis, das, wie die später berichtete Strafe Absaloms zeigt, vom Verfasser

der Samuelbücher aufs schärfste verurteilt wird. Zudem kann hier von „Öffentlichkeit" im Gegensatz zu der behaupteten etruskischen Sitte doch nur in eingeschränktem Sinne gesprochen werden (Zelt!).

Es hieße Unmögliches vom Alten Testamente verlangen, wollte man bei ihm den Hochstand christlicher Sittlichkeit, den Glauben in der Klarheit des Neuen Testamentes suchen. Das Alte Testament ist nur eine Stufe der göttlichen Offenbarung und enthält deshalb manches Unvollkommene, Vorläufige, Zeitbedingte. „Das aber ist das Gesetz jeder Entwicklung und Erziehung, unter Schonung der Eigenart aus dem Einfacheren und weniger Vollkommenen, ja Unvollkommenen durch behutsame, geduldige, langwierige Arbeit das Vollkommene und Vollendete herauszuholen"[31]. Und das eine kann bei Hervorhebung aller Unvollkommenheiten des Alten Testamentes nicht bezweifelt werden, daß es vor uns steht als einzigartiges religiöses Dokument, dem in der vorchristlichen Zeit nichts zur Seite gestellt werden kann. Gerade die sich von Jahr zu Jahr vertiefende Kenntnis der Umwelt, in der es entstand — R. selbst spricht von der *„geistigen Dschungelhaftigkeit des vorderen Orients"* (S. 139) —, hat immer deutlicher gezeigt, daß es als reines Menschenwerk und vollends als „jüdisches Buch" schlechthin unerklärlich und unbegreiflich wäre[32].

Unvergessen sollen bleiben die Worte Kardinal Faulhabers in seinen „Adventspredigten": „Bei keinem anderen Volk findet sich eine solche Schriftenreihe, worin so klar, so bestimmt, so einheitlich die Grundwahrheiten des religiösen Lebens dargeboten werden" (S. 12).

„Heute, da Geschichte und Schriftentum der anderen Völker der vorchristlichen Geschichte erforscht sind, kann die Religionswissenschaft Vergleiche ziehen, und sie wird dem Volk am Jordan das Zeugnis ausstellen: Du hast sie alle durch deine religiöse Höhenlinie übertroffen, du hast unter allen Völkern der alten Zeit die höchsten religiösen Werte geboten" (S. 13).

„Im besonderen verdanken die menschliche Kultur und christliche Religion dem Alten Testament einen reinen und erhabenen Gottesgedanken, das Biblischste an der Bibel, die Offenbarung von Jahwe, dem Seienden, von Gott Sabaoth, dem Herrn der Heerscharen. Von dem einzigen Gott, der keine fremden Götter neben sich duldet. Von dem überweltlichen, persönlichen Gott, der in der Offenbarung aus seinen unendlichen Höhen sich niederneigte und durch seine Boten zu den Menschen redete, der sein Gesetz gab und für dieses Gesetz Gehorsam forderte. Von dem Gott, der in der dichterischen, nichtphilosophischen Sprache der Psalmisten mit Hoheit und Herrlichkeit sich um-

31. L. Dürr, Die heilsgeschichtliche Bedeutung usw., 90; vgl. auch J. Pohle, Natur und Übernatur (in: Esser-Mausbach, Religion, Christentum, Kirche I, 337 ff.); A. Rademacher, Gnade und Natur, M.Gladbach 1925, 34 ff.
32. Siehe dazu L. Dürr, Die Einzigartigkeit der israelitischen Religion im Lichte der heutigen vorderasiatischen Wissenschaft (in: Theologie und Glaube 13 [1921], 129—137); ders., Das Unsemitische und Übersemitische in der semitischen alttestamentlichen Religion (in: Theologie und Seelsorge 8 [1931], 1—10).

kleidete, mit dem Licht wie mit einem Mantel sich umgab, die Himmel wie ein Zelttuch ausspannte, die Geister zu seinen Boten machte und das lohende Feuer zu seinem Herold (Ps. 103, 1—4). Der Gottesgedanke ist der höchste Gedanke, den der Menschengeist denken kann" (S. 14/15).

Und endlich auf S. 75/76: „Dieses Gedankengut ist so einzigartig unter allen Kulturvölkern des Altertums, daß wir sagen müssen: Volk Israel, das ist nicht als deine Pflanzung in deinem Garten gewachsen. Dieses Wehe über wucherischen Großgrundbesitz, dieser Kampf gegen die Überschuldung der Landwirtschaft, dieses Verbot, Zins zu nehmen, ist nicht Geist von deinem Geiste. Wer nicht an die Inspiration glaubt und diese Bücher nicht als Gottes Wort und Gottes Offenbarung entgegennimmt, der muß das Volk Israel für das Übervolk der Weltgeschichte halten. Es gibt keine andere Wahl als dieses Entweder-Oder. Entweder glauben wir an die Inspiration der Hl. Bücher, oder wir müssen dem jüdischen Volke sagen: ‚Du bist die genialste Rasse der Weltgeschichte'. Wir glauben an die Inspiration. Wir glauben, daß der Geist Gottes durch den Mund der auserwählten Propheten zur Menschheit gesprochen hat. In diesem Glauben fordern wir immer wieder: Deutsches Volk, bewahre, was du hast! Laß dir das kostbare Erbgut der Hl. Bücher nicht aus der Hand schlagen und dulde nicht, daß der biblische Unterricht aus der deutschen Schule ausgeschaltet und so ein schwerer Raub an den deutschen Kindern begangen werde! Amen."

Zweiter Abschnitt

Das Neue Testament

Das Neue Testament kommt bei R. kaum besser weg als das Alte. Nichts erscheint ihm dringlicher als eine Reinigung des Neuen Testamentes von den vielen *„verfälschenden Zutaten"*, die uns die Möglichkeit genommen haben, die *„große Persönlichkeit des Stifters des Christentums in ihrer eigentlichen Größe zu erschauen"* (S. 13).

„Von seiten eines ringenden Menschen (nicht des Staatspolitikers) ist deshalb die Bewegung zu stärken, welche die Streichung offenbar verstellter und abergläubiger Berichte aus dem Neuen Testament anstrebt. Das notwendige fünfte Evangelium kann dabei aber natürlich nicht von einer Synode beschlossen werden. Es wird die Schöpfung eines Mannes sein, der die Sehnsucht nach Reinigung ebenso tief erlebt, wie er die Wissenschaft des Neuen Testamentes durchforscht hat" (S. 603).

Mit dürren Worten also: Gottes Wort soll durch Menschenwerk verdrängt werden! Die im Gottessohn Jesus Christus vollendete Offenbarung soll auf Grund menschlichen Gutdünkens verbessert werden! Für den Christen hört hier natürlich alle Diskussion auf.

Des Neuen Testamentes Echtheit, Unverfälschtheit und Glaubwürdigkeit steht über allen Zweifel fest [1]. Wer seinen göttlichen Ursprung

1. Vgl. etwa B. Goebel, Katholische Apologetik, Freiburg 1930, 90—125.

und die Göttlichkeit Jesu Christi bestreitet, sieht sich vor die Notwendigkeit gestellt, geschichtliche Dokumente umzudeuten und zu „verbessern". Zu welchen „Erfolgen" solche „Wissenschaft" zu führen imstande ist, zeigt das klägliche Schicksal der radikalen Bibelkritik vergangener Jahrzehnte.

1. Die Persönlichkeit Christi

In dem Gesagten ist schon angedeutet, daß Jesus Christus für R. eben nur eine „große Persönlichkeit" ist, aber auch nicht mehr. Da eine Anerkennung von Jesu Gottessohnschaft und Erlöseramt für R. von vornherein nicht in Frage kommen kann, gehören alle diesbezüglichen Aussagen der Evangelien oder anderer neutestamentlicher Schriften eben zu den *„verfälschenden Zutaten"*, sind *„christliche Legenden"* (S. 132), die keinen Glauben beanspruchen können.

„Die große Persönlichkeit Jesu Christi, wie immer sie auch gestaltet gewesen sein mag, wurde gleich nach ihrem Hinscheiden mit allem Wust des vorderasiatischen, des jüdischen und afrikanischen (sic!) *Lebens beladen und verschmolzen"* (S. 74). *„Jungfrauengeburt", stoffliche „Auferstehung" Christi, „Himmel- und Höllenfahrt"* gehören zu den *„christlichen Legenden, die allen Ernstes noch heute den Europäern verkündet werden"*. Sie stehen nach R. auf der gleichen Stufe wie die *„verschiedenen Gesichte katholischer Heiliger"* (S. 132)! Die von Jesus berichteten Wunder gehören selbstverständlich auch in den Bereich der Legende.

„Im Urevangelium des Markus finden wir ... auch die sagenhaften Züge von den Besessenen, was wir ebenso auf volkstümliche Erzählungen zurückführen können wie die ausschmückenden Zugaben zu den Abenteuern etwa Friedrichs des Großen und des hl. Franziskus, der sogar den Vögeln gepredigt haben soll" (S. 607).

Man fragt sich, wie es Leser geben mag, die kein Gespür für die kaum faßbare Willkür haben, mit der sich R. über uralte, mit Recht als geschichtliche Quellen gewertete Überlieferungen einfach hinwegsetzt. Wohin würde es führen, wenn jeder das gleiche Recht wie R. für sich in Anspruch nehmen wollte, mit beliebiger Auswahl irgendwelcher neutestamentlicher Berichte ein Christusbild nach eigenem Geschmack zu entwerfen? Die Vielzahl der sog. christlichen Sekten zeigt zum Erschrecken, was das Ergebnis und gleichzeitig das Ende wäre!

Klugerweise unterfängt sich R. nicht, das von ihm geforderte *„neue Jesusbild"* (S. 414) in allen Einzelheiten auszumalen. Er begnügt sich damit, hie und da einige Andeutungen zu machen, wie nach seiner Meinung die Persönlichkeit Jesu zu verstehen ist.

Zunächst übernimmt er von Chamberlain, Delitzsch, Dinter und Jung die Mär von der angeblichen arischen Herkunft Jesu. Die Formulierung ist allerdings sehr vorsichtig: *„Was Jesu Herkunft betrifft, so liegt, wie schon von Chamberlain und Delitzsch betont worden ist, nicht der geringste zwingende Grund zur Annahme vor, daß Jesus jüdischer Herkunft gewesen, wenn er auch in jüdischen Gedankenkreisen auf-*

gewachsen ist“ (S. 76 Anm.). Nach S. 27 ist Jesus aus der von den Amoritern gebildeten *„nordischen Schicht“* Galiläas hervorgegangen. Was von solchen Behauptungen zu halten ist, kennzeichnet treffend ein Wort E. Meyers, des berühmten Erforschers der alten Geschichte: „Daß ich die mehr als naiven Versuche, nachzuweisen, Jesus sei ein Arier gewesen, einer Erörterung unterziehen soll, wird hoffentlich niemand erwarten“ [2].

Wenn man auch besser daran täte, diesem löblichen Beispiel E. Meyers zu folgen, lohnt es sich doch einmal, folgende Behauptung R.s nachzuprüfen: *„Einige interessante Forschungsergebnisse findet man bei Dr. E. Jung, ‚Die geschichtliche Persönlichkeit Jesu‘ (München 1924). Laut dem syrischen Christenprediger Ephraem (4. Jahrhundert) hatte Jesus zur Mutter ein danaitisches Weib (aus Dan gebürtig) und einen Lateiner zum Vater. Ephraem sieht darin nichts Unehrenhaftes und fügt hinzu: ‚Jesus hat so seine Abstammung von zwei allergrößten und allerberühmtesten Völkern hergeleitet, die mütterliche nämlich von den Syriern, die väterliche von den Römern‘. Ephraem setzt dieses Wissen als allbekannt voraus“* (S. 76 Anm.). Das zitierte Buch von E. Jung ist zurzeit vergriffen (Neuauflage in Vorbereitung), und es war deshalb unmöglich, diese Quelle R.s zu kontrollieren. Vollwertigen Ersatz bietet aber die soeben erschienene 4. Auflage eines anderen Buches des gleichen Verfassers: Die Herkunft Jesu, Innsbruck 1934. Ein Blick in dieses Buch führte überraschend zur Aufklärung des von R. gebrachten Zitates. Die Nachricht von der angeblichen danaitisch-lateinischen Abstammung Jesu findet sich tatsächlich nicht bei Ephräm, wird aber von E. Jung (S. 223 ff.) aus sog. „inneren Gründen“ in eine Predigt Ephräms hineininterpretiert. Diese „Gründe“ erweisen sich bei näherem Zusehen als noch weniger denn fadenscheinig. Jakob von Edessa, ein syrischer Schriftsteller des 7. Jahrhunderts, schrieb eine Abhandlung über die Weissagung des Patriarchen Jakob (Gen. 49), die in der syrisch-lateinischen Ausgabe der Werke Ephräms (Rom 1732—46, 6 Bände) mitabgedruckt wurde. Sich auf Hippolyt berufend, weiß Jakob von Edessa (I, 192) zu berichten, daß der Antichrist (!!) von einer danaitischen Mutter und einem lateinischen Vater stammen werde. Ephräm bemerkt nun in einer seiner Predigten, daß der Antichrist die äußere Gestalt des wahren Hirten (d. i. Christus) annehmen werde. Ohne ernsthaften Grund schiebt E. Jung die Bemerkung des Jakob von Edessa dem Ephräm zu, kombiniert beide Notizen und folgert nun: Wenn der Antichrist dem wahren Christus gleichen soll und wenn von ihm feststeht, daß er eine danaitische Mutter und einen lateinischen Vater haben wird, muß auch der wahre Christus die gleiche Abstammung gehabt haben. Eine einfach überwältigende Argumentation! [3] Und R. schreibt unter Übergehung des „Beweisganges“ ein-

---

2. Ursprung und Anfänge des Christentums II, Stuttgart 1921, 425 (nach H. Kaupel a. a. O. 23). Vgl. auch J. Leipoldt, War Jesus Jude?, Leipzig und Erlangen 1923; L. Dürr, Die heilsgeschichtliche Bedeutung usw., 95.

3. Diese Argumentation wird noch lächerlicher, wenn man einmal den Quellen nachgeht, aus denen die von Jakob von Edessa bezeugte Tradition einer danai-

fach: *„Laut dem syrischen Christenprediger Ephraem (4. Jahrhundert) hatte Jesus zur Mutter ein danaitisches Weib (also aus Dan gebürtig) und einen Lateiner zum Vater!“* So entstehen im 20. Jahrhundert Mythen!

Bei R. heißt es — offenbar nach Jung — weiter: *„Ephraem sieht darin nichts Unehrenhaftes und fügt hinzu: ‚Jesus hat so seine Abstammung von zwei allergrößten und allerberühmtesten Völkern hergeleitet, die mütterliche nämlich von den Syriern, die väterliche von den Römern‘. Ephraem setzt dieses Wissen als allbekannt voraus.“* Auch dieser Satz steht nicht bei Ephräm, sondern ebenfalls in dem schon erwähnten Scholion des Jakob von Edessa, und zwar ist wieder nicht von Jesus, sondern vom Antichrist die Rede! „Der Antichrist wird also seine Abstammung herleiten von zwei der größten und berühmtesten Völker: die mütterliche nämlich, wie ich gesagt habe, von den Hebräern, die väterliche von den Römern“ (I. Band der zitierten Ephräm-Ausgabe, S. 192). Mit welchen „Gründen“ hier Jung-R. aus dem Antichrist einen Jesus machen will, ist mir unerfindlich. Damit die Täuschung vollkommen wird, setzt R. hinzu: *„Ephraem setzt dieses Wissen als allbekannt voraus“!* Jedes weitere Wort ist überflüssig.

Es erübrigt sich auch darauf hinzuweisen, daß Ephräm unzählige Male von Jesus Christus als dem wahren Sohn Gottes spricht, z. B.: „Er ist der Eingeborene aus dem Vater und der Eingeborene aus Maria“. „Wer leugnet, Maria habe Gott geboren, wird nie die Herr-

tisch-lateinischen Herkunft der Antichrist geflossen ist. Zum erstenmal spricht der hl. Irenäus, Bischof von Lyon (Ende des 2. Jahrhunderts) davon, daß der Antichrist aus dem Stamme Dan hervorgehen werde. Er sagt: „Jeremias aber verkündete deutlich nicht nur seine (d. i. des Antichrists) plötzliche Ankunft, sondern auch den Stamm, aus dem er kommen wird, mit den Worten: ‚Aus Dan werden wir die Stimme seiner schnellen Rosse hören; von dem Wiehern seiner Rennrosse wird die ganze Erde erbeben, und er wird kommen und die Erde verschlingen und ihre Fülle und die Stadt und ihre Bewohner‘ (8, 16). Und deshalb wird dieser Stamm in der Apokalypse nicht zu denen gezählt, die gerettet werden“ (Adv. haer. V, 30, 2: zitiert nach Bibliothek der Kirchenväter. Irenäus II, 231). Hippolyt, auf den sich Jakob von Edessa beruft, zieht zum Beweise der danaitischen Abstammung des Antichrists noch die Stelle Gen. 49, 17 heran: „Dan ist wie die Schlange am Weg, wie die Viper am Pfad“ (De consummatione mundi. Kap. 19. Migne PG 10, 920 f.). Auch Hippolyt vergleicht Christus mit dem Antichrist: „Denn in allem will jener Verführer den Sohn Gottes nachahmen“ (Kap. 20). Vorher aber hat er ausdrücklich gesagt: „Wie aber Christus aus dem Stamm Juda geboren ist, so wird der Antichrist aus dem Stamm Dan geboren werden“ (Kap. 19). Wie sollten auch die Stellen, die von Irenäus und Hippolyt für die danaitische Abstammung des Antichrists benutzt werden, auf Christus Anwendung finden können?

Die Vermutung, daß der Antichrist einen lateinischen Vater haben werde, entstammt einer an Apk. 13, 18 anknüpfenden Spekulation. Die Stelle lautet: „Wer Verstand hat, berechne die Zahl des Tieres; es ist die Zahl eines Menschen sechshundertsechsundsechzig.“ In dem Tier erblickten einzelne Väter den Antichrist und wollten nun mit Hilfe der Zahl 666 seinen Namen ergründen. Unter vielen anderen Möglichkeiten ergibt auch die Summe der in Zahlen umgerechneten Buchstaben des griechischen Wortes LATEINOS den Wert 666. Deshalb sagt schon Irenäus: „LATEINOS hat auch die Zahl 666, und es ist sehr wahrscheinlich, daß das letzte Reich so heißen wird“ (Adv. haer. V, 30, 3). LATEINOS galt also als einer der möglichen Namen des Antichrists, eine spätere Zeit machte daraus einen lateinischen Vater des Antichrists, und auf dem Umwege über E. Jung wird bei R. daraus ein „lateinischer Vater Jesu!“

lichkeit seiner Gottheit schauen".[4] Nie hat Ephräm etwas anderes gelehrt als das Neue Testament und die Gesamtheit der Kirche, daß nämlich Jesus der Sohn Gottes war, geboren aus Maria der Jungfrau.

Das N. T. bezeugt, daß Jesus Sohn Davids, also „dem Fleische nach" Jude war. „Israeliten sind sie; . . . aus ihnen stammt dem Leibe nach Christus" (Röm. 9, 4 f.). Den Stammbaum Jesu lesen wir Mt. 1, 1—17 und Lk. 3, 24—38. Und so verkündete der Engel Gabriel: „Siehe du wirst empfangen und einen Sohn gebären und du sollst ihm den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten heißen. Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben" (Lk. 1, 32f.). So löst Gott das Wort ein, das er schon dem Abraham, dem Stammvater des jüdischen Volkes, gegeben hatte: „In deinem Samen sollen gesegnet sein alle Völker der Erde" (Gen. 22. 18).

Nicht nur die Gottessohnschaft Jesu wird von R. bestritten, er versucht auch klarzumachen, daß Jesus selbst nie Messias im Sinne der Juden habe sein wollen. Erst eine *„spätere Welt"* habe ihn zum Messias gestempelt. An verschiedenen Stellen seines Buches macht R. hierüber Ausführungen, die sämtlich ohne weiteres widerlegt werden können. Einmal heißt es: *„Vor allem weiß Markus[5] nichts von Jesus als dem ‚Erfüller' des jüdischen Messiasgedankens, den uns Matthäus und Paulus beschert haben zum Unheil für die ganze abendländische Kulturwelt. Noch mehr. Als der geschwätzige Petrus von Jesus sagte: ‚Du bist der Messias' (Markus 8, 29), da ‚bedrohte' Jesus den Petrus and verbot seinen Jüngern, solches zu sagen"* (S. 604 f.). So R. Wie aber lautet der letzte Teil des zitierten Verses richtig? „Da schärfte er ihnen ein, niemand etwas über ihn zu sagen". Damit ergibt sich ein ganz anderer Sinn. Jesus weist nicht etwa den Messiastitel ab, sondern verbietet seinen Jüngern nur vorläufig, diese Kenntnis dem dafür noch nicht reifen Volke mitzuteilen. Und gerade Markus berichtet später von dem klaren Messiasbekenntnis Jesu vor dem Hohen Rate: „Wieder fragte ihn der Hohepriester und sagte zu ihm: Bist du der Christus (d. i. der Messias), der Sohn des Hochgebenedeiten? Jesus antwortete: Ich bin es, und ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Kraft sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen" (Mk. 14, 61 f.; vgl. Mt. 26, 63 f.). Wie stimmt das zu der Behauptung R.s, daß Markus nichts von Jesus als dem „Erfüller" des jüdischen Messiasgedankens wisse?

Wohl erscheint Jesus bei Markus nicht so häufig als der verheißene Messias, wie etwa bei Matthäus. Diese Tatsache findet jedoch zwanglos ihre Erklärung in dem verschiedenen Leserkreis, für den die beiden Evangelien bestimmt sind: Matthäus schreibt für schon mit dem Messiasgedanken vertraute Judenchristen, Markus, der Petrusschüler,

4. O. Bardenhewer, Des heiligen Ephräm des Syrers ausgewählte Schriften (Bibliothek der Kirchenväter 37), Kempten und München 1919, 190.

5. Das Markusevangelium gilt bei R. noch am meisten.

für Heidenchristen, denen vor allem Jesu übermenschliche, göttliche Macht gezeigt werden soll [6].

R. weiß nicht nur zu sagen, daß Jesus erst später zum Messias gemacht worden ist, er versucht auch zu erklären, wie es dazu gekommen ist. Es ist das zwar schon oben im geschichtlichen Teile behandelt worden, doch sei diese Stelle hier nochmals in vollem Wortlaut angeführt: *„In Kleinasien übten die Römer ein straffes Regiment aus und trieben unerbittlich ihre Steuern ein; in der unterdrückten Bevölkerung entstand folglich die Hoffnung auf einen Sklavenführer und Befreier: das war die Legende vom Chrestos. Von Kleinasien gelangte dieser Chrestosmythus nach Palästina, wurde lebhaft aufgegriffen, mit dem jüdischen Messiasgedanken verbunden und schließlich auf die Persönlichkeit Jesu übertragen usw."* (S. 74).

(Die Richtigstellung dieser völlig falschen Behauptung lies oben S. 6.)

So ganz sicher scheint R. in dieser Ableitung des Messiastitels Jesu doch nicht zu sein. An einer anderen Stelle behauptet er: *„Die christliche Kirche eignete sich die persische Heilandsidee vom Weltfriedensfürsten Çaoshianç an, wenn auch entstellt durch den jüdischen Messiasgedanken"* (S. 33; vgl. 130). Auch diese Behauptung ist reine Willkür.

Ich verzichte darauf, alle Einseitigkeiten, die sich in der R.schen Deutung der Christuspersönlichkeit finden, ad absurdum zu führen. Einige Stellen mögen für sich selber sprechen. Für R. ist *„Jesus der Held. Nicht der Zerschundene, nicht der magisch Entschwundene der späten Gotik, sondern die einmalige herbe Persönlichkeit"* (S. 414). *„Aus der inneren Neueinstellung zum Jesusbilde aber ergibt sich auch eine unbedingt notwendige, scheinbar nur äußerliche Änderung: der Ersatz der die quälende Kreuzigung darstellenden Kruzifixe in Kirchen und auf Dorfstraßen". „Eine Deutsche Kirche wird nach und nach in den ihr überwiesenen Kirchen an Stelle der Kreuzigung den lehrenden Feuergeist, den Helden im höchsten Sinne darstellen"* (S. 616) [7]. An einer anderen Stelle ist Jesus der *„Empörer aus Nazareth"*. Bewiesen wird dieser Titel durch zwei aus dem Zusammenhang gerissene Evangelienstellen: *„Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert". „Ich will ein Feuer entzünden auf Erden, und ich wünschte, es brennete schon"*. (Die erste Stelle entstammt ausgerechnet dem von R. so heftig abgelehnten Evangelium des *„jüdischen Zeloten"* [S. 13] Matthäus.) Mehr kann man Jesus kaum mißverstehen!

2. *Das Christentum*

Wie R. Christus als den Sohn Gottes ablehnt, so lehnt er auch sein Werk ab. Das Christentum, so wie es gläubige katholische und evangelische Christen bekennen, mit dem Herzstück der Lehre vom Kreuze,

---

6. Vgl. H. J. Vogels, Grundriß der Einleitung in das Neue Testament, Münster 1925, 58 f., 69.
7. Hierzu vgl. man die ausgezeichnet orientierenden Ausführungen von O. Kuß, Das heldische Jesusbild in der Gegenwart (in: Theologie und Glaube 26 [1934], 685—711).

von dem Lamm Gottes, das uns erlöste von unseren Sünden, dieses Christentum lehnt R. ab. Und er lehnt es gründlich ab. *„Mit dem Wegfall der Predigten über den Knecht und den Sündenbock als das Lamm Gottes, die Betrauung des Petrus mit der Gründung der römischen Kirche, der ‚Erfüllung' des Alten Testamentes, des Ablasses, von den magischen Wundermitteln usw. wird eine entsprechende Änderung des äußeren Gebrauchstums (Ritus) vor sich gehen müssen“* (S. 615/616). Daß R. konsequenterweise die Entfernung der Kruzifixe fordert, lasen wir eben.

Aber dennoch lehnt R. das Christentum nicht schlechthin ab, wie wir nun vermuten möchten. Er bekennt sich vielmehr weiterhin zu ihm. Denn unser Christentum mit Kreuz und Gotteslamm, mit Demut und Erbarmen, nennt R. *„negatives Christentum“* — und dem gegenüber stellt er das *„positive Christentum“: „Der gewaltige Prediger und der Zürnende im Tempel, der Mann, der mitriß und dem ‚sie alle' folgten . . ., nicht der Gekreuzigte ist heute das bildende Ideal, das uns aus den Evangelien hervorleuchtet“* (S. 604). *„Nicht vom Leben des Soter (des Heilandes) ging also die Welt aus, sondern von seinem Tode und dessen wunderbaren Folgen, dem einzigen Motiv der paulinischen Briefe. Goethe aber empfand gerade das Leben Christi als wichtig, nicht den Tod, und bezeugte dadurch die Seele des germanischen Abendlandes, das positive Christentum gegenüber dem negativen der auf etrusko-asiatische Vorstellungen zurückgehenden Priesterherrschaft und des Hexenwahns“* (S. 78). *„Das negative und das positive Christentum standen von je im Kampfe und ringen noch erbitterter als früher gerade in unseren Tagen“* (S. 79) . . . . *„das positive Christentum ruft erneut die Kräfte des nordischen Blutes wach“* (S. 79).

Uns aber will scheinen, daß die Majestät des Sohnes Gottes nicht erträgt, wenn jemand über sie richten will, um je nach der Eigenart seines Blutes dies und jenes an Christus als negativ abzulehnen oder als positiv anzuerkennen. Christus ist es ja, der jedem Volke seine Eigenart gab, und er urteilt souverän über die Völker, und er verlangt, daß sie sich ausrichten nach ihm, und nicht er kann sich ausrichten nach ihnen.

Die Ablehnung des Kreuzes durch R. ist nicht so sehr rassisch bedingt, wie er es wohl verstehen möchte, sondern ist ein allgemein menschliches, auch bei Juden und Griechen bezeugtes Sich-Wehren des Menschen gegen die Gedanken Gottes, die oft anders sind als die Sehnsuchts-Träume der Menschen. Ebenso ist die Annahme des Kreuzes und des „negativen Christentums“ nicht rassisch bedingt, sondern Gnadenwirken Gottes und Eingehen der Völker auf Gottes Wirken. Während die Juden in ihrer Mehrzahl das Kreuz ablehnten, haben die besten Zeiten unseres Volkes im Zeichen des Kreuzes gestanden. Und die Gräber *„der zwei Millionen Deutscher Helden, die im Weltkriege fielen“*, denen R. sein Buch widmet, ruhen unter dem Kreuze!

„Wir predigen Christus den Gekreuzigten:
Den Juden ein Ärgernis,
Den Heiden eine Torheit“ (1 Kor. 2, 23).

Auch die Juden wollten einen Christus der Herrlichkeit; einem Messias-König, der mit Macht an den Säulen des bedrückenden römischen Weltreiches gerüttelt hätte, wären ihre Herzen zugeflogen. Aber Christus, in Kraft und Majestät und Würde und Hoheit vor uns und vor ihnen stehend, dieser Christus war gekommen „zu suchen, was verloren war", zu heilen und zu retten, zu leiden und zu sterben. Das konnten die Seinen nicht begreifen, seine Apostel konnten es nicht fassen, bis zum Schluß träumten sie den Traum der irdischen Größe, und als dann Kreuz und Tod kam, wurden sie an Christus irre. Da erstand der Herr vom Tode und sandte seinen Heiligen Geist, der uns erleuchtet, daß wir erkennen, daß das Kreuz kein Ärgernis ist, daß Demut nicht Feigheit ist, sondern Mut zur Wahrheit und sich selbst gegenüber, daß Güte nicht Schwäche ist, sondern die Kraft Gottes, die uns zum Mitbruder treibt. Das ist das Neue, das in die Welt kam, das Unerhörte, das, was der Welt zum scandalum, zum Ärgernis ward. Und das Neue, im Zeichen des Kreuzes, das eigentlich Christliche, das Über-Menschliche, das nennt R. nun das *„negative Christentum"!* Und nur das, was seines „Blutes" Stimme zu entsprechen scheint, nennt er an Christus positiv![8].

„Der natürliche Mensch erfaßt nicht, was vom Geiste Gottes kommt. Es gilt ihm als Torheit, und er kann es nicht verstehen, weil es geistig (d. h. im Geiste Gottes) verstanden sein will" (1 Kor. 2, 14). Das, was R. positives Christentum nennt, das heißt nicht nur Ableugnung der Gottheit Jesu, Ablehnung der Heiligen Schriften, Ablehnung der Kirche Christi, das heißt auch Abweisung der Erlösung durch Christi Tod, Aufhören der Meßfeier als der Erneuerung dieses Opfers, Entfernen der Kruzifixe nicht nur aus den Schulen, nein aus den Kirchen! Und das alles im Namen des Christentums selbst!! — Wir aber bekennen uns zum Christentum Christi, zum ganzen Christentum, zum Christentum des Kreuzes, zum Christentum des Ewigen Heiles, das Gott uns bereitet hat!

---

8. Wegen seiner Zweideutigkeit sollte man den Ausdruck „positives Christentum" lieber ganz vermeiden und einfach von „Christentum" sprechen.

III.

Zum Eckehart-Problem

Für den Laien sei kurz vorweg bemerkt: Meister Eckehart war der bedeutendste aller mittelalterlichen Mystiker. Unter der hohen Mystik verstehen wir jenes frohe Eintauchen des ganzen Gemütes in die unausschöpfbaren Herrlichkeiten Gottes, wobei spekulatives Denken und liebender Wille einander mehr oder minder die Waage halten.

Meister Eckehart wurde um 1260 in Hochheim (Thüringen) geboren. Er gehörte dem ritterlichen Stande an. Er wurde Dominikaner und studierte in Köln und Paris. Um 1302 erhielt er die Würde eines Magisters (daher Meister) an der Pariser Universität. Er war mithin an dieser bedeutendsten aller Universitäten Professor. Durch das Vertrauen seiner Ordensoberen wurde er bereits 1304 Ordensprovinzial für Sachsen, d. h. das nordwestliche Deutschland. Einige Jahre später erhielt er dann den ehrenden Auftrag, auch noch die böhmische Ordensprovinz zu übernehmen, um hier besonders reformierend zu wirken. Zwischendurch predigte er im weiten Deutschland mit größtem Ruhme. Dann ging er zum zweitenmal an die Pariser Universität, um gegen Ende seines Lebens in Köln zu lehren. Hier entspannen sich Zwistigkeiten mit den Franziskanern, die manche seiner Sätze angriffen. 1326 leitete der Kölner Erzbischof einen Prozeß in Glaubensdingen gegen ihn ein. Der Erfolg war, daß 28 der Eckehartschen Thesen von Papst Johann XXII. im Jahre 1329 verurteilt wurden. Zwei Jahre vor der Veröffentlichung des Urteils aber war Eckehart bereits zu Köln gestorben.

Seine Schriften sind zum größten Teil lateinisch und behandeln Fragen philosophisch-theologischen, vor allem schrifterklärenden (exegetischen) Inhalts. Seine deutschen Predigten sind von Pfeiffer 1857 herausgegeben, heute textkritisch untersucht von Josef Quint. Ein Teil des lateinischen Schrifttums ist verloren und das noch vorhandene zumeist ungedruckt.

*

Die Abkürzungen Pf. u. Dan. im folgenden verweisen auf:

Pfeiffer: „Meister Eckart". 4. unveränderte Auflage. Göttingen 1924.

Daniels: „Eine lateinische Rechtfertigungsschrift des Meister Eckart". In „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters", herausgegeben von Clem. Bäumker, Bd. XXIII, Heft 5. Münster 1923. Kurz zitiert defensorium.

Hingewiesen sei noch auf die erst nach der ersten Veröffentlichung dieser Studie erschienene ausgezeichnete Schrift von A. Dempf: Meister Eckhart. Eine Einführung in sein Werk. Leipzig 1934.

Erster Abschnitt

Eine Deutung

Die Weltanschauung R.s, seine Religion des Blutes, der Mythus des 20. Jahrhunderts soll bereits im 13. ihre große Geburtsstunde erlebt haben, und zwar in Meister Eckehart. *„In ihm kam die nordische Seele zum erstenmal ganz zum Bewußtsein ihrer selbst“*, *„in seiner Persönlichkeit liegen alle unsere späteren Großen gebettet“*. So schreibt R. S. 259.

R. will den Nachweis erbringen, daß *„die Urdogmen des deutschen Glaubens von heute hier bereits grundgelegt sind“: „die freie, adelige schöne Seele“* sei niemanden, weder Gott noch Mensch oder gar so etwas wie Kirche, verbunden außer einzig ihrem Blut, ihrer Rasse. Schon bei Meister Eckehart feiere sie fröhliche Urständ aus dem harten Joch syrisch-afrikanisch-römischer Zwangs- und Dunkelmächte. Diese Seele sei entstiegen und darum gebunden an ihr arteigenes Erb- und Blutgut, religiös orientiert somit nach unten, den biologischen Tiefengründen ihrer Existenz. Diese Seele trüge in sich *„die ursprünglichen Bewußtseinsgegensätze“*, die *„ewige Polarität des Daseins“* (S. 243). Natur — Freiheit, Gott — Natur (S. 231), die sie aller gegenständlichen Welt von sich aus zuspricht.

Gott ist also schon für Eckehart und damit alle nordische Seelenhaltung nur mehr eine unvermeidbare *„Idee“*, eine Art Postulat im Sinne Kants, das wir brauchen, um überhaupt der untergründigen Elemente unseres Daseins bewußt zu werden, sie begrifflich irgendwie festhalten zu können. So ist der Herrgott eben nur noch ein Produkt unserer Seele, als *„neues Objekt von ihr geschaffen“* (S. 222). Diese Seele verkündet in selbstherrlicher Autonomie, in *„Freiheit und Ehre“* ihre *„Gleichwertigkeit“* diesem Gott gegenüber (ebenda). Dieser Liberalismus der Eckehartschen Seele soll sich also bis zum *„demokratischen“* Gleichheitsanspruch ihrem Gott gegenüber steigern, den sie — wohlgemerkt — selbst geschaffen, und den sie nur gebraucht, um in der Ökonomie ihres metaphysischen Haushalts zurechtzukommen.

Aber Kant ist noch mehr von Eckehart vorweg abgeschrieben. Gott ist nichts anderes als die *„religiöse“* Umschreibung des erkenntnistheoretischen Grenzbegriffs vom Ding an sich. Ja, Eckehart soll in Raum und Zeit, den Begriffen von Ursache und Wirkung nichts anderes sehen als bloße Ordnungsformen, die nötig sind, um den andrängenden Erscheinungsstoff zu bewältigen (S. 222). Dieses *„Grundbekenntnis alles arischen Wesens“*, *„diese seine deutsche Religion“* (S. 254) scheut sich Eckehart denn auch nicht, *„freudig und offen hinauszurufen“* (S. 222) in die Welt *„der Dogmen, Kirche und Päpste“* (S. 222), mit ihrer *„römisch-lateinischen Aufpfropfung“* (S. 255) und *„ihren Höchstwerten Liebe, Demut und Barmherzigkeit“* (S. 233).

Dazu stimmt es allerdings nicht ganz, wenn *„die adelige Seele“* (S. 232) *„des ketzerischen Eckehart“* (S. 223) mit ihren nicht nur eigenschaftlichen, sondern wesenhaften Höchstwerten *„Ehre und Freiheit“* (S. 218), wenn dieser *„größte Apostel des nordischen Abendlandes“*

(S. 218), dem doch für ihn eigentlich selbstverständlichen Martyrium so abhold scheint, daß er nicht *„im offenen Angriff gegen Rom"*, sondern nur im *„bildhaften, positiven Hinstellen seelischer Erfahrungen"* (S. 233) seiner Mission genügt. Aber eine ähnliche Zweideutigkeit umgibt auch den — wie es S. 247 heißt — *„e h r w ü r d i g e n Thomas von Aquino"*, der aber auf S. 255 bereits *„offenbar aus der Art geschlagen und fahnenflüchtig"* geworden ist.

Diesen Wertungssprüngen wäre kaum Bedeutung beizumessen, wenn sie nicht Ausfluß eben einer völlig verfehlten Grundhaltung wären. Es rächt sich auf Schritt und Tritt, daß R. s e i n Weltbild, seine Religion des Blutes rücküberträgt auf jene hohe Zeit, deren Verständnis sich einem derart antirömischen Affekt niemals erschließen dürfte. Idem eodem cognoscitur, dasselbe wird nur durch dasselbe erkannt. Dieses alte aristotelisch-thomistische Erkenntnisaxiom gilt auch für die Geistesgeschichte des Mittelalters. Man muß noch ein Stück Mittelalter bzw. echt katholischer Mystik im Herzen tragen, um diesem großartigen Phänomen deutscher Katholizität verstehend begegnen zu können. Aber völlig verfehlt ist es, an einem Weltbild von heute, dem das 19. Jahrhundert durch den Franzosen Gobineau, den Engländer Chamberlain alles Wesentliche zugesteuert, und dem etwas kantischer Idealismus schlecht beigemischt wurde, wenn man an diesem Weltbild Eckehart bemessen will. Nicht bei einem mehr oder minder affektiven Rückgang vom Heute her, sondern einzig beim methodisch-besonnenen Einsatz an weit vorläufiger Zeitstelle gibt sich dem g e n e t i s c h e n Geschichtsverständnis eine historische Erscheinung. Und so auch hier.

Das Phänomen Eckehartscher Mystik will eingebaut sein in die große antik-mittelalterliche Tradition, in den Strom jener philosophia perennis (durchdauernden Philosophie), der bei Platon-Aristoteles aufquillt, um sich über den Neuplatonismus Augustins hinweg aufzustauen in den großartigen Gedankenschöpfungen des hl. Thomas von Aquino. Wer Eckehart aus dieser Welt herauslöst, ihn zur Angelegenheit heutiger Meinungen und Parteiungen mit all ihren unerquicklichen Ressentiments und schlecht verhüllten Tendenzen macht, hat sicherlich nicht den klaren und ungetrübten Blick, der nötig ist, um sich in die Feinheiten und zarten Filigrane Eckehartscher Spekulation geruhig zu vertiefen. Sagt Meister Eckehart doch selbst einmal, daß seine Lehre zum Teil „seltsam, schwierig und sinnverwoben" (rara, difficilis, subtilis) sei und sich nur einem „verständigen und frommen" (pie et sane) Gemüt erschließe (Daniels: Defensorium, S. 2 u. 34). So muß man ihn aus der tiefen Religiosität des Mittelalters, seiner spekulativen Denkkraft, seinem gigantischen antik-christlichen Kulturausgleich, dem rezipierten Aristoteles, dem fortquellenden Neuplatonismus, aus Patristik, vor allem aber aus den biblischen Quellenschriften, aus Altem und Neuem Testament, besonders aus paulinischer-augustinischer „Existenzialtheologie" heraus verstehen, aber doch sicher nicht aus den erkenntniskritisch-rassebiologischen Gedankenstücken des 19. Jahrhunderts. Man erwäge dazu noch die strenge Gebundenheit des Mittelalters an eben jene Autoritäten, deren Gedankengut man höchstens zu erläutern, aber

kaum fortzubilden wagt, es sei denn in jener freundschaftlichen Interpretation, mittels der z. B. der hl. Thomas den großen Augustinus unter der Hand umdeutet. Nur ein Geist, der sich an jenen überzeitlichen Quellen sattgetrunken, hat im Mittelalter das Recht, sich zu produzieren. Mit Recht befürchtete man allzu frühen geistigen Leerlauf, darum mußte man erst erworben haben, um zu besitzen. Auf billige Subjektivität ward gern verzichtet. Den Liberalismus einer *„alleinigen, freien Vernunfterkenntnis"*, wie ihn R. (S. 254) unserem Meister ansinnt, den kannte man nun ganz und gar nicht. Man schätzte ihn aus gesunder und universaler Seelenhaltung heraus nicht, auch ohne daß man erst — wie wir — die Erfahrungen des 19. Jahrhunderts hätte machen müssen.

So mögen im folgenden die traditionellen Autoritäten Meister Eckeharts, über die man in seinen Schriften geradezu stolpert, obenhin erwähnt sein: Platon, Aristoteles, Proclus, Dionysius, Cicero, Horaz, Seneca, Avicenna, Avencebrol, der „liber de causis" (das Buch über die Ursachen), Moses Maimonides, Origines, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Johannes Damascenus, Augustinus, Hieronymus, Gregor der Große, Boetius, Bernhard von Clairveaux, Hugo und Richard von St. Victor, Petrus Lombardus, Albert der Große und Thomas von Aquin. An den transzendentalen Idealismus oder an moderne Rassentheorien hat wohl keiner von ihnen gedacht.

Daß ein ganz wesentlicher Teil Eckehartschen Schrifttums der Bibelerklärung gewidmet ist, muß ausdrücklich erklärt werden. Die Erklärung des Johannesevangeliums war geradezu des Meisters literarisches „Lieblingskind". Wenn R. demgegenüber konstatieren kann, *„daß er sich nicht auf kirchliche Lehrsätze, ja nicht einmal die Bibel berufe (wie später Luther)"* (S. 254), so sei das nur als Kuriosum hier angemerkt. Äußeres Zeichen dieser hohen geistigen Abkunft Meister Eckeharts ist dann auch die lateinische Sprache, der fast neun Zehntel seines Schrifttums zugehören. Bei all seiner schöpferischen Sprachgewalt, mit welcher der Prediger Eckehart seinen deutschen Hörern ans Herz griff und seine Muttersprache den sprödesten Abstraktionen gefügig machte, um sie bildhaft, bunt und klingend einzuholen, vergessen wir nicht, daß er der universalen Sprache Roms ebenso mächtig war, wie dieser seiner Muttersprache. Es ist eine methodische Todsünde, wenn R. seine Eckehartdeutung — ganz abgesehen von ihrer Tagesbedingtheit — einzig auf die deutschen Predigten und Traktate des Meisters gründet. Dazu kommt noch, daß er sich nicht einmal auf das originale Mittelhochdeutsch der Pfeifferschen Ausgabe, sondern auf all die Willkür und Verdeutungskunst einer Übersetzung — nämlich der von Büttner — bezieht. Aber noch nicht genug: Selbst der originale Text, wie ihn Pfeiffer herausgab, ist stärkstens verderbt. Erst neuerdings hat der Bonner Germanist J. Quint eine Textkorrektur herausgegeben unter dem Titel: Die Überlieferung der deutschen Predigten Meister Eckeharts. Bonn 1932. Hier sind nicht nur die schwersten Sinnfehler Büttners aufgezeigt, sondern auch die textlichen Unzulänglichkeiten seiner Vorlage ausgemerzt. Ohne die Quintsche, mit allen

Mitteln moderner Textkritik besorgte Besserung ist somit die Pfeiffersche Ausgabe, um wieviel mehr die Büttnersche Übersetzung, unbrauchbar. Damit sind wir noch immer nicht dem ursprünglichen Sinn, den Meister Eckehart seinen Predigten gegeben wissen wollte, unmittelbar beigekommen. Denn auch bei diesem verbesserten Text handelt es sich um Predigtnachschriften mit all den Deutungs- und Gedächtnisfehlern des Nachschreibers, und nicht um stenographische Protokolle. Von jenen Nachschriften sagt Meister Eckehart selbst, daß sie allenthalben (passim) und häufig (frequenter), sogar von Klerikern (etiam a clericis) entstellt und falsch (diminute et falso), eben als bloße Hörberichte nachmals wiedergegeben seien. (Quae audiunt, reportantur) (Daniels 12).

Wer die Wahrheit will, kann also niemals auf die wirklich originalen Eckehart-Schriften — und das sind einzig die lateinischen —, die Exaktheit und Allgemeingültigkeit ihrer scholastischen Begriffssprache verzichten. Fassen wir zusammen, so ist einmal jener tendenziöse Pragmatismus abzulehnen, der Eckehart als interessanten Beleg für ein heutiges Weltbild gebraucht und ihn damit seines eigentlichen Charakters beraubt. Dann ist das Außerachtlassen des wesentlichen lateinischen Schrifttums der zweite schwere Verstoß, der die Eckehartdeutung R.s schon rein methodisch in Frage stellt.

Im folgenden soll die innere, sachliche Unmöglichkeit der R.'schen Deutung, die Vereinseitigung und das zusammenhanglose Auflesen jeweils passender Satz- und Gedankenbrocken dargetan werden. Wir gliedern dabei in drei Abschnitte: 1. Die Beziehung von Gott und Mensch, 2. die Höchstwerte Meister Eckeharts („Ehre und Freiheit"?), 3. sein Verhältnis zur Kirche.

Zweiter Abschnitt

Beziehung von Gott und Mensch

a) Ihr „In-Eins-Sein"

Nach R. betont *„die landläufige Erklärung der Mystik . . . immer nur das Sichaufgeben, das Sichwegwerfen an Gott und erblickt in dieser Selbsthingabe an ein Anderes das Wesen des mystischen Erlebens"*. Das ist natürlich wie immer Rom schuld, denn *„diese Betrachtungsweise ist durch die römisch verfälschte Spätmystik verständlich, sie entstammt ferner der scheinbar unausrottbaren Einstellung, als seien Ich und Gott wesensverschieden". „Wer aber Eckehart als eine Ganzheit begriffen hat, wird unschwer feststellen, daß diese Hingabe in Wirklichkeit höchstes Selbstbewußtsein ist, das sich in dieser Welt aber gar nicht anders darstellen läßt als durch ein Gegenüber in Zeit und Raum. Die Lehre von der Seele, die mehr ist als das Weltall, auch frei ist von Gott (!), und die Lehre von der Abgeschiedenheit bedeuten eine restlose Absage an die alttestamentliche Vorstellungswelt und die süßliche Aftermystik der späteren Zeit"* (alle Zitate S. 223).

Das ist etwas viel auf einmal. Denn Eckehart wird hier zu nichts anderem als zu einem liberalen Prometheus des 19. Jahrhunderts befördert, dessen „Los-von-Gott"- bzw. „Los-von-Rom"-Rufe bedenklich das Heute vorwegnehmen. Zudem sind wir gezwungen nach R., in dieser Welt von Raum und Zeit unserem lieben Selbst diesen Als-ob-Charakter eines göttlichen Gegenübers zu geben. Denn andernfalls wären wir uns ganz und gar unverständlich. M. a. W., um unser selbst irgendwie habhaft werden zu können, geben wir uns einen lieben Gott, in dessen Gegenständlichkeit wir unser liberales Ich bespiegeln. Wir dagegen vernahmen: Du sollst Dir kein geschnitztes Bild machen ..., nicht einmal in Deinem Bewußtsein! Hier ist also Gott nurmehr ein Als-ob-Symbol unseres freien Selbstbewußtseins. Man beachte, wie sehr diese Deutung den gedanklichen Höhenlagen des deutschen Idealismus z. B. entsunken ist und den guten Meister Eckehart, den Dominikanerprior des 14. Jahrhunderts, zu einem positivistischen Vorläufer des Herrn Vaihinger und seiner Als-ob-Philosophie degradiert hat. Denn von Kant sind wir hier schon meilenweit entfernt, da er in seiner Ethik den Herrgott auch als Realität noch nicht ganz entbehren konnte.

Worauf stützt sich nun diese groteske Deutung R.s? In der Hauptsache auf folgende Stelle, natürlich in Büttnerscher Übersetzung, die wert ist, hier ganz verzeichnet zu werden. (Die Sperrungen stammen von R.)

„Ich bin die Ursache meiner selbst, nach meinem ewigen u n d zeitlichen Wesen. Nur hierum bin ich geboren. Nach meiner ewigen Geburtsweise bin ich von Ewigkeit her gewesen und bin und werde ewiglich bleiben. Nur was ich als z e i t l i c h e s Wesen bin, das wird sterben und zunichte werden, denn es gehört dem Tage an; darum muß es wie die Zeit verschwinden. In meiner Geburt wurden auch alle Dinge geboren, ich war zugleich meine e i g e n e und a l l e r D i n g e Ursache. Und wollte ich: weder ich wäre noch alle Dinge. Wäre aber ich nicht, so wäre auch Gott nicht" (S. 225).

Nun begibt sich das reguläre Mißgeschick derer, die — wie in diesem Falle — n u r aus zweiter Hand beziehen. Die Stelle ist nämlich einmal durch und durch falsch übersetzt, mit sinnentstellenden Sperrungen versehen, so daß Quint a. a. O. S. 789 erklären muß: „Völlig sinnlos sind die Übersetzungen von Büttner und Lehmann, die den Unsinn ihrer Übertragungen durch Sperrungen noch verschlimmern." Auf eine solche Stelle stützt sich jene frappante Deutung R.s ganz wesentlich. Ja, er läßt Eckehart sogar *„mit einer herrlichen Gebärde"* diesen notorischen Unsinn der Herren Büttner-Lehmann *„der Welt zurufen"* (!!) (R. S. 225).

Statt dessen mag Eckehart nach der Quintschen Textkorrektur folgenden Gedanken seinen Hörern — allerdings ohne das bewegte Pathos eines protestierenden Revolutionärs — gepredigt haben. (Wir bringen der Wichtigkeit halber zunächst den korrigierten Pfeifferschen Text im Original, denn gerade auf diesen typischen Gedanken aller Mystik stützt sich der Vorwurf eines subjektiven Pantheismus allzumeist.)

„Wan mîn wesentlich wesen ist ober got alsô, als wir got nemen einen begin der creatûren (Sperrung von uns!), wan in dem selben wesen gotes, dâ got ist ober allem wesen und oben underscheit, dâ was ich selber unde hier umbe sô bin ich mîn selbes sache nâch mînem wesen, daz êwig ist, unde niht nâch mînem gewerden, daz zîtlich ist, und hier umbe sô bin ich ungeborn, unde nâch mîner ungebornen wîse sô enmac ich niemer ersterben. Nach mîner ungebornen wîse sô bin ich êwicliche gewesen unde bin nû unde sol êwicliche belîben. Daz ich bin nâch gebornheit, daz sol sterben unde ze nihte werden, wan ez ist toetlich, unde hete ich gewolt, ich enwêre niht, noch alliu dinc enweren niht, und enwêre ich niht, sô enwêre ouch got niht: daz got got ist, des bin ich eine sache. Enwêre ich niht, sô enwêre got niht got". So lautet verbessert Pfeiffer S. 283, 38 in der Übersetzung:

„Mein wesenheitliches Sein ist oberhalb Gottes, sofern wir ihn auffassen als den Anfang aller Kreatur. In demselben göttlichen Sein, wo Gott allen Wesen vorweg ist und über allem Unterschied, da war ich selbst. Deshalb bin ich Ursache meiner Selbst nach meiner Wesenheit, die ewig ist, aber nicht nach meinem Werden, das zeitlich ist. Deswegen bin ich ungeboren, und nach meiner ungeborenen Seinsweise kann ich nimmer sterben. Nach meiner ungeborenen Weise bin ich ewiglich gewesen, bin sowohl jetzt wie ich ewiglich soll währen. Was ich infolge meiner Geburt bin, das soll sterben und zu Nichts werden, denn es ist tödlich. Und hätte ich gewollt, ich wäre nicht, und wäre ich nicht, so wäre Gott nicht. Daß Gott eben Gott ist, des bin ich eine Ursache. Wäre ich nicht, so wäre Gott nicht Gott."

Nunmehr gibt sich der Sinn dieses Gedankens, der in seiner gewollten Paradoxie die Geheimnisse des Unaussprechlichen eben dadurch sagen möchte, daß er sie nicht, d. i. eben paradox, sagt, als durchaus „harmlos"-traditionell. Es ist nämlich die alte Lehre Platons vom eidos aïdeon, die augustinisch-thomistische idea exemplaris, die ratio aeterna, das universale ante rem, „daz vorgewürket dinc" (Pf. S. 487, 40) Meister Eckeharts, die Urform der Dinge, die Gottes unendlich-schöpferischer Intellekt vorbildhaft von Ewigkeit her in sich trägt, und nach deren Maßgabe sein schöpferischer Wille die Kreaturen hernach ins Dasein setzt.

So kann z. B. Meister Eckehart sagen: „Gott hât alle heiligen geminnet alsô er sie vorgesehen hât, ê diu welt würde" (Pf. S. 488, 6). Und als Gott die Kreaturen in die Zeit hinein erschuf, „da stand kein neuer Wille in ihm auf, denn als die Kreatur nicht war in sich selber, wie nunmehr, da war sie doch (êwelten) vor der Welt Beginn in gôte und sîner vernunft" (Pf. S. 488, 18). Und wenn er auch diese ideale Kreatur in und mit der Zeugung seines göttlichen Sohnes gebiert (ein alter patristisch-scholastischer Gedanke), „sô muoz er gebern sîn bilde belîbende in im selber, in dem grunde daz bilde, alsô als ez êwiclich ist gewesen in ime, (formae illius) daz ist sîn forme belîbende in im selber, so muß er gebären dessen Bild, das in ihm selbst verbleibt, jenes Bild im Urgrund, so wie es ewiglich in ihm gewesen ist (dessen Formen), d. i. dessen Form, verbleibend in ihm selbst." In Ihm, in

Seiner „Erstigkeit“ (êrsteceit), in Seinem „Innersten“, in Seinem „Grunde“, in den „kernen der veterlichkeit“, in seinem „einigen ein“, „hie sint alliu grâsbletelîn und holz unde stein und alliu dinc ein“ (Pf. S. 332, 30 f.). Wahrhaftig, dieses Geheimnis unserer „Gott-inigkeit“, wonach wir und alle Schöpfung der ewige Traum des Unendlichen, das ist groß. Und von Platon, Aristoteles über Augustinus und Thomas, der ganze große Chor der Denker und Gottesmänner, durchdauernd kreist deren heidnisch-adventistisches bzw. christlich-erfülltes Denken um diese Fülle des Göttlichen, das in uns wohnt. Um wieviel mehr mußte die gesteigerte Gott i n n i gkeit des Mystikers an diesem Einheitspunkt von Glauben und Wissen aufglühn, daß davon Eckehart sagen mag: „diz ist daz aller beste und ich hân mich darinne vertöret“ (Ich ward trunken-töricht ob alledem!) (Pf. S. 332, 40).

Denn diese vorbildliche Urform unser selbst in Gott, die ist ja gleichzeitig bei der absoluten Einfachheit seines Wesens auch Gott, selber Gott. Insofern sind wir durch unsere ewige Existenz im Gedanken Gottes selber Gott. „Die göttliche Wesenheit ist das eigentümliche Musterbild einer jeden Sache, eben durch den idealen Urgrund dieser Sache, den Gottes Wesenheit allemal bei sich hält“, so sagt der hl. Thomas in De veritate VIII, 8 ad 1.

In dieser göttlichen Wesenheit sind wir also unserem Urbilde nach von Ewigkeit. Insofern „beleben“ und „belichten“ wir uns selbst, nämlich unsere irdische, zeitbedingte Existenz aus diesem unseren vorgängigen ewigen Dasein im Schoße Gottes. Wir sind also tatsächlich in gewisser Weise die Ursache unser selbst. „Denn die Urgründe der Kreatur sind im Geiste Gottes Licht und Leben (lux et vita!): Leben, soferne sie ausgehen, die Dinge ins Sein zu bringen, so wie das künstlerische Formbild hinwill ins Kunstwerk ..., Licht aber: sofern eben jene sich ‚ähnliche‘ Prägformen hervorbringen in den (erschaffenen) Geistern“ (Thomas: ebenda VIII, 8. Corp.).

Und Meister Eckehart liest, wie vor ihm manche Väter, abweichend von unserer heutigen Interpunktion das Johanneische Wort also: Quod factum est, in Ipso vita erat, was gemacht ist, in Ihm war es bereits Leben (Joh. 1, 3).

Ist es aus diesen großen Gedanken christlicher Tradition heraus etwa Häresie und pantheistisches „Gottgleichseinwollen“, wenn Meister Eckehart an obiger Stelle sagt, daß ich meiner Wesenheit, d. i. meiner in Gott beschlossenen Idealform nach begrifflich früher bin als Gottes Welterschaffen? Mußte ich nicht von Ewigkeit her zuerst geschaut sein in Gottes Intellekt, eh' denn sein unendlicher Wille mich erschuf?! Oder anders: Meine ewige Urform, mein „ewig Ich“ ist Gottes Sein, und alles Sein liegt begrifflich seinem Tun voraus. Agere sequitur esse, das Handeln folgt dem Sein. So ist also mein „ewiges Ich“, oder die mich ideativ besitzende Gottheit die Ursache meines zeitlichen Daseins. Hätte sie oder „Ich“ (in diesem praeformierten Sein!) meine zeitliche Existenz, mein „wirklich Ich“ und mit ihm alle irdische Kreatur nicht gewollt, selbstverständlich wäre Gott dann nicht das, als was

wir ihn der Eckehartschen Einleitung gemäß hier auffassen sollen: nämlich als Weltenschöpfer, als „begin der creatûren“.

Sofern mein ewig Urbild in Gottes ewiger Schau seine verströmende „Güte“ (diffusivum sui) zum Schaffen bringt, bin ich Ursache meines irdischen Selbst sowohl, wie die von Gottes wirklichem Schöpfertum.

Diese unsere natürliche Einförmigkeit mit Gott, wie sehr steigert sie sich dem christlichen Mystiker, der sich eingetaucht weiß in die übernatürlichen Gnadenströme, die durch Christi Mittlertum nunmehr auch hier drunten Gott und Mensch in Eines setzen. War ich dort die Ursache von Gott als dem Schöpfer, so nunmehr die Ursache von Gott als dem Erlöser. Beidemal vermag ich ihn zu „nötigen“, zu „zwingen“ (ein echter Mystikergedanke!), eben weil seine Güte, seine ewige Liebe sich zwingen lassen will, da es ihre Lust ist, bei den Menschenkindern zu sein; ja weil Gott so sehr die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab ...

Wahrhaftig Angelus Silesius hat recht: Ohne mich, in meiner ewigen Vorgewirktheit (die Gott selber ist!), ohne mich in meiner Erschaffenheit, ohne mich in meiner Erlöstheit... Gott wäre nicht Gott, vermöchte „ohne mich nicht einen Nu zu leben“. Aber nicht als ob er dadurch begrenzt würde, sondern gerade deshalb, weil er so grenzenlos, so ganz grenzenlos in seiner Liebe. Deus autem caritas, Meister Eckehart und wer nicht, hat sich verloren in ihren Tiefen ...

Und darum ist es unrecht, wenn R. (S. 257) den Mystiker in „Gottgleichheit“ sagen läßt: „Wer ist wie ich?“, denn demütig und gottverloren bekennt er allemal: Wer ist wie Er, quis sicut deus, der solche Macht den Menschen gegeben hat?

Über allem steht dem Mystiker die Liebe: sei's in ihrer Erfüllung drüben oder in ihrer Leidenschaft und Bewegtheit hier. So klingen jene christlichen Urworte des hl. Paulus immer und immer wieder auf in Eckeharts Schrifttum. Nehmen sie doch alle jenen Gedanken von vorhin herrlich vorweg, wie z. B. Röm. VIII, 28: „Denn die er vorhersah, bestimmte er auch vorher dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, auf daß er selbst erstgeborener unter vielen Brüdern sei.“ Oder: „Aus ihm, durch ihn, in ihm ist alles.“ Röm. XI, 36. Oder: „Ihr seid Christi Leib, und zwar Glied um Glied.“ 1. Kor. XII, 27. „Ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Gal. II, 20. „Christus ist mir das Leben.“ Phil. I, 21. „Gott alles in allem.“ 1. Kor. XV, 28. „Ich habe das Verlangen, aufgelöst und bei Christus zu sein, was weit besser ist“ (Phil. I, 23), diesen paulinischen Gedanken, wie oft läßt Eckehart ihn weiterklingen in jenes verwandte Augustinuswort: Unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Dir, o Gott.

Die Mystik ist eben ein Urphänomen des Christentums, grundgelegt in jenem Heilandswort, das Eckehart immer wieder vorbringt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, aus deinem ganzen Gemüte.“ Luk. X, 27. „Minne dînen got von ganzen herzen“, „minne mit allen kreften der sêle!“ (Pf. S. 489, 9 — Daniels: S. 19).

Diese mystische, liebende Vereinigung mit Christus nun vollzieht sich in der Gnade; mit der gesamten Scholastik kündet Meister Eckehart jene spezifisch katholische Lehre, wonach die Gnade die Natur voraussetzt, aber nicht aufhebt. Ihm ist alle „Schöpfung hingeordnet auf das Werk der Gnade und der Wiedergeburt" (Daniels, S. 40/45).

Diese Gottesgeburt aber hat einzig in der erlösten Menschenseele statt. „Dieser Geburt ist keine Kreatur empfänglich, denn allein die Seele . . . alle Vollkommenheit, Licht und Seligkeit muß notwendig mit dieser Geburt in die Seele kommen, auf keine Weise sonst" (Pf. IX, 39). „Jetzt ist die Seele nach Gott geformt, sie wird überformt durch Gott in Gott" (Pf. S. 401, 16).

Hier befinden wir uns im Grunde Eckehartscher Mystik, wo er über den hl. Thomas hinaus bewußt an den *„sklavischen Halbafrikaner"* Augustinus anknüpft, um eine Transzendentalienlehre der Gnade aufzubauen. Den platonisch-augustinischen Begriff der „Teilnahme" wendet er an auf die beiden Grundbegriffe der Transzendentalität, nämlich das esse und das unum, das Sein und die Einheit. Und wenn schon im natürlichen Bereich unser Sein und die ihm konvertible Einheit irgendeine Teil-nahme an eben diesen unendlichen Eigentümlichkeiten Gottes bedeuten, so ist das noch viel mehr im übernatürlichen Seinsbereich der Fall. So sieht Eckehart in der Gnade nicht nur das donum creatum (endliches Geschenk), sondern immer wieder betont er und in immer kühneren Wendungen, in immer gewagteren Bildern, daß die Gnade der Seele göttliches bzw. gottförmiges Sein bringt. Gnade ist nicht nur Geschenk von Gott, Gnade ist Teilnahme am göttlichen Sein selbst, das somit als „Teilgenommenes" in unserer Seele blüht. Wenn Gott liebt, so schenkt er nicht nur „etwas" (auch das), wenn Gott liebt, so schenkt er sich selbst, läßt teilnehmen an seinem Leben (donum increatum) [1]. Es ist das Wunder des Lichtes, das dem Mystiker so oft diese höchsten Prozesse veranschaulichen muß und ihn bewahrt, hemmungslos in Pantheismus zu versinken.

So ist ihm die Gnade ein „ausfließend Licht" (Pf. S. 404, 34), ein Gleichnis, das seine köstliche Ausgestaltung erfährt in folgenden Worten: „Ich nehme ein Becken mit Wasser, lege darin einen Spiegel und setze es unter das Rund der Sonne. Sie wirft dann ihren lichten Schein aus ihrem Rund und tiefen Grund heraus und vergeht doch nimmer. Des Spiegels Widerspiel in der Sonne, das ist in der Sonne. Sonne ist er und doch das, was er ist. Also ist es mit Gott. Gott ist in der Seele mit seiner Natur, mit seinem Wesen, mit seiner Gottheit, und dennoch ist er nicht die Seele. Das Widerspiel der Seele, es ist in Gott. Gott ist sie, und doch das, was sie ist" (Pf. S. 180, 34).

Der Strahl der Gottessonne im Tautropfen der Seele. Und wie dieser durch und durch versonnt, ja Sonne ist, an ihr „teil"-hat, und in diesem Teil aber doch das ganze Sonnenbild widerleuchtet, so verhält sich auch unsere Seele im Schimmer des Unendlichen. Und wie tausend und tausend Tropfen „teil"-nehmen an der Sonne, und jeder sie ganz

1. Der Begriff der Gnade als donum creatum und increatum ist der herkömmlichen katholischen Dogmatik durchaus geläufig.

besitzt, die Majestät der Sonne bleibt doch ganz in sich und unberührt. Und wie sich der versonnte Morgentau zu ihr, so verhält sich die begnadete Seele zu Gott.

Ist dieses Gleichnis der Göttlichkeit der begnadeten Seele aus der Natur genommen, auch die Übernatur bietet im Geheimnis der Wesenswandlung der tausend Brotgestalten in den einen, ganzen, ungeteilten Fronleichnam unseres Herrn ein Analogon (Daniels, S. 54).

Aber all diese Begriffe und Anschauungen sind n u r e i n G l e i c h n i s , ein Sicut (ein Sowie), ja noch mehr, ein S i c u t i s s i m u m (ebenda). Bestehen bleibt: „Alles Sein, es kommt von Gottes Sein, aber nur auf analoge Art" (Daniels, S. 52). Es i s t nicht das Bild Gottes (das ist nur Christus), sondern n a c h dem Bilde geformt (Daniels, S. 17 u. 54).

Diese gnadenhafte Überformung, diese Wandlung kann natürlich nicht a n den Seelenkräften: Verstand und Wille, sondern nur i m tragenden Seinsgrund der Seele selbst erfolgen. Denn Gott schenkt sich dem Verstande nur als die Wahrheit, dem Willen als die Gutheit und eben ihrem tragenden Grund als das Sein selbst (das „ipsum esse"). Somit bedeutet Gnade das Entgleiten Gottes in den nackten Seinsgrund unserer Seele (deus ingreditur et illabitur nude essentiae animae). So bringt sie unserem „Ich" („Ego", Dan. S. 59, 32) die „überswenklichkeit sîns selbes, daz über al sunder überkommen (Pf. S. 375, 10), der sêle über sich selber" (Pf. S. 377, 17).

(Von hier ergeben sich offenbar Parallelen im Denken Eckeharts und Erich Przywaras. Trotz R. S. 244 f.)

So verstehen wir Eckeharts Wandlung des Pauluswortes: „Durch die Gnade Gottes bin ich, nicht nur ‚was', sondern ‚daß' ich bin."

Gott i s t das Sein, sein Wesen; seine Wesenheit ist das Sein; alle Kreatur h a t das Sein, Wesenheit und Dasein sind real verschieden. Darum heißt Erschaffen für Gott, Wesenheit und Dasein zusammenbringen (collatio esse), während bei ihm selber beide innigst, in das „einic ein" der Identität verschlungen sind. Unser Sein ist ein empfangenes Sein (receptum esse), Gottes Sein, das Sein selbst (ipsum esse) (Dan. S. 45 u. 28).

Nehmen wir nun in der Gnade an Gottes Sein Anteil, so auch an jener zweiten transzendentalen Eigentümlichkeit Gottes: eben seiner Einheit. „Der demütige Mensch und Gott sind nun nicht mehr zwei, sondern eins" (Dan. S. 39). Kreatur ist Vielheit, Zahl, „Gott aber ist eins, ohne eins (die Zahl nämlich!) und über alle Zahl hinaus (supra numerum)". Es selbst kann nicht mit irgend etwas in ein Zahlenverhältnis gesetzt werden. (Wo bleibt da R.s Lehre von der Polarität bzw. der Zweiheit alles Daseins?! Vgl. Dan. S. 57.) So sind auch wir durch die Gnade abgeschieden von aller kreatürlichen Mannigfaltigkeit, von aller Zufälligkeit dieser Welt (Pf. S. 486, 25). Wir sind „gezucket" (Pf. S. 486, 29) „in die Ewigkeit, der Welt tot, uns schmecket nicht mehr, was irdisch ist". „Denn Christus lebt in uns — wie Paulus sagt" (ebenda). „So bin ich für nichts empfänglich als für Gott" (Pf. S. 484, 26). Jetzt verstehen wir Eckeharts Forderung: „Halte dich ab-

geschieden von allen Menschen . . . Mache dich frei von allem, was deinem Wesen fremde Zutat geben könnte . . . Denn es „stât abgescheidenheit ledic aller crêatûr“ (Pf. S. 484, 29). R. macht daraus ein *„völkisches Bekenntnis“* (R. S. 235) . . . Legt ihr's nicht aus, so legt was unter . . .

In unserer Abgeschiedenheit also spiegelt sich Gottes Einfachheit, denn „als er ein ist und einvaltig, alsô kumet er (Gott!) in daz ein, daz ich dâ heize ein ‚bürgelin‘, in der Seele“ (Pf. S. 46, 40).

Alle Namengebung kann nicht diese „Eingefachtheit“ unserer Seele, dieses ihr In-Gott-Sein ausdrücken, sie müßte hier nur zerstücken. Die begnadete Seele als solche, teilhabend an Gottes unerhörtem Insich-selbst, ist ohne Namen, ohne Bild, ohne äußere Form. Est sibi ipsi, sie ist hier nur für sich, so sehr Grund und Letztes, daß sie nicht einmal sich selbst im Selbstbewußtsein reflektierend zweit. Denn in ihr wohnt eben Gott, die Einfachheit, „daz einvaltic ein“.

Dieses b e g n a d e t e , eingefaltete, namenlose Seelenzentrum hat Eckehart wahrscheinlich im Anschluß an Lukas X, 38 „Jesus intravit quoddam castellum“, „unser Herre, der gienc ûf in ein bürgelîn“, mit dem Ausdruck der Seelenburg, des Lichtes, des Fünkleins belegt (vgl. Dan. S. 59). Ob er bei Thomas' De veritate 24, 9 corp. den Begriff der (custodia) Bewachung entlehnte, scheint fraglich.

Das aber ist jedem klar geworden, wie falsch es ist, Eckeharts Begriff des Fünkleins, der Burgfeste als das *„metaphysische Gleichnis der Ideen von Ehre und Freiheit zu bezeichnen“* (R. S. 218), ja, wie grotesk es wirken muß, Eckehart hier so etwas wie „Unbekümmertheit der Seele allem, a u c h G o t t g e g e n ü b e r“, überhaupt nur anzusinnen, ihn „mit immer neuer staunender Bewunderung“ auf das „Innerste, Zarteste und doch stärkste Wesen unserer Rasse“ verweisen zu lassen (ebenda).

b) Verschiedenheit von Gott und Mensch

Bei allem „In-Eins-Sein“ von Gott und Mensch in der Gnade betont Meister Eckehart aber ebenso den unendlichen Abstand beider. Der wesentlichste Unterschied ist aber der zwischen Gott als dem Sein selbst und der Kreatur als dem Sein vom anderen her (ens a se — ens ab alio). Kreatur sein heißt, das „Sein aus dem Nichts empfangen“ (Dan. S. 56). Also „aus sich selbst ist die Kreatur ein reines Nichts“. Eckehart hämmert uns diesen, nach R. (S. 248) geradezu *„wahnwitzigen“* Gedanken immer wieder ein (vgl. z. B. Dan. S. 34, 39, 50, 56, 57 etc.).

Sind wir erschaffen, aus dem Selbst ein Nichts, so ist Gott, der Schöpfer, das Ein und Alles. Heißt Kreatur: „das Sein empfangen aus nichts“, so Schöpfer: „das Sein geben aus dem Nichts“ (Dan. S. 28). „Wenn also der Schöpfer nur das reine Nichts außerhalb seiner vorfindet, alles Sein aus sich nehmen muß, ja, dann ist er die Ursache der Ursachen, die causa prima und universalis, die Erst- und All-Ursache“ (Dan. ebenda). Weiter heißt es: Gott ist das Sein und die u n m i t t e l b a r e (!) Ursache alles Seins (Dan. S. 57). Wohlgemerkt,

die unmittelbare, die kein Medium voraussetzt! „Got gît sînen werken forme unde m a t e r i e (!) von nihte: des vermac diu sêle nihte" (Pf. S. 529, 9).

R. allein hat entdeckt, daß Meister Eckehart sich gegen diese *„jüdisch-römische Lehre"* mit ihrer Erschaffung der Welt aus dem Nichts gerichtet habe. Ja er meint: *„Gegen diesen monströsen Grundlehrsatz (!) hat der germanische Geist von jeher in schärfster Kampfstellung gestanden"* (R. S. 249).

Weiter unterstellt R.: *„Der germanische Geist kennt das Nichts nicht." „Er weiß nur von einem Gewoge, einem Chaos zu berichten, er denkt einen Augenblick höchstens an einen Ordner von außen."* Wirkungsvoller könnten wir ihm nicht entgegnen als Meister Eckehart, wenn er seinen Angreifern von damals und heute erwidert: „Es sprach aber Moses (!), daß Gott Himmel und Erde erschaffen habe im absolut ersten Anfang, in dem Gott selbst ist o h n e j e d e s M e d i u m" (Dan. S. 29). Es kommt noch stärker: Meister Eckehart zeiht selber seine Gegner der Häresie, der Geistesschwäche (imbecillitas intellectus) und der Böswilligkeit (malicia), weil sie n i c h t die völlige Nichtigkeit der Kreatur lehrten, sondern sie immerhin für irgendein Etwas (quid modicum) hielten (Dan. S. 34). (Ähnlich Sapientia-Kommentar, von Théry ed., S. 278.)

So übertrug also Meister Eckehart doch eine nach Kant bzw. R. *„nur für diese Welt gültige Anschauungsform (die Kausalität) auf metaphysisches Gebiet"*, eben auf Gott (R. S. 249). Und wenn die römische Kirche in dieser Frage *„geradezu d e n Kampf um ihr Dasein führt"*, das Schöpfungsdogma *„als die Voraussetzung ihrer, den Schöpfer stellvertretenden Stellung"* (ebenda) zähe verteidigt, wahrhaftig, dann war Meister Eckehart einer ihrer besten Kämpen. Jedenfalls ihm ist Gott die Fülle des Seins, die Kreaturen ein „lûter niht. Ich spriche niht, daz sie kleine sîn oder iht (etwas) sîn: sie sint ein lûter niht" (Pf. S. 136, 23).

c) Die Analogie

So steht alle Kreatur inmitten der Spannung zwischen Sein und Nichts, den Kräften der Höhe und Tiefe. Das aber ist die Lehre von der analogia entis (Analogie des Seins). Voll und ganz hat sich Meister Eckehart zu ihr bekannt. Die ganze Gegensätzlichkeit dieser unserer paradoxen Weltsituation hat er in immer neuen dialektischen Wendungen zum Ausdruck gebracht. Je nach der Standpunktverschiedenheit, denn das ist Dialektik, je nach dem, ob unser Denken die Kreatur von oben, von Gott her, oder von unten, vom Nichts her, anvisiert, ergeben sich die Antithesen. „Wenn man eine Kreatur setzt gegen die andere, so erscheint sie schön und ist etwas, setzt man sie aber gegen Gott, so ist sie nichts" (Pf. S. 222, 34). Dieser Dialektik der analogia entis bedient Eckehart sich nun auf durchaus traditionelle Art. Die Kreatur ist sowohl s e i e n d (von Gott her, als erschaffen) und zugleich n i c h t - s e i e n d (weil von unten, von sich her ein Nichts), sie ist Gott ä h n l i c h und u n ä h n l i c h (aus denselben Gründen). Gott b e r ü h r t alle Dinge (als Erschaffer und steter Erhalter) und

berührt sie nicht (denn er selbst bleibt unberührt). Er ist in allen Dingen (als Bild und Ursache) und über allen Dingen (weil sich selbst genügend, unendlich einfach). (Vgl. Karrer, S. 81, ferner Pf. S. 613, 15; 96, 23). Zuletzt führt Eckehart alle Antithesen zurück auf die eine, alt überkommene:

„St. Augustinus spricht: Alle Dinge sind Gott,
St. Dionysius spricht: Alle Dinge sind nichts!"
(Pf. S. 531, 6 u. 8.)

Damit stellt sich Eckehart gerade in seiner Lehre von der Analogie in die große christliche Gedankentradition, bekennt sich zu jener „Mitte", die das Charakteristikum christlicher Weisheit ist. „Unser Glaubensdenken geht auf der Mitte Weg einher", sagt Thomas de veritate XXIV, 12. corp. Dieser Mitte-Charakter der analogia entis, welche die Gegensätze nicht über, sondern in Eines spannt, ergibt sich ganz unmittelbar aus dem Satz, daß Gott die Welt aus dem Nichts gemacht hat. Dieser Satz ist die einfache, aber keimkräftige Wurzel all jener überraschenden Folgerungen, die an sich aber jedes Kind zu ziehen vermöchte. Ist es halt eben doch das „einfach Wahre" . . .

Wie falsch demgegenüber, diesen beneideten Mitte-Charakter unserer Lehre, die alle alten und modernen Einseitigkeiten in ihrem „wahren Kern" schon immer vorweg hat, auf ein wendiges Anpassen und eine stetige Gedankenleihe zurückzuführen, wie R. es wahr haben möchte (R. S. 245 ff.). Rom hat nie nachmals *„einverleibt"* (S. 247), sondern Häretiker haben sich vorher ausverleibt aus jenem organischen Keimgrund des „einfach Wahren". Freilich wird sich dieses organische Zentrum unseres Glaubensdenkens weiterhin entfalten, entwickeln in die lebendige Zeit, aber — das ist der Unterschied — nicht von außen nach innen, als Kompromiß und hastiges Beipacken jeweils moderner Extreme, sondern umgekehrt: Still und stetig, von innen nach außen wird es erblühen. Das kommt daher, daß unsere Wahrheit wurzelt in der Sonne des Ewigen und nicht im Sturm des Zeitlichen, daß sie wurzelt im Sein und nicht im Nichts, in Gott und nicht im Menschen. „Wan wir sîn niht diu wahrheit und darumbe enderet got unser wizzen unde sîn wizzen niht, wan er ist diu wahrheit, unde wir niht" (Pf. S. 418, 15).

Mögen unsere Gegner diese Wahrheit der Mitte, der bindenden Analogie, aus Addition und kompromißhaftem Zusammenflicken von hier und da Geborgtem „erklären". Wie könnten sie anders! Ist doch für sie alle Wahrheit nur in der Zeit, überhaupt nur insofern Wahrheit, als sie praktischen Nutzwert abgibt für das Heute und seine Bedürfnisse. Man beruft sich dabei auf einen mißverstandenen Goethe: *„Was fruchtbar ist, allein ist wahr"* (R. S. 238). Für uns dagegen ist „diu einveltic lûter weselichiu wâhrheit" (Pf. S. 272, 30), die einfältige, lautere, wesentliche Wahrheit, übernützlich, übervölkisch und überzeitlich, da sie eben „gôt alleine" (ebenda) ist. Die analogia entis mit all ihrem Spannungsreichtum ist die Strukturformel für das geschöpfliche Dasein. Auf Gott selber ist sie sinngemäß in keiner Weise anwendbar. Er ist unendlich und unsagbar über alle Geschöpf-

lichkeit hinaus, „er ist“, sagt Eckehart, „über alle Namen, über Verstand und Vernunft, über Sein und Seiendem“ (Karrer S. 65). „Sein Wesen ist selbstgenügend, d. h. Er bedarf nicht irgendetwas außer sich zu seiner Vollendung: Ich bin, der ich bin“ (Karrer ebenda; vgl. Pf. S. 403, 23). „Das Nichts, das Schattensein bedarf des Seins — wie der Kranke der Gesundheit bedarf — nicht die Gesundheit des Kranken“ (Karrer S. 66).

Diese Absolutheit Gottes macht natürlich so etwas wie *„eine ewige Polarität des Daseins“*, die *„Zwiefachheit als Grundgesetz alles Daseins“* (R. S. 243/44), *„die selbst in tiefster Tiefe aller Abgeschiedenheit anerkannte Polarität des Lebens“* (R. S. 230), zur Absurdität. Sagt doch Eckehart, und damit wollen wir die Lehre von der Analogie beschließen: „Als Gott Himmel und Erde schuf und alle Kreatur, das ging seine unbewegliche Abgeschiedenheit also wenig an, wie wenn er die Kreatur niemals geschaffen hätte“ (Pf. S. 487, 13).

Dritter Abschnitt

Die Höchstwerte Meister Eckeharts

„Die Freiheit der Seele ist ein Wert an sich. Die kirchlichen Werte Liebe, Demut, Barmherzigkeit, Gnade etc. bedeuten bloß etwas in bezug auf ein außerhalb ihrer liegendes Moment“ (R. S. 238), (abgesehen von der unglücklichen Terminologie — Wert an sich! — ist auch der Gedanke falsch. Auch Freiheit ist als ein Freisein von . . . und ein Freisein wozu . . . allemal ein Relationsbegriff, denn das meint R.). Er fährt fort: *„Der Adel, der auf sich allein gestellten Seele ist folglich das Allerhöchste, ihr allein hat der Mensch zu dienen; wir Heutigen werden es die tiefste metaphysische Wurzel der Idee der Ehre nennen, die gleichfalls eine Idee an sich (!) ist, d. h. ohne jeden Bezug auf einen anderen Wert“* (R. ebenda). Man merke sich das letztere: ohne jeden Bezug auf . . ., denn unbekümmert heißt es im unmittelbar folgenden Satz schon: *„Die Freiheitsidee ist ohne die Ehre nicht zu denken. Diese wiederum nicht ohne die Freiheit. Die Seele wirkt Gutes selbst, ohne jede Beziehung zu Gott (!), lehrt Eckehart usw. Damit zeigt sich Meister Eckehart als der Schöpfer einer neuen Religion“* (R. S. 239).

Man weiß wirklich nicht, ob man sich über das begriffliche Durcheinander der ersten oder die schneidige Kühnheit der letzten Sätze mehr verwundern soll. Jedenfalls wird es schwer, nach dem, was wir im Kapitel II zu sagen hatten, noch auf diese Thesen näher einzugehen.

An sich ist es schon ein Risiko, den modernen, mehr oder minder subjektivistischen Wertbegriff auf die Philosophie des Mittelalters anzuwenden. Darüber aber kann doch nun ernsthaft gar kein Zweifel bestehen: Der Höchstwert, „daz beste guot“ (Pf. S. 374, 27), „alle vollkommenheit zemâle ungestücket: daz ist in got alleine“ (ebenda S. 6).

Alle Freiheit, alles „geschöpfliche Schöpfertum“ des Menschen, der allein von aller Kreatur sich selbst bestimmen, sich selbst Ursache (causa sui) werden kann, das alles bekommt erst Sinn und Inhalt, wenn es hin ist zu eben jenem unendlichen Urgut, der ewigen Güte Gottes. Alle rein formale Freiheit, die Freiheit bloß um der Freiheit willen, diese rein formale Auffassung hat im Hintergrunde deutlich das alte „non serviam“, ich mag nicht dienen. So bei Kant und all seinen Nachfahren. Unsere formale Freiheit ist ein bloßes Nichts, wenn sie nicht ihren Sinn bzw. ihre Form findet in der materialen Güte Gottes. Frei sein von aller Kreatur, besonders unserem Selbst und allem Eigenwesen (tolle quod tuum est, Dan. 49, lege ab alle Eigenschaft! Pf. S. 155, 20), um frei zu sein für das höchste Gut, frei vom endlichen Teil, um frei zu werden für das unendliche Ganze, das ist der Sinn christlich-eckehartscher Freiheit. „Der Geist, der völlig frei ist, hat zum Inhalt alles Sein“ (Karrer S. 142), d. i. eben Gott. So ergibt sich die christliche Paradoxie: Der Mensch ist am freiesten, der den Willen Gottes tut; der Mensch ist der freieste, der adeligste, der zugleich der demütigste. „Der soll am allerfreiesten sein, der vergißt seine Selbstheit und einfließt mit alledem, das er ist, in den grundlosen Abgrund seines Ursprungs. Das aber kommt allen freiwillig Armen zu, die sich versenkt haben in das Tal der Demut. Sie folgen eigentlich den Worten, die unser Herr spricht: Wer zu mir kommen will, der hebe auf sein Kreuz und folge mir (Pf. S. 393, 23 ff.). Höchste Freiheit ist höchste Demut, und über beiden leuchtet das Kreuz unserer Erlösung, d. i. unserer Befreiung von der Sünde zur Freiheit der Kinder Gottes.

Nunmehr verstehen wir, daß Meister Eckehart in jenem liberalistischen Individualismus „der auf sich allein gestellten Seele“ das Wesen aller Sünde erblicken muß. „Jede Sünde ist dadurch Sünde, daß sie Stolz ist und so das Gebot Gottes übertrifft. Wie Demut allereigentlichste Vorbereitung ist für jede Gnade, so ist Hochmut der direkte Gegensatz zur Gnade und deshalb Wurzel und gleichsam allgemeine Form aller Laster — wie Liebe aller Tugenden Form ist, in dem Maße, daß jede beliebige Tugend ohne Liebe eine Art Laster wäre“ (Karrer, S. 97).

„Superbia — caput et causa omnium delictorum“, „der Stolz — das Haupt und die Ursache aller Sünde“ — das ist die durchdauernde Idee von Augustins Gottesstaat. „Caritas forma omnium virtutum“ — „die Liebe ist die Form aller Tugenden“, antwortet ihm Thomas ebensooft.

R. aber statuiert demgegenüber: Eckehart findet, daß *„die christlich-kirchlichen Höchstwerte, Liebe, Demut . . . an Höhe, Tiefe und Größe dem Zustand der auf sich allein gestellten Seele weichen müßten“* (R. S. 233). Die Liebe ist das Höchste, der Erfüllung wird in der unio mystica, im gnadenhaften Einbruch Gottes in unserer Seele Grund. „Deus est caritas“, immer wieder klingt bei Eckehart dieses Johanneswort auf. Wie falsch, wenn R. ein *„herrlich-aristokratisches Bekenntnis“* macht aus Eckeharts Worten: „Nun hört, wie die Seele Gott wird, auch oberhalb der Gnade. Was Gott ihr nämlich so verliehen, das soll

sich nicht wieder wandeln, denn sie hat damit einen höheren Stand erreicht, wo sie der Gnade nicht mehr bedarf" (R. S. 237, Pf. S. 386, 39).

Nun freilich nicht, denn an dieser Stelle spricht Eckehart von einem „Fortgehen der Seele von einer Edelkeit in die andere zu der Stunde, wo sie scheidet vom Leibe, wo ihr im selben Moment geöffnet wird das ewige Leben und sie in der Umfängnis des göttlichen Lichtes bezogen und gebildet wird in Gott". Und Gott, dem sie jetzt in ewiger Liebe vereint, der hat „von Natur", was sie hinieden „an Gnaden" besaß (Pf. S. 382, 9). Und freilich bedarf der nicht mehr der vermittelnden Gnade, der oberhalb des irdischen Gnadenzustandes Gott unmittelbar hat in ewiger Liebe und Einförmigkeit. „Gnade, wie wir sie in diesem Leben haben, und Seligkeit, wie wir sie einst im ewigen Leben haben sollen, verhalten sich zueinander wie die Blüte zur Frucht" (Pf. S. 323, 5). „Die Seele soll aufgehen in der Gnade und zur Vollendung reifen und soll kommen über die Gnade: Denn dann schaut sie Gott" (Pf. S. 140, 1).

Die Liebe hält bei Eckehart genau den Platz, der ihr im christlichen Denken und Handeln zukommt, nämlich den allerersten. „Die Liebe fällt nie dahin, werden auch Weissagungen aufhören . . . oder die Erkenntnis vergehen, denn Stückwerk ist unser Erkennen . . ." Jetzt aber bleiben diese drei, Glaube Hoffnung, Liebe, aber das größte davon ist die Liebe (1. Kor. XIII, 8—13). Diese Gedanken des hl. Paulus haben alle Lehrer der Kirche aufgegriffen. So ist auch nach Thomas in bezug auf Gott unsere Liebe der Erkenntnis überlegen. Denn „wir vermögen den Herrgott nur zu erkennen, wie er sich unserem schwachen Verstande mittelbar einprägt, dürfen ihn aber lieben, so wie er oberhalb unserer schwachen Erkenntnis in sich selber ist" (Thom. De veritate XXII, 11. corp.). Gott aber lieben heißt nach thomistischer Lehre, ihm unseren Willen zuwenden, d. h. unser vernünftiges Strebevermögen (appetitus intellectivus), das mit dem intellectus appetitivus, mit dem willensgebundenen Verstand, als dem einzigen anderen Partner, den vernünftigen Teil unserer Seelenkräfte ausmacht. Die organische Verbundenheit von Vernunft und Wille, als den geistigen Potenzen unserer Seele, gehört in ihrer Darstellung mit zu dem Erhabensten, was die scholastische Philosophie zu sagen hat. Jedenfalls: Vernunft und Wille konstituieren allein die Geistpotenz.

Wenn Meister Eckehart aus dieser Tradition heraus erklärt, daß „die Liebe ganz und gar in den Willen falle", daß „wer mehr Willen, auch mehr Liebe habe" (Pf. S. 553, 17 / R. S. 242), so ist das nicht das Gegenteil der Lehren *„der römischen Klerisei"* (R. ebenda), sondern haargenau dasselbe. Und um es nicht zu vergessen: ebenso voluntaristisch benimmt sich auch der „sklavische Halbafrikaner" Augustinus (vgl. De trinitate 15, 38; De civitate dei 12, 9; 14, 7). Es bleibt also ausgemacht, daß alles Gefühl in unserem Sinne, alle Passionen und Sentimentalitäten, deren berechnenden Kult R. dem Katholizismus zu gern anhängt, aus der Geistsphäre verwiesen sind. Und bekanntlich

geht nach dem hl. Paulus die katholische Heilspraxis dahin, den Menschen anzuhalten, „im Geiste zu leben, im Geiste zu wandeln" (Gal. 5, 25), „Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch" (Gal. 5, 17). Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Glaube, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit" (Gal. 5, 22).

Von diesem kühlen Intellektualismus paulinisch-thomistischer Seelenhaltung könnte unser heutiges geräuschvolles Affektleben wahrhaftig sehr viel lernen. Und wenn man demgegenüber die Stirn hat, von *„sexual-psychischer Ekstase"* zu reden, wohin die Kirche die Liebe *„mit wohlüberlegter Hypnotisierungsmethode"* versetzt habe (R. S. 241), so scheint uns, daß hier, wenn schon ein Geistvermögen, dann allerdings nicht die Vernunft, sondern nur der Wille gesprochen hat.

Dieser Liebe zu Gott steht die Sünde entgegen, der wir „kranken liute" (Pf. S. 10, 25), nicht etwa „wir freien adeligen Seelen", in „unserer leiblichen Geburt" durch die Erbsünde verfallen sind. Und nur „die geistliche Geburt bringt uns von Sünde zu Gnaden". Wie bringt nun R. *„den aus klarem Seeleninstinkt urteilenden nordischen Menschen Eckehart"* (R. S. 236) in Einklang mit dessen geradezu mosaisch-jüdischem Rigorismus, wenn es heißt: „Die erste Geburt bringt Kinder des Zornes hervor. Stürbe ein Mensch in der ersten Geburt, so würde er verdammt . . . Die erste Geburt setzt den Menschen schuldig in die Welt als ein Kind des bösen Feindes" (Pf. S. 369 ff.). Und zeugt es *„von einem unbeirrbaren Freiheitsbewußtsein"* (R. S. 225), von *„einem im besten Sinne herrischen Willen"* (ebenda S. 241), „wenn die Erbsünde in der menschlichen Natur überhaupt, wie sie von den Stammeltern kommt, verderblich wirkt, wenn Widerspruch und Kampf ist in unserer sinnlichen Sphäre, Spaltung und Scheidung, Uneinigkeit und Bitterkeit" (Karrer, S. 96). Mit Paulus heißt es, daß „Leib und Fleisch sich allezeit wider den Geist stellen . . ., daß man dem Geist zu Hilfe kommen muß in seiner Verbannung und dem Fleische Abbruch tun in diesem Streit . . ." (Pf. S. 29, 17 ff.). Und will der deutsche Glaube von seinem angeblich „ersten Apostel" auch dessen harte Lehre übernehmen, wenn er unter ausdrücklicher Berufung auf den hl. Augustinus sagt: „Todsünde ist ein Gebresten der Natur, ein Sterben der Seele, eine Unruhe des Herzens, ein Siechtum der Kräfte, eine Verblendung des Verstandes, ein Jammer für das Gemüt, ein Tod aller guten Werke, eine Irrung des Geistes, eine Gemeinschaft des Teufels, ein Ausschluß aus der Christenheit, ein Kerker der Hölle" (Pf. S. 216, 26; vgl. ferner Pf. S. 217, 3; 277, 13).

So enthüllt sich unserem Meister angesichts der Sünde die ganze Fragwürdigkeit unserer Natur, die auch noch hereinschattet in das Reich von Gnade und Erlösung. „Denn von der Erbsünde, weil sie die Natur verdirbt", hat uns Christus befreit, „nicht aber von der Tatsünde, die sich in uns auf die Person bezieht und sie verdirbt" (Dan. S. 48).

Aber Meister Eckehart bleibt nicht in der Negation stecken, denn auch die Sünde hat ihren tiefen Sinn im göttlichen Welt- und Heils-

plan. Wenn er weiter sagt, daß „Gesündigthaben keine Sünde sei, sobald es uns leid tue", so ist das die selbstverständliche Voraussetzung, mit der jeder Katholik zur Beichte geht, sowohl gestern wie heute. Damit will Eckehart aber nicht *„meilenweit wegführen von der üblich geforderten Zerknirschung"* (R. S. 237), denn die Lehre der Väter vom donum lacrimarum macht sich der Meister unter Hinweis auf Maria Magdalena und den hl. Petrus ausdrücklich zu eigen. „Es ist ein Zeichen großer Minne, wo die Zähren mit der Reue rinnen . . ., und wer von Not Reue hat über die Sünden, so ist es dazu gar gut, daß die Reue mit Zähren gewaschen werde" (Pf. S. 362, 36; 363, 1).

Ebenso ist Eckeharts Wort „vom Segen der Sünde" ein urchristliches. Wir erinnern an das Pauluswort: „Wo die Sünde überhandnahm, da war die Gnade überreicher" (Röm. 5, 20), das bei dem hl. Augustinus fortklingt, wenn er von der „felix culpa", der „glücklichen Schuld", spricht, die uns den Erlöser mit all seinem Liebesreichtum gebracht hat. Und auch im Leben des einzelnen hat die Sünde noch ihren Sinn. Bei eben dem hl. Augustinus heißt es: „Denen, die Gott lieben, wendet er alles ins Gute, dermaßen, daß er ihnen ihre Irrwege und Verfehlungen zum Fortschritt im Guten gereichen läßt, denn sie nehmen an Demut und Erkenntnis zu" (de corr. et gr. 24). (Ähnlich Thomas S. Th. I, 2. 79, 4 — I, 2. 87, 2 ad 2.) „Und hat der Heiland nicht selbst einmal gesagt, wem mehr vergeben wird, der liebt auch mehr" (Pf. S. 560, 3, vgl. Dan. S. 23). Also so ganz nordisch ist dieser Gedanke vom „Segen der Sünde" nicht.

Freilich müssen wir die Sünde fürchten und den gerechten Gott, der nicht in dem Sinne *„ein Gott der Gegenwart ist", „daß er in der Vergangenheit nicht mehr herumrechne"* (R. S. 237). Allerdings nicht mit „Kontobuch" und „Rechenstift", auch nicht in einer Vergangenheit, welche die seine, d. i. Gottes wäre; denn Gott ist überzeitlich. Aber darum ist seinem Allwissen unsere Vergangenheit nimmer verborgen. So sind es nach Eckehart „zwei Ursachen, weshalb die Menschen mit Grund sich fürchten vor dem Herrn: erstens, weil er allwissend ist, so daß keine Schuld ihm verborgen bleiben kann, zweitens, weil er der Allgerechte ist, so daß nichts ohne seine Strafe bleibt" (Karrer S. 108).

Aber dem Menschen ist ja immer ein Wiedererstehen von aller Sünde möglich, wenn er der göttlichen Erbarmergnade mitwirkend begegnet (Pf. S. 216, 24). „Reue", „Beichte" und „Genugtuung" sind die christlichen Heilsmittel, auf die Eckehart verweist (Karrer S. 101).

Ist diese Einschätzung von Sünde und Reue bei Eckehart wirklich *„so ganz anders"* als die gemeinkatholische? Denkt er hier auch nur um ein Haar anders als *„der zerrissene, unfreie, bastardisierte Augustinus?"* (R. S. 236). Der sich übrigens für diese seltsamen Prädikate schon im unmittelbar folgenden Satze rächt. R. will nämlich im Gegensatz zu Augustin *„die verharrende Gottlebendigkeit" „des nordischen Menschen", „das Erheben seiner Seele zu immer höherem Lichte"* (R. 236) dadurch beweisen, daß dieser Mensch sich sogar als Abbild der heiligsten Dreifaltigkeit wisse. Trotz der Inkonsequenz, die darin

für den R.schen Eckehart liegt — für den Gott doch nur eine selbstgeschaffene Idee ist —, es hilft alles nichts: Denn der Mann, der eben diesen „nordischen" Gedanken, wonach unser Gedächtnis Gottvater, unser Verstand Gottsohn, unser Wille dem Heiligen Geiste ebenbildlich zugeordnet, erstmals formuliert und ihn der gesamten mittelalterlichen Spekulation zugebracht hat, das ist eben jener „afrikanische" Augustinus. Dieser Gedanke kehrt in seinen Schriften, ebenso in denen des hl. Thomas immer wieder.

In dieser Ebenbildlichkeit unserer Seele mit Gott, die dadurch vor aller Kreatur ausgezeichnet ist, eben darin besteht ihre wahre Ehre vor Gott. Und wie wir schon sagten: ihre wahre Freiheit besteht im Gehorsam vor Gott, der sie eben zu sich hin erschaffen hat. Er gibt ihr (siehe oben!) aber nicht nur Sinn und Ziel, er ist ja dieser unserer Freiheit Grund, da er sie tragend hält, da er es ist, der dem Menschen die Selbstbestimmung überhaupt erst möglich macht. Denn ohne Gottes Schöpferkraft wäre der Mensch ein Nichts, seiner All-Ursächlichkeit ist unsere Selbst-Ursächlichkeit (Selbstbestimmung) wunderbar nachgebildet.

Darum gibt es in unserer Freiheit Grade, sofern sich die negative Freiheit, „wo wir frei sind von aller Schuld", wo wir „freier sind, indem wir den Dingen nicht anhangen", aufsteigert zur positiven Höchstfreiheit. Da ist die Seele „am allerfreiesten (aller vrîest): weil frei von allem, ja von sich selber, und eingeschlossen in die Abgründe ihres Ursprungs". Da hat „Gott seine Gnade in die Seele eingegossen, die sich in der Minne also vernichtet hat" (Pf. S. 393, 23 ff.).

Wir sehen also: höchste Edelkeit, höchste Freiheit, höchste Ehre, höchste Gnade, höchste Minne, höchstes Sein, höchstes Nichtmehrsein, in der mystischen Gnadeneinheit von Gott und Seele schlagen alle diese Superlative ineinander. Da ist eben alles eins, und eins ist alles. Gott, die Einfachheit ohne Ende, er ging in unsere Seele ein, die „Einfachheit in sich" facht sich alles ein ... Da habe ich wirklich im Einen alles gefunden und bin „über all sunder überkommen". Aber diese völlige unio (Einheit) des Jenseits findet die Seele des Mystikers und die aller Christgläubigen schon hier, besonders in der communio (in der Vereinigung), „in eime vorsmacke des êwigen lebens" (Pf. S. 380, 21): nämlich „in der seliger gegenwürtikeit gotes in dem heiligen sacramente" (ebenda S. 31).

Gerade hier hat sich auch die gelehrte Forschung — wie uns scheint — ein wichtiges Moment entgehen lassen. Denn in der heiligen Vereinigung der Menschen mit dem eucharistischen Christus sprudelt der unerschöpfliche Quell mystischen Lebens. So heute wie damals und immer. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm" (Joh. 6, 57), „nicht ich lebe, Christus lebt in mir" (Gal. 2, 20), ununterbrochen zieht sich der mystische Liebes- und Lebensstrom durch die Kirche der Jahrtausende und entkleidet das, was wir heute Mystik nennen, weithin seiner geschichtlichen Besonderheit.

Von *„stoffanbetender Abendmahlslehre"*, von *„Mitschleppen alter Fesseln"* und dergl. spricht R. (S. 129). Wie kann er auch wissen, „von

der grôzer und undenclîcher vollkomenheit unde der wunderlîcher vreude, die diu sêle hât von der sêliger gegenwürtikeit gotes in dem hl. sacramente" (Pf. S. 380, 30). Denn „wir hân dâ got in gote unde uns in gote" (ebenda S. 6). Hören wir im folgenden eine Stelle, wo der ganze Festeszauber des soeben (durch Juliana von Lüttich) erstandenen Fronleichnamsfestes, die verhaltene Glut thomistischer Hymnen, diese ganze neue Welle eucharistischer Begeisterung funkelt im Gehalt dieser kristallenen Worte. Ja, so etwas vom Rauchwerk unserer Altäre, vom Goldglanz unserer Ziborien, von Morgenlicht und Opferfrühe, von all der lieblichen Erhabenheit dieses Mysteriums schwingt in den überaus inniglichen Worten unseres Meisters, wo er dann alles Menschliche, Kosmische und Göttliche zugleich eintaucht in die Überfülle des eucharistischen Wunders. Man muß ferner für die zarte Melodik und die reizende Naivität unserer mittelhochdeutschen Muttersprache ein Ohr haben, um hier höchste Wortkunst überhaupt zu erleben. So heißt es denn: ein besonderer Wert „der an unseres Herrn Fronleichnam liegt, das ist ein Entbrennen göttlicher Minne. Gott ist es allein, der aller Dinge würdig ist. Er minnet sich selber um seiner selbst willen in der einen gleichen Minne. Also tut des Menschen Seele, die entbrannt ist in göttlicher Minne, die minnet Gott um Gottes willen, auf Gottes Art und minnet nun alle Dinge von Gott her in Lauterkeit. Gott ist wahrlich die Minne, und die Minne ist wahrlich Gott. Wer in ihm wohnt in Minne, der wohnt wahrhaftiglich in Gott und Gott in ihm. Nicht nur als Enthalt seines Wesens, so wie Gott alle Kreaturen in seiner Wesenheit enthält. Um vieles mehr geht es hier: Gott wohnt in der Seele als ein Freund mit seinem Freunde. Ein Freund, der offenbart seinem lieben Freunde all seine verborgenen Heimlichkeiten. Sie offenbart auch Gott in Lieblichkeit seinem lieben Freunde: Er hat nichts Verborgenes in seinem Wesen, er offenbare es denn der Seele, die sich dem Einfluß seiner Gnade bereit hält. Die das einen Augenblick nur empfangen, die Seele achtet weder ihrer noch alles des, das Gott nicht ist. Freund ist gern bei liebem Freunde, Gott ist allein ein steter Freund. Gott minnet uns mit ewiger Minne und will in Stete bei uns bleiben bis ans Ende. So ist das heilige Sakrament eine große Freude allen guten Leuten. Der Mensch ist selig, der unseres Herrn Fronleichnam oft empfängt mit reinem Herzen und mit festem Glauben. Der Mensch wird gestärkt in aller Heiligkeit und Vollkommenheit von der Kraft des heiligen Fronleichnams unseres Herrn" (Pf. S. 377, 34 ff.).

In seiner Verteidigungsschrift spricht der Meister von den „vielen Broten, die auf den verschiedenen Altären gewandelt werden in den wahren einzigen Leib des Herren selbst, der empfangen und geboren aus Maria der Jungfrau, gelitten unter Pontius Pilatus. Mögen zurückbleiben auch die geeinzelten Gestalten, unser Geist wird angenommen in Gnade, und wir werden geeint dem wahren Sohne Gottes, wir werden Glied des einzigen Hauptes der Kirche, das da ist Christus" (Dan. S. 15, vgl. S. 31; 54 etc.).

Das ist Meister Eckehart! Und hier ist er unser. Wer könnte daran zweifeln? Kann man wirklich diesem Manne noch eine „Religion des Blutes“ zusprechen? Soll nicht alles das, was Eckehart uns bisher zu sagen hatte, eitel Lüge sein, so ist eine solche Inanspruchnahme ein völliges Unding. Wer noch irgend Sinn für ein Ganzheits- bzw. Gestalterfassen in geistesgeschichtlichen Dingen hat, für den ist so etwas aber auch ganz und gar unmöglich.

Trotzdem glaubt R., den letzten und stärksten Trumpf für seine Auffassung bis zuletzt aufbewahrt zu haben. Es ist der bedingte Teil eines Bedingungssatzes, der es ihm angetan hat, den er durch Sperrdruck heraushebt und dann alle seine Bedingtheit, ja allen Sinnzusammenhang außer acht läßt, beglückt ob eines solchen Fundes. Man fühlt geradezu die Entdeckerfreude R.'s, die sich auch schleunigst des antithetischen Charakters dieser Stelle entschlägt, nur um das Sätzlein zu hätscheln, das soviel Gobineau und Chamberlain auf einmal enthält.

Nun ist es freilich mehr als merkwürdig, daß Meister Eckehart bei all seinem erheblichen deutsch-lateinischen Schrifttum diese seine Fundamentallehre ausgerechnet in die eine Hälfte eines Bedingungssatzes geradezu „verschatzgräbert“, so daß der suchende Spaten eines glücklichen Finders erst volle sechshundert Jahre später rein zufällig hier auftrifft. Und was hat der „schlaue“ Meister einen Wust von alt- und neutestamentlichen Erklärungen, von scholastisch-spekulativem Gelehrtenkram benützt, um sein halbes Sätzlein mit dem kostbaren Schatz hier zu verstecken, um dann nie wieder auf seine neue Religion, nicht einmal in einem Viertelsätzchen, explicite zurückzukommen. Das müssen wir doch sagen: Dieser Eckehart ist der merkwürdigste Religionsstifter, der jemals gelebt hat, und Bonifatius war ihm an Bekennermut himmelweit überlegen.

Aber nun endlich zu diesem kostbaren Satzjuwel selbst. Eckehart sagt tatsächlich: „Das Edelste, das am Menschen ist, das ist Blut . . .“, aber nicht so ohne weiteres, sondern nur unter einer Bedingung, die man eigentlich noch gesperrter drucken müßte als das Bedingte, nämlich nur dann, „wenn es“, d. i. Blut, „gut will“. Aber mehr noch! Dieser ganze Bedingungssatz ist nur das eine Glied einer Antithese, deren zweites ich mit demselben Recht verabsolutieren und sperren dürfte wie das erste. Nun sieht die Sache allerdings schon anders aus, nämlich so: „Auch das Ärgste, was am Menschen ist, das ist das Blut“, aber auch nur unter einer Bedingung „wenn es übel will“ (vgl. R. S. 257/58 und Pf. S. 179, 15 ff.).

Also diese konträren Eigenschaften unseres Blutes sind nicht jenseits von Gut und Böse, sondern sowohl die „Edelkeit“ als auch ihr Gegenteil sind abhängig von entsprechenden sittlichen Qualitäten. Die letzteren stehen also immerhin normierend über allem Blut.

Doch verfallen wir nicht in den Fehler R.s, sondern betrachten die Stelle in ihrem Zusammenhang, denn der vermag einzig über sie Licht zu schaffen. Die Stelle steht in einer Predigt, die zum Vorspruch das Markuswort X, 28 hat: „Fürchtet nicht die, welche den Leib töten, die

Seele aber nicht töten können." Es heißt weiter: „Denn der Geist tötet nicht den Geist, der Geist gibt dem Geiste Leben. Was Euch töten wird, das ist Blut (!) und Fleisch! Aber das stirbt ja miteinander. Das Edelste, das am Menschen ist, das ist Blut, wenn es gut will. Aber das Ärgste, das am Menschen ist, das ist Blut, wenn es übel will. Siegt das Blut dem Fleische ob, so ist der Mensch demütig, geduldig, keusch und hat an sich alle Tugend. Siegt aber das Fleisch dem Blute ob, so wird der Mensch hoffärtig, zornig, unkeusch und hat alle Untugend an sich. (Man beachte den genau antithetischen Bau dieses Satzes im Vergleich zu dem vorhergehenden!) Hier ist gelobt St. Johannes, den Gott selber gelobt hat". So lautet die Stelle.

R. bringt sie nicht, ebensowenig den unmittelbaren Vordersatz seines Zitates, der da lautet: „Fleisch und Blut, das stirbt miteinander." Es muß hier angemerkt werden, daß Meister Eckehart mit ebendiesem Blute, dessen Mythos bzw. Religion er angeblich verkündete (R. S. 258), das harte Wort in Zusammenhang gebracht hat, das lautet: „Die Söhne des Fleisches, deren Werk und Wandel n a c h d e m B l u t e schmecket, deren Leben aus Sünde kommt, werden weder hier noch dort (im Jenseits!) des Tages Mitte gewinnen" (Pf. S. 369, 27). Ebendort heißt es: „Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch; was aber vom Geiste geboren ist, das ist Geist. Das Fleisch ist grob, der Geist edel, ihrer beider Natur ist ungleich und widereinander" (Pf. S. 369, 33). Und dieses Gegeneinander von Fleisch und Blut auf der einen und vom Geist auf der anderen Seite wird dargetan als die Folge der Erbsünde.

Wenn somit obige Stelle überhaupt Sinn haben, nicht völlig aus Eckeharts System herausfallen soll, so ist der Superlativ: „Das Edelste" hier relativ zu fassen, nämlich als das Edelste von zweien: eben Fleisch und Blut. Vermutlich liegt hier eine physiologische Theorie des Mittelalters zugrunde, wonach das Blut dem Fleische vorgeordnet ist im Ordnungs- und Lebensgefüge unserer Leib-Seele-Einheit. So hieß es oben „Das Fleisch ist grob, der Geist edel", so daß zwischen beiden das Blut rangieren mag. Und fügt sich dieses Blut dem Geiste, obsiegt andererseits dem nachgeordneten Fleische, hält somit rechte Ordnung, so hat es auch als das „nobilius esse", das vornehmere Sein, den m e i s t e n Anteil am Guten, jedenfalls mehr als das Fleisch und alle nachgeordneten Kräfte. Denn das alte Axiom: quidquid recipitur, secundum modum recipientis recipitur, gilt auch für Meister Eckehart. Der Kenner mag mit Vergnügen die mittelhochdeutsche Übersetzung des Meisters vernehmen: „Ein ieglich enpfenclich dinc wirt enpfangen und gevazzet in sîme enpfâhende nâch der wîse des enpfâhenden." (Jedes zu empfangende Ding wird nach der Weise und Beschaffenheit des Empfangenden empfangen.) Diese Spiritualisierung des Körperlichen ist eine urchristliche Angelegenheit. Lesen wir nicht schon beim hl. Paulus vom „Harren der Schöpfung . . . auf die Offenbarung der Kinder Gottes", ja, daß die „Schöpfung selbst von der Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit werden wird zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes" (Röm. 8, 19—22). Wir „als die Erstlinge des

Geistes" wissen sogar um die „Erlösung unseres Leibes", nicht nur „der Hoffnung nach", sondern in der Verklärung der ewigen Schau.

Ist so das Blut jenem Eckehartschen Bedingungssatz (wenn es gut will!) gerecht geworden, dann ist es der edelste Lebensträger in der Hierarchie der vitalen Kräfte.

Aber . . . (und diese Antithese steht gleichgeordnet daneben, so daß man sie doch keineswegs übersehen darf!) eben dieses selbe Blut ist sofort das „ärgste", wenn es in Auflehnung wider den Geist steht, und andererseits das Fleisch in Verkehrung und Unordnung wider das Blut revoltiert, „das Fleisch dem Blute obsiegt". Denn das Wesen aller Sünde ist die Aufhebung des geordneten Spannungsausgleichs innerhalb der vital-geistigen Hierarchie. Sünde ist nach Eckehart und der gesamten Scholastik Perversion, Unordnung im vitalen und geistigen Bereich, denn das eine ist im anderen ihm organisch eingefügt.

So will Meister Eckehart verstanden sein; denn nur dann kommen alle seine Sätze zur Geltung und brauchen nicht erst mit Sperrdruck und schamhaft-verschwiegenen Elisionen Prokrusteskuren durchzumachen, ehe sie sich willig für Gobineau und Chamberlain mißbrauchen lassen.

Es ist im Grunde aber der radikale Stilgegensatz zwischen dem christlichen Denken und dem mechanistisch-evolutionistischen der Moderne überhaupt, der hier aufbricht. Das letztere möchte denn auch unsern Meister Eckehart für sich reklamieren.

Demgegenüber gilt aber für alles adventistische wie christliche Denken der unumstößliche Grundsatz, den Thomas (De ver. XXVI. 5. 2) so formuliert: „quanto aliquid perfectius, tanto principalius est". Je vollkommener ein Ding, desto mehr ist es Anfang und Ursache im Weltganzen. Es ist ja das nur eine andere Version des Grundsatzes: Ex nihilo nihil fit, aus nichts kommt nichts, angewandt auf die Ständeordnung des Alls. Aus dem mechanischen Bereich kann nicht der biotische, aus dem rein biotischen nicht der geistige Seinsbezirk entstehen. Es kann eben das Nichts, das Unten niemals das Oben, das Sein gebären, sondern allemal umgekehrt. Der Sinn- und Seinsüberschuß der jeweils höheren Formstufe verlangt, weil nicht enthalten in der niederen, ebenfalls seine Erklärung. Mechanismus und Darwinismus haben gegen dieses Grundgesetz aller Metaphysik 200 Jahre sündigen dürfen. Erst heute scheint sich eine Umkehr zu echt organischem Denken anzubahnen. Wer aber den Geist aus dem Blute deduziert, das Höhere aus dem Niederen, der ist noch immer jenem nihilistischen Pantheismus verfallen und denkt alles andere als organisch. Jeder Seinsstufe muß man ihr Eigenrecht lassen, ihre Sinndeutung kann sie niemals aus dem Niederen erfahren, sich aus ihm „entwickeln", es sei denn, daß das Höhere zuvor von einem Höchsten im Niederen präformiert sei. Mag sich zeitlich das Höhere aus dem Niederen entwickeln, wie die Begriffe aus den Anschauungen, der Natur nach hat es ihm allemal voranzugehen.

Und so wie die späte Entwicklung eines recht begrifflichen Denkens aus dem sinnlich-anschaulichen Vorstellen nur möglich ist unter der

Voraus-Setzung eines geistigen Prinzips, so ist in der Natur die „biogenetische" Entwicklung des geistigen Seinsbereichs aus dem vitalen nur möglich unter der Voraus-Setzung einer ausrichtenden und all-normierenden Urursache, von der aus der „exitus creaturarum in esse" (De ver. XXIII. 4 ad 6) überhaupt erst erfolgen konnte.

Wie gesagt: Hier handelt es sich um den fundamentalen Stilgegensatz zwischen christlichem Denken und dem der Moderne. Und alle die, welche das Blut zu ihrem Gott machen, ziehen eben eine der möglichen Konsequenzen aus dieser Denkhaltung, wie andere (Feuerbach-Marx) aus jenem „Unten" nicht den „organischen", sondern den „anorganischen" Grundstoff heraufholten, um ihn zu ihrem „Gott" zu machen. Aber „stoffanbetend" — um dieses R.sche Wort zu gebrauchen —, blieben die einen wie die anderen. Andere machten die ratio, die Vernunft, zum Höchsten, wieder andere glaubten mit Hegel, daß alles im durchdauernden Wandel sei zur absoluten Idee.

Aber sie alle sind halt evolutionäre Nihilisten, Nichts-Anbeter, an das sie ja auch zwangsläufig verwiesen werden, wenn sie dem Sein selbst, dem ipsum esse, den Rücken kehren: die idealistischen Pantheisten, die Rationalisten, die Materialisten und Marxisten, die Darwinisten, die Sanguinisten. Sie wollen alle aus reiner Finsternis zu Licht kommen, während wir doch wissen, daß, umgekehrt, das Licht leuchtet in die Finsternis. Jene wollen die Dämmerung aus der reinen Nacht, wir dagegen von der Sonne und aus der Nacht erklären. Mit dieser unserer natürlichen Auffassung standen wir immer allein in dieser Welt. Es ist gut, daß wir uns das heute immer wieder sagen. Und ist es nicht überaus charakteristisch, daß jenes unser ‚natürliches' Wissen nur im Schatten des über-natürlichen sich zu halten vermochte, daß die Philosophie des gesunden Menschenverstandes sich allemal nur im Bunde mit der christlichen Theologie behaupten konnte. Ist es doch vielleicht eine „organische" Notwendigkeit, mit der wahre Philosophie echte Theologie fordert und umgekehrt? „Philosophia ancilla theologiae" . . ., beweist es uns nicht die Geschichte der konkreten Vernunft? Dieser Denkhaltung des „Gott in der Höhe", diesem echt analogischen Verhalten ist Meister Eckehart verschrieben mehr als einer.

Ihm ist Gott das Sein, die Einheit, die Wahrheit, die Güte, die Freiheit, die Liebe, die Ewigkeit, der alle diese Eigentümlichkeiten nicht nur hat, sondern wesenhaft ist. Durch ihre Mitteilung an die Kreatur ist diese einzig möglich, weil sie nichts aus sich, sondern alles von ihm her ist. Nichts ist sie vom Unten, vom Sub-jekt, von so etwas wie im „Unterbewußtsein Wirkenden", von „einer Art Gegenstück der Seele" (R. S. 257).

Nein, die Seele hat keine Art gleichgeordnetes Gegenstück, nicht einmal den Leib, derart, daß sie gar von ihm bewirkt sein könnte. Denn „diu sêle ist ein forme des lîbes" (Pf. S. 481, 20), die den Leib mit Blut und Fleisch überhaupt sinn- und seinsgemäß erst möglich macht, „dâ sie dem lîbe daz leben gît" (Pf. S. 409, 24).

Aber auch die Seele, wie sie nach unten Leben spendet, erhält sie es auch von oben. So empfangen wir denn alles Sein, alle Güte, alle Gerechtigkeit, alles Leben „nicht vom Subjekt, sondern das Subjekt empfängt von ihnen, durch sie und in ihnen (als ewigen Sinneinheiten!) das Gerechtsein, das Wahrsein, das Gutsein und dieser Art Dinge, da sie ja früher sind als ihre Subjekte und auch bleiben, wenn ihre Subjekte vergangen sind, wie Augustinus lehrt" (Dan. S. 27). Sie bleiben nämlich in Gott, der alle diese Dinge wesensmäßig ist.

So ist all unser Sein, all unsere „Göttlichkeit", Ehre und Freiheit nimmer aus uns, nie und niemals sind wir gar Gott gleich, „weil alles Sein der Kreaturen an der Gegenwärtigkeit Gottes hängt" (Dan. S. 56).

Das ist die unerschütterliche, traditionelle Fundamentallehre Meister Eckeharts. Ohne sie bleibt er in allem völlig unverständlich, alle seine Sätze zusammenhanglos. Aus diesem christlichen „sursum corda" seines Geistes und seines Herzens hat er das Johanneswort gepredigt, das wir mit Absicht gerade hierher setzen: „Also spricht auch St. Johannes in seinem Evangelium, daß alle die Kraft empfingen und Söhne Gottes werden können, welche nicht aus dem Blute noch aus Fleischeswillen, noch aus Mannesbegehr, sondern von Gott und aus Gott allein geboren sind" (Pf. S. 420, 20).

„Also kann die Seele sprechen, wenn sie sich aufhebt zu Gott: ich gehe zu dem, von dem ich gekommen bin" (Pf. S. 410, 9).

Vierter Abschnitt

Eckeharts Verhältnis zur Kirche

Im folgenden bleibt noch das Verhältnis Eckeharts zur Kirche kurz zu untersuchen.

Ihm ist die Kirche ein lebendiger Leib, dem wir alle gliedhaft eingeordnet sind. Die Seele dieses geheimnisvollen Leibes, das ist Christus. Es ist die paulinische Lehre vom corpus Christi mysticum, vom mystischen Leibe Christi, welcher der Mystiker Eckehart ganz und gar zugetan ist. „Wir sind Glieder unter dem einen Haupt der Kirche, das da ist Christus" (Dan. S. 15). In dieser Gleichheit sind wir alle ein einiger Sohn (Pf. S. 288, 5). Und „was die einzelnen Glieder tun, ist Tun des Trägers, und was der Träger tut, gehört dem Ganzen zu, nicht nur der Seele und nicht nur dem Leibe, geschweige dem einzelnen Gliede oder einer einzelnen Kraft. Daraus folgt für unseren Fall, daß alles Wirken und alles Leiden eines jeden Gläubigen — Gliedes Christi und Gottes — allen Gläubigen gemein ist, die da Glieder sind. Das ist die Gemeinschaft der Heiligen" (Karrer S. 126). Und für diese Kirche predigt er den Sozialismus der Liebe in begeisternden Worten (vgl. Karrer S. 128).

Wie war es nun möglich, daß 28 von Eckeharts Thesen durch eben diese Kirche verurteilt werden konnten? Der Gründe sind einmal äußere.

Meister Eckehart war Dominikaner und somit jenem Orden zugehörig, der damals in seinen Heiligen: Albertus Magnus und Thomas von Aquino den höchsten Ruhm genoß. Meister Eckehart war einer ihrer größten Söhne und hat ihr geistiges Erbe als Universitätslehrer in Paris und als Prediger in allen Gauen Deutschlands mit großer Denkkraft und zündender Sprachgewalt weithin vermittelt.

Demgegenüber blieben Reibungen mit den anderen großen Orden, eben den Franziskanern, nicht aus. Ein Beweis für die Lebendigkeit und die Existentialität mittelalterlichen Geistes! Und doch, alle diese disputierenden und divergierenden Geisteskräfte umgriff die Einheit des Glaubens und wölbte sie hinauf zu der großartigen Tektonik ihrer Summen, vor der wir heute staunend stehen.

In diese gelehrten Streitigkeiten zwischen Franziskanern und Dominikanern wurde auch Meister Eckehart hineingezogen. Der Streit wurde manches Mal mit den harten Mitteln einer unverbrauchten Zeit getrieben, die groß war im Beten und Denken, aber auch groß im Kampf und in menschlicher Leidenschaft. Die Schuld verteilt sich allemal auf beide Seiten, so auch in unserem Fall.

Jedenfalls in den Kampf der Parteien griff der Kölner Erzbischof, Heinrich von Virneburg, ein und strengte gegen Meister Eckehart einen Prozeß in Glaubenssachen an. Der Erfolg war, daß Meister Eckehart 1327 bedingten Widerruf leistete: Wenn etwas Irrtümliches in seiner Lehre gefunden werden sollte, so widerrufe er das bereits vorher; einer Abweichung im Glauben sei er sich allerdings in keinem Punkte bewußt geworden.

Der Streit zog seine Kreise bis hin zum Papst. Johann XXII. griff ein und ließ sich die Akten des bischöflichen Gerichtes einschicken. Nach genauer Untersuchung durch den Papst selbst sowie verschiedene Kardinäle schritt jener am 27. März 1329 zur Verurteilung von 28 Eckehartschen Thesen. Meister Eckehart selbst aber war zwei Jahre vorher gestorben.

Wenn R., ohne die Spur eines historischen Anhaltspunktes *„von Nachhilfe mit einem Pülverchen“* (S. 254) spricht, so mag das den Grad der Objektivität beleuchten, mit der er in diesen Dingen zu sehen gewohnt ist.

Wir sind nun in der glücklichen Lage, die lateinische Rechtfertigungsschrift des Meisters, welche er der Kölner Kommission am 26. September 1326 vorlegte, zu besitzen. Sie ist von dem Benediktinerpater Daniels 1923 herausgegeben, nachdem sie dreißig Jahre früher in der Soester Stadtbibliothek bereits aufgefunden war.

Es mutet fast an wie eine Fügung, daß Meister Eckehart auf diese Art gezwungen wurde, zu den umstrittensten seiner Thesen selbst Stellung zu nehmen. Denn ohne diese seine Verteidigungsschrift wäre eine Ausdeutung des Meisters in manchen Dingen sehr viel schwieriger. Das Eine steht fest: Wer diese Verteidigungsschrift des Meisters nicht vorurteilslos gelesen hat, der kann sich in der ganzen Angelegenheit kein Urteil erlauben. „Denn was Eckehart war, ist Frage der Ge-

schichte, nicht der weltanschaulichen Intuition oder — Propaganda", so sagt Karrer mit Recht in seinem heute noch ganz unentbehrlichen Buche: Meister Eckehart, München 1923.

Es sind im Laufe der Jahre manche Kontroversen entstanden um Meister Eckehart. Vor allem, seitdem plötzlich um 1900 ein bisher noch nicht geklärtes Interesse an deutscher Mystik, vor allem auf nichtkatholischer Seite, einsetzte. Entscheidendes aber für eine ganzheitliche Eckehartdeutung haben seit Denifles scharfer Attacke Männer wie Karrer und Dempf geleistet, die doch immerhin auch — was R. entgangen zu sein scheint — zu den katholischen Schriftstellern gehören (vgl. dazu R. S. 221 Anm.).

Heute aber können wir sagen, daß Meister Eckehart in tragische, d. i. in „unschuldige Schuld" gefallen ist.

Er selbst weiß, wie kompliziert und schwierig seine hohen Spekulationen sind. Seine Predigten stellen erhebliche Anforderungen an seine Hörer und sind ohne ein irgendwie theologisch geschultes Publikum nicht zu denken. Tatsächlich hatten nun auch die Beginen und Nonnen, vor denen er oft predigte, nachdem ihre seelsorgliche Betreuung seinem Orden übertragen war, ein bestimmtes Maß theologischer Bildung. Beginen nannte man im Mittelalter unverheiratete Frauen, die, obwohl weltlich, ein ordensähnliches Leben führten in bestimmten Häusern, den Beginenhöfen. Deren gibt es noch heute in Belgien und Holland. Damals waren sie stark verbreitet, in Köln gab es allein 140 Beginenhöfe. Die Begharden sind das männliche Gegenstück zu eben jenen Laienschwestern. Sie summarisch zu Ketzern zu machen und Meister Eckehart eine Art Geheimumgang mit ihnen außerhalb der Kirche zuzuschreiben, das blieb R. vorbehalten.

Mag nun Eckehart in diesen Kreisen mit ihrer gewissen theologischen Vorbildung gepredigt haben, die Gefahr von Mißverständnissen und Verzerrungen seiner Gedanken war um so weniger ausgeschlossen, als sich der Meister immer wieder des Mittels der Paradoxie bedient. Ein Gedanke wird stärkstens überspitzt, erhält eine nie gehörte Wendung. Dann klingt er isoliert und zusammenhanglos reichlich unglücklich, „male sonat", wie Meister Eckehart selbst sagt (Dan. 15, 9).

Dazu kommt, daß Eckehart die schwere Kunst der Dialektik handhabte wie keiner. Aber seine Dialektik ermöglicht sich allemal nur auf dem Einheitsgrund der Analogie; so wollen Eckeharts Ja auf der einen Seite, sein Nein auf der anderen immer sich ergänzend und koordiniert, niemals aber zum Entweder-Oder entspannt sein. Gerade wir heute, die wir der Halb- und Viertelsdialektik übersatt sind, vermögen uns an der klassischen Ganzheitsdialektik unseres Meisters von neuem zu erbauen. In diesem Sinne hat ihn übrigens schon einer seiner größten Nachfahren, nämlich kein geringerer als der Kardinal von Kues, begeistert verehrt.

Und es wird zweifellos, wenn in Kürze einmal das gesamte Schrifttum Eckeharts einwandfrei herausgegeben ist, der Meister des 14. Jahrhunderts zu einem der aktuellsten Künder im Geisttum unserer Tage

wiedererwachen. Sollte gar diese Eckehartrenaissance, in der wir Deutsche uns auf unsern dialektischen Beitrag zu dem natürlich-übernatürlichen Gottesdenken der ewigen Kirche rückbesinnen, durch R.s Irrtümer ihre katalytischen Anfänge erfahren haben?

Es ist schon so, wie Aristoteles in seiner Metaphysik einmal sagt: wo ein Schlechtes und ein Gutes, da ist dieses immer das Frühere und gibt jenem seinen Sinn. Immer war so auch der Irrtum um der Wahrheit willen, und immer waren die Irrlehrer um der Kiche willen.

Gerade wir heute am Ende eines historischen Zeitalters, hindurchgegangen durch all' die Wechselströme abendländischen Geistes mit ihrem radikalen Hin und Her, sicherer denn je tragen wir das „Mittetum" unseres Glaubens fröhlich in unsern Herzen, da es sich in der Geschichte der konkreten Vernunft so herrlich bewährt hat. Das schenkt unserm katholischen Lebensgefühl von heute seinen ganz besonderen Optimismus. Und die Jugend unserer Kirche von heute besteht eben darin, daß wir — wie keine katholische Generation uns zuvor — alle radikalen Pendelschläge antikatholischen Geistes mehr und mehr wieder einschwingen sehen auf die unbekümmert-eherne Gangart der Weltenuhr unseres Glaubens. Sie ist faktisch doch die einzige, die heute im Umbruch der Zeit allen aber auch, die guten Willens sind, zur kompromißlosen Orientierung zu dienen vermag.

Erst in dieser Sicht begreifen wir unseren Meister ganz. Ihm kam es darauf an, die ganze Größe und Erhabenheit der christlichen Lehre, ihren Universalismus, ihre himmelstürmende Gipfelung, ihre wundersame Architektonik seinen Lesern und Hörern zu vermitteln. Das mittelalterliche D e n k e n hatte im hl. Thomas sowohl Gottes- wie Weltweisheit machtvoll durchdrungen und in Eins verwölbt. Die Besonderheit Eckehartscher Mystik bestand nun darin, daß jene kühl geschauten Wahrheiten des Thomismus in ihm alle Kräfte des Gemüts aufriefen, um so ihre Herrlichkeiten wahrhaft f ü h l b a r zu machen. Und dieser blitzende Einschlag thomistischer Geistigkeit in seine empfängliche Seele zeitigt eine ungemessene Freude des Gottbesitzens, die durch die liturgisch-sakramentale Wirklichkeit nur immer noch gesteigert wird.

Stieg Thomas in seinem Denken behutsam von der Welt an zu Gott, Meister Eckehart erschloß sich umgekehrt von oben, von Gott her, die Welt. Und im jubelnden Überschwang seiner gottgeeinten Seele rinnen ihm, der nunmehr eins in allem und alles in einem hat, die Grenzen der Dinge und Gedanken ineinander. Sein größtes Glück ist es jetzt, außer der verzückten Schau der Gottesdinge den ihm anvertrauten Seelen davon zu geben, wovon sein Herz mehr als voll ist. Ihnen will er nicht die schlichte Wahrheit, sondern die „veritas pulchra", die „schöne Wahrheit" vermitteln, die zugleich „sittlich macht und demütig und flammend hinreißt zur Liebe Gottes" (ad amorem dei inflammans, Dan. S. 36; vgl. auch ebd. Zeile 53).

Immer kehrt dieser Gedanke einer zündenden (excitantis, Dan. S. 44, 15), wir würden modern sagen: einer „Existenzial"theologie wieder, der ihn zwingt, sich gesteigerter Wort- und Begriffseffekte zu be-

dienen (locutio emphatica, Dan. S. 39), nachdem er die thomistische Klassizität — wie kaum einer — erlebt hat.

Das Wahre soll sich umsetzen in das Gute, das ist seine beständige Sorge. Nicht wer die Wahrheit hat, sondern erst der, welcher sie lebt, ist der vollkommene Mensch. „Ein Lebemeister (in diesem Sinne!) ist ihm lieber denn tausend Lesemeister" (Pf. S. 589, 19).

Wie der Meister auf diese Art über allen bloßen Intellektualismus hinaus will, wie er selbst sich in die drängende Fülle seiner Spekulation hineinverliert, die durch ihn den anderen vermittelt sein will, da scheint es verständlich, wenn ihm eben die schlichte Wortform, die beruhigte, gedämpfte Periode zerbricht. Und er greift dann in dieser Ekstase seines mystischen Temperaments zu überspitzten und blitzenden Wendungen, nur um einzufangen an geschautem Gehalt, was eben möglich ist. So sprudelt es in seinen Predigten Sätze, die aus der Bewegtheit der Stunde aufs kühle Papier gebracht, beanstandet werden müssen. Eckehart selbst erklärt mehrfach, daß „ihr Klang ein falscher" ist (falsum est ut sonat. Dan. 37, 7).

Zweck aber all seiner sprühenden Rede ist einzig die Aufrüttelung der Gemüter, niemals ein Abweichen in Glaubensdingen. Entrüstet weist er etwas Derartiges zurück, „da ich den Glauben immer öffentlich bekenne", „fidem, . . . quam semper protestor; — reprobo et detestor, qui error vel errores mihi imputari . . . non possunt" (Dan. 12).

Daß aber der Unverständigen, ja auch der Eiferer (emuli) gar manche unter seinen Zuhörern vorhanden waren, die auf ihre Weise seine Gedanken hinnahmen und damit der Wahrheit entglitten, das wußte Eckehart selber nur zu wohl.

Aber konnte er, durfte er zählen und wägen bei alle dem, was in ihm brannte, bei all den wechselnden Lichtern, in denen ihm die hohen Zinnen des Ewigen leuchteten? Wer vermag da zu entscheiden?

Und die Kirche? Wer hat wie sie den göttlichen Wahrheitsschatz unberührt durch die Bewegtheit der Jahrtausende getragen? Wen wundert es, wenn sie in Sorge um diesen Schatz aller Überspitzung, ja allem Neuen mit kühler Wägung entgegentritt? Muß sie es nicht, die ernst und versonnen, die Ewigkeit zu Häupten, aus hoher Vergangenheit herabkommt die Zeiten, wo ihr Einzel- und Völkerschicksale, viel eitle Menschengröße begegneten ohne Zahl, um zu verwehen wie Spreu und Wüstensand?

Was kann ihr, die — ihr Haupt im unzugänglichen Licht — durch die Himmel und die Erde hinabreicht bis an die Pforten der Hölle, was kann ihr der einzelne sein, die sie die Last der Jahrtausende trägt und die Geheimnisse der Zukunft? Das bonum commune, die Heiligung der Völker und der gesamten Menschheit, die in hartem Weh daniederliegt, ist ihr zur Aufgabe gesetzt mit all der Furchtbarkeit, die das Blut des Eingeborenen vom Vater selber forderte . . .

In dieser Sicht will die Tragik Meister Eckeharts gesehen sein. Erst hier entfallen alle kleinlichen Kritiken und Ressentiments. Nie hat die Kirche den einzelnen, der guten Willens war, verdammt. Nie galt ihr

Spruch dem Irrenden, immer dem Irrtum. Und in unserem Fall ist keineswegs der ganze Eckehart, sondern aus seinem ganzen weiten Schrifttum sind es 28 Sätze, die der Kirche Spruch getroffen hat. Isoliert und aus dem Zusammenhang gelöst, können sie in dieser Welt der Gefahren, wo der Satan Unkraut sät, den allzu vielen verderblich werden.

Hier zu sprechen ist nicht nur der Kirche Recht, sondern ihre schwere Pflicht. Und die Tragik ist gleich schwer für sie, die ohne Wahl verdammen muß, wie für den, der getroffen wird von ihrem Spruch. Und mag er zeitlichen oder ewigen Tod im Gefolge haben, das letzte ist Sache des Unerforschlichen, der die Gerechtigkeit selber ist.

Im Falle Eckehart hat die Kirche die bona fides des Meisters ausdrücklich in ihrem Richtspruch anerkannt. Und Meister Eckehart hat selbst wohl seine Tragik zutiefst gedeutet mit der ganzen Demut, aber auch Opferstärke des Christusjüngers. „Alles, was in meinen Schriften und Worten falsch ist ohne mein besonderes Wissen, allezeit bin ich bereit, dem bessern Sinn zu weichen. Denn wir kleinen Geister können so riesige Gedankenmassen nicht ertragen und unterliegen bei dem Wagnis dessen, was über unsere Kräfte geht, wie Hieronymus einmal sagt. Denn irren, ja, das kann ich, aber ein Ketzer, nein, das kann ich niemals sein, denn das erste geht den Intellekt, das zweite aber den Willen an" (Dan. 2).

Das ist der tiefe Sinn, den der Meister selber all den Einzelheiten seines Schicksals abgerungen hat. Darum müssen wir es ablehnen, dieses Schicksal für den Meister zu einer Katastrophe umzudeuten. Er hat es selber keineswegs so empfunden, zumal er wußte, daß sogar der hl. Thomas und ebenso der hl. Albertus Magnus eine ganze Zeit im Verdachte gewisser Irrtümer gestanden haben (vgl. Dan. 1). Man muß eben immer bedenken, daß man diese großen Dinge im Mittelalter nicht mit dem Pathos moderner Kirchenfeindlichkeit auskämpfte, sondern mit dem gläubigen Ethos von Menschen, die um die schwere Aufgabe des „summus pontifex" und der „romana curia" (Dan. 2) wußten: nämlich den göttlichen Wahrheitsschatz hindurchzutragen durch die Zeiten.

Man wußte sich zu verteidigen und zu kämpfen in diesen Hochtagen menschlichen Geistes, aber man wußte auch, sich gläubig und demutsvoll der gottgesetzten Autorität zu unterwerfen. Immer aus dem Glauben heraus, daß wir nicht in „Freiheit und Ehre" Gott gleich seien, sondern daß wir Ihm gegenüber ein reines Nichts (unum purum nihil; Dan. 34), daß wir bis ins Mark hinein arm und bloß seien (Dan. 36, 25).

Wenn die Kirche damals 28 Sätze aus Eckehartschem Schrifttum verurteilte, so beweist die Geschichte allerdings, wie recht sie damit hatte. Immer und immer wieder hat sich gerade an Eckehart heute wie damals der Irrtum herangemacht, um seine hohen Worte zu mißdeuten und ihn der Kirche abzusprechen.

Wir aber glauben gezeigt zu haben, wie Eckehart weit über solchen Versuchen steht, denn er ist eine der zartesten Blüten am weithinschattenden Baum der Weltkirche und eine der geistvollsten und lautersten Persönlichkeiten deutscher Katholizität. Und als Christen wissen wir, daß das tragische Opfer, welches von ihm, dem einzelnen, ebensowohl gebracht, wie es von der Gemeinschaft der Kirche gefordert werden mußte, himmelwärts verflammte zu dem, dessen Vorgeschmack Meister Eckehart hier unten allzu oft empfunden, und von dem er — wie keiner — wußte, daß er Unsagbares denen bereitet, die ihn lieben.

Namen- und Sachverzeichnis